DIE ALTE WELT

GEORG HOYNS.

L

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R.W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken, wie zunächst bei Mirza-Schaffy, wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. December. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Cassa-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin W., Kronenstrasse 17."

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.

Die bis jetzt gewonnenen Autoren sind:

Auerbach, Dr. Berthold.
De Bary, Prof. Dr. A.
Bartsch Prof. Dr. K.
Bluntschli, Prof. Dr. J. C.
Bodenstedt, Prof. F.
Büchner, Dr. Louis.
Carrière, Prof. Dr. M.
Cohn, Prof. Dr. Ferd.
Droysen, Prof. G.
Ebers, Prof. Dr. G.
Ecker, Prof. Dr. J. A.
von Eye, Dr. A.
Falke, Prof. Jacob.
Falke, Dr. J.
Fischer, Prof. Dr. Kuno.
Fontane, Th.
Frenzel, Dr. Carl.
Funke, Prof. Dr. Otto.
Gneist, Prof. Dr. R.
v. Giesebrecht, Prof. Dr. W.
Goldbaum, Dr. W.
Gutzkow, Dr. Carl.
Gosche, Prof. Dr. Rich.
Gerock, Dr. Carl.
Göll, Dr. Herm.
Häckel, Prof. Dr. E.
Hanslick, Prof. Dr. E.
Hassel, Prof. Dr. Carl.
Henne am Rhyn, Dr.
Hering, Prof. Dr. E.
Hermann, Dr. Emanuel.
Heyse, Dr. Paul.
v. Hochstetter, Prof. Dr. F.
Huber, Prof. Dr. Joh.
Justi, Prof. Dr. C.
Keller, Gottfried.
Laas, Prof. Dr. E.
Lammers, A.
v. Lasaulx, Dr. A.
Laube, Dr. Heinrich.
Lindau, Dr. Paul.
Laur, Dr. Eugen.
Lauser, Dr. W.
Lehmann, Dr. Max.
Lemke, Prof. Dr. Carl.
Lippert, Dr. J.
v. Löher, Prof. Dr. Franz.
v. Lützow, Prof. Carl.
Meissner, A.
Noë, H.
Osenbrüggen, Prof. Dr. E.
von Osten.
Pisco, Prof. Dr.
Reitlinger, Prof. Edm.
Richter, Prof. Dr. H. M.
Rogge, Dr. W.
Rosegger, P. K.
Rodenberg, Dr. J.
v. Sybel, Prof. Dr. H.
Scheerer, Prof. Dr. W.
Schmidt, Prof. Dr. A.
Schmidt, Prof. Dr. O.
Spielhagen, F.
v. Schack.
Sterne, Carus.
Steub, L.
Strodtmann, A.
Stieler, Dr. Carl.
Sanders, Dr. Daniel.
Vambéry, Prof. H.
Vogt, Carl.
v. Weber, M.
Woltmann, Prof. A.
Ziegler.
Zittel, Prof. Dr. C.

Wir glauben für unsere zweite Serie, welche für das Vereinsjahr 1875 wiederum sieben Werke bieten wird, literarische Erscheinungen gewonnen zu haben, die der Zustimmung jedes gebildeten Literaturfreundes gewiss sind. Als den Inhalt der zweiten Serie kündigen wir an:

BERTHOLD AUERBACH:
Tausenderlei Gedanken des Collaborators.

CARL GUTZKOW:
Rückblicke auf mein Leben.

CARUS STERNE:
Zur Geschichte der Schöpfung.

H. M. RICHTER:
Aus der Zeit der Aufklärung.

PAUL HEYSE:
Giuseppe Giusti, sein Leben u. seine Dichtungen.

F. BODENSTEDT:
Shakespeare's Frauengestalten.

CARL FRENZEL:
Renaissance- und Rococo-Studien.

Obigen Werken werden sich je nach Fertigstellung anschliessen:

PAUL LINDAU:
Beaumarchais.

H. NOË:
Lebensbilder aus Italiens Inselwelt.

MAX LEHMANN:
Scharnhorst ein Lebensbild.

R. GOSCHE:
Jonathan Swift, ein Zeitbild a. d. XVIII. Jahrh.

JUL. RODENBERG:
Elsässer Geschichtsbilder.

LOUIS BÜCHNER:
Aus dem Geistesleben der Thiere.

J. C. BLUNTSCHLI:
Kirchen- u. Staatsmänner seit der Reformation.

J. LIPPERT:
Böhmische Dörfer.

Das Curatorium:

Die alte Welt.

Die alte Welt

in ihrem Bildungsgange

als Grundlage der Kultur der Gegenwart

von

Georg Hoyns.

Berlin 1876.

A. Hofmann & Comp.

Zur Einleitung.

In nichts zeigt sich glänzender, wie ganz und voll die gefeierten Gründer unsres neuen Reiches die Bedingungen unsres nationalen Lebens und die weltgeschichtliche Mission unsres Volkes erfaßt haben, als in der Art, in welcher von ihnen der Kampf für Geistes- und Gewissensfreiheit gegen das Papstthum aufgenommen ist. Daß die Leiter des Staats dabei in dem Kerne der Nation eine feste Stütze haben, ja daß auch außerhalb dieser die ganze aufgeklärte Welt die volle Tragweite ihres Vorgehns für ein gereinigtes religiöses Leben erkennt, thut die begeisterte Zustimmung, welche dasselbe gefunden, hinreichend dar. Indessen, wie erhebend der Patriot sich dadurch berührt fühlen darf, so würde es doch ein schwerer Irrthum sein, zu glauben, daß mit der siegreichen Abwehr der päpstlichen Uebergriffe das befreiende Werk schon gethan sein werde. Wahrhaft fruchtbringend und dauernd wird der Sieg nur sein können, wenn ihn eine Reform, und zwar eine durchgreifende Reform der Kirche begleitet. Nicht allein daß der Volksgeist ohne Nachtheil ein kühnes Einschneiden in die altgewöhnten Formen des kirchlichen Lebens nur erträgt, wenn die Zuführung von neuem Geist die Lücke ausfüllt: das Bedürfniß wurzelt in noch tieferm Grunde.

Daß das Papstthum mit den unheilvollen Tendenzen, die es jetzt zu ihrer Höhe entwickelt, überhaupt hat Wurzel fassen können in der Kirche, läßt deutlich sehn, daß diese Bestrebungen mit dem innersten Wesen der letztern zusammenhängen. Und unschwer ist es, die Quelle zu bezeichnen: sie liegt in dem Umstande, daß die Kirche

aus allen Bedingungen der Anfänge ihrer Gestaltung heraus sich nicht etwa nur unabhängig vom Staate, sondern völlig in Gegensatz gegen diesen stellte. Hierin, daß sie abgelöst stand von allen Antrieben des wichtigsten Factors im strömenden Leben, ist der Grund zu suchen, daß sie in ihrer Entwickelung den einseitigen Tendenzen einer selbstsüchtigen Hierarchie verfiel. Von Anfang an hat deshalb ihr Wirken nur da den vollen Segen bringen können, wo ihr ein thatkräftiges frisches Volksleben ergänzend und regelnd zur Seite stand. Wo das nicht der Fall war, wie im byzantinischen Reiche, ist sie rasch erstarrt. Der Verjüngung der verlebten Welt durch die germanischen Völker ist es allein zuzuschreiben, daß die Grundgedanken der christlichen Kirche ihre belebende Kraft bewahrt haben: bei ihnen war eben staatlicher und lebendig religiöser Sinn in Gleichmaß gegattet. Vor allen aber zeigt sich dies Verhältniß bei der deutschen Nation einheitlich ausgeprägt, weil sie in ihrem Stamm sich unversetzt erhalten hat. Ihre ganze Geschichte hindurch bedingt sich Stand und Form von Staat und Kirche auf das Innigste und zwar aus dem Prinzip, daß der erstere die leitende Macht war. So lange die eigensten nationalen Triebe in ursprünglicher Kraft lebendig blieben — in der Zeit des mächtigen Kaiserthums — erhielt sich dies Verhältniß in befruchtendster Weise. Von der Gesundheit des unter ihm erwachsenen Geistes giebt uns die herrliche Dichtung Wolframs von Eschenbach beredtes Zeugniß: da steht der Mensch in seiner Ganzheit ausgebildet, völlig auf sich selber ruhend, da vereinigt sich der kernige und freudige Weltsinn männlicher Thatkraft mit der tiefsten Religiösität. Von dem Augenblicke an aber, daß jenes Verhältniß sich löste, daß sich die staatliche Kraft der Nation unter dem Verfall der bisherigen Träger derselben zu zersplittern begann und die kirchliche Hierarchie zur Unabhängigkeit gelangte, konnte das Volk den verlorenen Zustand nur wiedererreichen, indem es auf langem und mühevollem, an Gefahren und Kämpfen ohne Gleichen umlagertem Wege mit *einer neuen Kirche zugleich ein neues Staatssystem* sich schuf. Diesem neuen nationalen Lebenskreise hat die päpstliche Kirche einen zahlreichen Theil des Volks bislang ferngehalten: jetzt gilt es, ihn in einer innerlich geläuterten Kirche dauernd zurückzugewinnen; nur mit der

Herstellung einer Nationalkirche wird das Werk der Einigung Deutschlands ganz und dauernd vollendet sein.

Aber wie! wird man entgegnen, können wir die Gegenwart mit dem alles beherrschenden Materialismus, der sie durchdringt, für die Lösung einer Aufgabe befähigt halten, die im eigensten Sinne dem Herzen und dem Gemüthe des Volks gehört? Und wohl würden die Zweifel nicht ohne den gerechtesten Grund erscheinen, wenn wir glauben müßten, daß die jetzt herrschende geistige Strömung, wenn auch nur für eine lange Zukunft, den Sieg behalten werde. In der That ist ja, was die kirchliche Bewegung bis jetzt an positivem Schaffenstrieb zur Bethätigung gerufen hat, das Werk eines fast verschwindend kleinen Theils geblieben. Indessen so wenig das zu leugnen steht: wer bei der Beurtheilung der in der Zeit wirkenden Momente auf die Ursache derselben zurückgeht, wird die Bedeutung der Erscheinung doch nicht entmuthigend finden. Wir werden sie vielmehr nur als den vorübergehenden Rückschlag gegen die krankhafte Fesselung der Kräfte zu betrachten haben, von der uns durch die umwälzenden Ereignisse der letzten Jahre die Befreiung gebracht ist. Freilich die gewaltige Macht der Innerlichkeit eines Luther kennt unsre Zeit nicht mehr, wie sie denn auch keine Vorgänger desselben, keinen Thomas von Kempen, keinen Tauler gehabt hat, aber der Geist eines Reuchlin und Melanchthon lebt ungebrochen; ja bis auf diese Stunde haben sich in immer wachsendem Reichthum die Früchte gesammelt auf dem Acker, den diese Männer bestellt. Sie vor allen sind es, die, indem sie die Kenntniß des Alterthums, der hebräischen und der griechischen Sprache und Geschichte zum Hebel der Erziehung machten, als das öffentliche Leben für dieselbe keine sichre Leitung gab, den Grund gelegt haben, daß sich Religion und Kirche unter gedeihlichen Antrieben entwickeln und fortbilden konnte. Die Bibel und die klassischen Alten sind von da an in steter gegenseitiger Durchdringung die Führer geblieben, unter deren Einwirkung der Volksgeist den ganzen Reichthum seiner Anlagen aus dem Kerne voll urwüchsiger Frische und Gesundheit, wie wir bei Hans Sachs ihn finden, zur höchsten Blüthe in Schiller und Goethe entfaltet hat. Bei dem letztern sehen wir dann als Abschluß dieses Bildungsprozesses im Faust auch die dogmatischen Formen der Kirche aus

der Tiefe des ursprünglichst und eigenwüchsigst nationalen Geistes angeschaut; jenes pantheistischen Natursinns, der dem Deutschen das reinste Element der Religion ist. Diesen unsern Entwickelungsgang und die Bedingungen, auf denen er ruht, sollen wir stets vor Augen haben, wenn es sich um die Erkenntniß handelt, wo unser Nationalgeist in Zeiten kämpfender Gegensätze und aufregenden Ringens die Bürgschaft fruchtbaren Schaffens zu suchen hat. Wenn je, so weist heute die Forderung der Zeit auf die Rückkehr zu jener reinen Quelle gesunder Geistesnahrung hin. Soll es die Findung einer lebendigen Form gelten, in der das religiöse Bedürfniß auch auf der Höhe der Zeitbildung sich befriedigt fühlt, so wird sie nur dem Geiste sich erschließen, der die christliche Lehre in ihrem Verhältniß zu dem religiösen Bewußtsein der vorangegangenen Zeiten, die Stellung ihres Stifters zu der Entwickelung der Menschheit erfaßt. Erst in dieser Betrachtung kann der Einblick in den eigentlichsten Karakter und Gehalt der Lehre ganz lebendig werden, kann es sich völlig klarstellen, wie weit sie niederreißen und wie weit sie nur veredeln und vollenden sollte. Wer aber auf diesem Wege dahin gelangt, das Christenthum als die Summe aller innern Erfahrungen eines Jahrtausende langen Völkerlebens zu begreifen, der wird auch inne werden, daß dasselbe den ewigen Quell der reinen Wahrheit bietet und daß — wie die Entwickelung des Einzelnen von demselben Gesetz beherrscht wird wie die der Völker — nur dasjenige Leben seinen höchsten Zweck erfüllt, das in ihm sich vollendet.

Wennmöglich dazu beizutragen, im vollen Umfange der hier angedeuteten Anschauungen das Studium des Alterthums in immer ausgedehntern Kreisen fruchtbar zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes. In seiner ganzen Anlage ist dasselbe aus dem Streben des Verfassers hervorgegangen, durch die möglichste Zusammenfassung der Resultate den Einblick in dieselben zu erleichtern und damit das Interesse zu beleben. Er wollte ein rasch übersehbares Bild der Entwickelung des religiösen Bewußtseins, der geistigen und staatlichen Bildung geben, in welchem der Karakter der einzelnen Völker und ihres Lebens, sowie das Wechselverhältniß ihrer Bestrebungen zu einander lebendig sich zeichnete. Aus dem Ganzen sollte sich zu klarer Anschauung darthun, an welche Bedingungen die

Gottheit das höchste Glück, den gedeihlichsten Zustand des Daseins geknüpft hat; was die Völker sich heben und was sie sinken macht. Natürlich durfte der Verfasser in solchem Bilde nur in großen Umrissen gestalten und hatte dabei auf das Sorgfältigste die Bedeutsamkeit der einzelnen Momente abzuwägen. Aus diesem Gesichtspunkte ergab sich dann von selbst, daß die Darstellung, wenn sie auch allerdings den großen Rahmen der Weltgeschichte zu berühren hatte, im Kerne doch auf wenige Hauptvölker zu beschränken stand. Für den Zweck des Verfassers waren allein die Hebräer, die Inder, die Griechen und die Römer im Vordergrunde zu halten. Grundsätzlich hat er sich dabei in der Behandlung überall an die strengste chronologische Folge gebunden. Nicht allein war hierin für ihn selbst der heilsamste Zwang gegeben, den innern Zusammenhang ohne Lücken zu verfolgen — das erste und unabweisliche Erforderniß zur Faßlichkeit und Klarheit — sondern er machte es damit auch dem Leser leichter, an jedwedem Punkte, wo ihm weiteres Eindringen wünschenswerth erscheint, ausführlichere Werke zur Hand zu nehmen und zugleich mit Sicherheit das Ziel sich zu begrenzen. Besondre Weisung in Bezug auf letztere, etwa in Citaten, zu geben hat er im Uebrigen vermieden; sie hätte ihm bei seiner Art der Behandlung des Stoffes, die ihn zu eigenster Verarbeitung in jedem Satze nöthigte, nur angezeigt erscheinen können, wenn es ihm um Prunken mit Gelehrsamkeit zu thun wäre; bei der großen Zahl von Werken, aus denen er geschöpft, würden sich die Citate auf jeder Seite haben häufen müssen, und obendrein würde er dabei gezwungen gewesen sein, sie mit kritischen Erörterungen über das Verhältniß der einzelnen Forscher zu einander und zu den alten Quellen zu begleiten. Nur zweier universalgeschichtlicher Werke will er hier Erwähnung thun, weil sie die Behandlung der alten Geschichte, wie das Genie Schlossers ihr die Bahn gebrochen, auf dem Grunde der Fortschritte der Wissenschaft nach höchst wesentlichen Seiten hin populär erweitert haben: Dunckers Geschichte des Alterthums, in welcher den ältesten Zeiten mit ihrer Mythe und Sage zusammenhängend mit der Zeit der Mittagshelle der feste Boden und die Farbe des realen Lebens gewonnen ist; und Carrière's Werk: „Die Kunst im Zusammenhange mit der Kulturentwickelung und die Ideale

der Menschheit," welches auf den Spuren von Kant und Herder in der geistigen Entwickelung der Völker Wesen und Gesetz des menschlichen Geistes so tiefgehend und mit so eindringlicher Klarheit beleuchtet, daß wir die volle Anschauung gewinnen, wie fortan die Philosophie nur auf dem Boden der Geschichte neben der Naturwissenschaft ihr Ziel wird suchen müssen. Den genannten Werken wesentlich schuldet der Verfasser die Anregung zu dem vorliegenden Buche; unter ihr ist dasselbe aus einer vor Jahren geschriebenen Abhandlung erwachsen, welche er zur Einleitung einer Geschichte des deutschen Volks, seiner Literatur und seiner Kunst, an der er beschäftigt ist und deren erster Band in nächster Zeit erscheinen wird, bestimmt hatte. Mit um so größerer Hingebung hat er sich der Ausführung jener frühern Arbeit gewidmet, als ihm mit jedem Tage die Ueberzeugung lebendiger ward, daß nicht nur der, welcher die deutsche Geschichte schreibt, auf den Höhen der antiken Bildung völlig orientirt sein muß, sondern daß auch, wer sie mit vollem Interesse lesen und verstehen soll, von jenen Höhen herab sie zu betrachten hat.

Noch glaubt der Verfasser in Betreff des Ganges, den er in seinem Werke nimmt, mit einem Worte den Umstand berühren zu sollen, daß er die römische Geschichte in einer Umfänglichkeit behandelt hat, die mit den übrigen Theilen des Buchs nicht im Verhältniß zu stehn scheint: ist doch zweifellos das römische Volk in Bezug auf Bedeutung für die Fortbildung der Menschheit mit den Griechen an productiver Kraft gar nicht in Vergleich zu stellen. Aber der Verfasser hat sich überall in erster Linie von dem Grundsatz leiten lassen, daß es ihm um möglichst drastische Anschaulichkeit in der Entwickelung seines Gedankenganges zu thun sein müsse. Soweit es sich nun bis zur alexandrinischen Zeit um den Aufbau des griechischen Kulturgehalts handelte, schien ihm die gedrängteste Kürze in der Heranziehung der positiven Thatsachen kein Hinderniß der Verständlichkeit. Sollte aber die Auflösung dieser Ideenwelt und der an sie sich knüpfenden sozialen und staatlichen Ordnungen, die Umwandlung zu den Grundanschauungen des Christenthums klar werden, wie sie unter der römischen Herrschaft sich vollzog, so mußte auch das Wesen des römischen Staats, so mußten auch die Ursachen, die ihn zur Ausbreitung trieben und die in dieser das allgemeine Verderben

zeitigten, lebendig in die Erscheinung treten. Das war aber nur zu erreichen durch eine planmäßige ausgedehntere Verfolgung der innern und äußern politischen und sozialen Verhältnisse Roms. Stellte die erste Hälfte mehr eine Geschichte des geistigen Lebens dar, so concentrirte sich nun das Gewicht in mehr Zuständlichem und Positivem. In Bezug auf das innere Maaß der Ausführung glaubt der Verfasser sich überall gleich geblieben zu sein. Die Berücksichtigung der äußern Thatsachen bedingte sich ihm immer nur aus dem Gesichtspunkte, die innerlich wirkenden Kräfte gleichsam der sinnlichen Anschauung zu verkörpern. — Die gleiche Sorgfalt der Beschränkung hat er sich in der Zeichnung der Hauptmomente der geistigen Entwickelung auferlegt. Immer nur wenige Werke hat er herausgehoben, gleichsam für die Führung des Lesers nur Höhepunkte suchend. Er glaubte dem letztern damit die förderlichste Anregung zum Selbststudium und diesem zugleich eine gedeihliche Richtung zu geben. Nur wer sich gewöhnt, am wirklich Bedeutenden sich zu schulen, kann die verderblichen Einflüsse der Neigung unsrer Zeit zum Bücherverschlingen überwinden.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Verfasser auf dem Wege zu seinem Ziele zu kämpfen hatte, werden die Kenner am besten zu würdigen wissen; möge die Aufnahme des Buches ihm sagen, daß er nicht ganz an denselben gescheitert ist.

Als die Germanen in die Geschichte eintraten, d. h. als ihr Erscheinen anfing, einen Einfluß auf den Gang der Dinge in der römischen Welt auszuüben, war der Geist, aus dem heraus die Kultur des Alterthums sich gestaltet hatte, im Hinsterben begriffen. Seinen schöpferischen Kern hatte dieser Geist durch die **Griechen** erhalten.

Unter dem Einflusse der Kulturelemente, welche im Laufe langer Jahrhunderte die Völker des Orients entwickelt hatten, waren die Griechen die Schöpfer einer harmonisch. den ganzen Menschen umfassenden Bildung geworden, in welcher alle Gebiete des Lebens, Staat, Wissenschaft und Kunst ihre endgültigen Gesetze erhielten. Nachdem diese Kultur durch die Eroberungszüge Alexanders des Großen dem Orient neue Lebenselemente zugeführt hatte, ging sie nach dem Zerfalle von Alexanders Reiche auf den jugendlichen römischen Staat über, der nun seinerseits, auf sie sich stützend, sich die verschiedenen alternden Staaten einen nach dem andern erobernd unterwarf, bis er die ganze civilisirte Welt unter seine Herrschaft gebracht hatte. Von dem Augenblicke an aber, daß dies geschehen war, waren auch die Leben bildenden Elemente der alten Welt versiegt. Alle Staaten und Völker hatten ihre Kraft erschöpft, und eine allmälige Regenerirung aus ihnen selbst heraus war auf der einen Seite durch die eigenste Natur der alten Bildung, andrerseits durch die Institution der Sclaverei unmöglich gemacht. Die gewaltigen Bürgerkriege, unter denen die römische Republik zusammenbrach, zeigen uns das letzte Aufflammen antiken freiwaltenden Geistes; aber wie die Anstrengungen desselben im Staate erfolglos blieben,

so stellt sich auch die vielgerühmte Literatur, welche mit so blendendem Glanze das Ende des Kampfes begleitet, trotz aller Schönheit ihrer Form und alles unleugbaren Werthes ihres Inhalts als das Ergebniß eines Lebens dar, das seinen Abend erreicht hatte; die morgenlich vorweisende Kraft des jugendlichen, schöpferisch gestaltenden Geistes hatte sich verzehrt.

Der Entwicklungsgang, welchen die Völker bis zu diesem Momente, wo mit dem Christenthum der Menschheit ein neues Ideal geschaffen ward, genommen hatten, liegt jetzt nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte bis zu seinen Anfängen hinauf vor uns, so daß wir die Bildungsgeschichte unseres Geschlechts wie ein einziges zusammenhängendes Ganzes zu überblicken im Stande sind. Durch diese Forschungen, wie sie sich einerseits auf das erschlossene Verständniß der egyptischen Hieroglyphenschrift und die umfassende Verwerthung der reichen in den Trümmern altorientalischer Kulturstätten gemachten Funde, andererseits auf die Erfolge der vergleichenden Sprachwissenschaft stützen, ist es erreicht, nicht allein aus den meist sagenhaften Berichten altorientalischer und griechisch-römischer Quellen die staatliche Geschichte der ältesten Völker im pragmatischen Zusammenhange der Begebenheiten unter klarer kritischer Ordnung der Zeitfolge herzustellen, sondern auch jene Völker bis in die früheste Zeit hinein zu verfolgen, wo sie sich von dem ursprünglich gemeinsamen Wohnsitze auf den Hochebenen Mittelasiens ausscheidend, als besondere Stämme abtrennten, um fortan ein eigengeartetes Leben zu entwickeln. Insofern es die Zurückführung unsrer heutigen Kultur auf ihre Ursprünge gilt, ergeben sich dieser in ihrem Wesen tief unterschiedlichen Urstämme in Uebereinstimmung mit der Völkertafel der Genesis drei: die der Semiten, Hamiten und Japhetiden oder wie die letztern die Forschung angemessen bezeichnet Arier, d. h. die Würdigen, Vorzüglichen. Und auch unter diesen dreien zeigen sich wieder die Semiten und die Arier als diejenigen, welche für die Entwicklung der Menschheit die eigentlich bedingenden geworden sind. Zu den Hamiten sind von den geschichtlichen Nationen mit unbestreitbarer Sicherheit nur die

Egypter zu rechnen; allerdings das älteste Kulturvolk und in mehrfacher Beziehung von hoher Bedeutung; indessen sind die Einflüsse desselben nach Zeit und Gehalt fest umgränzt, während die Völker der beiden anderen Stämme in steter Wechselwirkung bis auf den heutigen Tag als die eigentlichen Träger der Kultur erscheinen. Wenn wir aus diesem Gesichtspunkte die Hauptvölker des Alterthums gruppiren, so gehören dem semitischen Stamme die Babylonier, Assyrer, Phöniker, Hebräer, Araber und einzelne kleinasiatische Völkerschaften an, dem arischen dagegen in Asien die Inder, Perser und Meder, sowie alle Völker, welche im Alterthume Europa bewohnten und unter ihnen auch unsere Vorfahren, die Germanen. Wann diese letzteren Völker sich nacheinander von dem gemeinsamen Ursitze abzweigten, können wir nicht ermitteln; wohl aber ist es uns ermöglicht, in die ursprünglich gemeinsame Werkstatt ihrer Ideen- und Vorstellungswelt zu einer Zeit einen Blick zu thun, in welcher unter andern die Inder jenen Ursitz noch nicht verlassen hatten; und die Resultate, die uns hier vor allem die vergleichende Sprachwissenschaft geliefert hat, haben uns ganz neue Aufschlüsse nicht allein über den ersten Werdeproceß der Denk- und Vorstellungsweise der Völker gebracht, sondern auch die Phasen des weitern Bildungsganges derselben heller erfassen gelehrt. Deutlich sehen wir die verschiedenen Religionen der arischen Völker alle auf die gleichen Grundquellen der Auffassung und Anschauung zurückweisen und erkennen, wie erst nach und nach unter der Einwirkung tiefgreifender Veränderungen in den klimatischen und übrigen Lebensverhältnissen derselben die Aus- und Umgestaltung der ursprünglichen Begriffe und Vorstellungen erfolgte; ja die Forschung hat in diesem Entwicklungsgange selber eine gewisse feste Gesetzlichkeit in der Weise darzulegen gewußt, daß sie u. a. viele bedeutungsvolle Mythen der Griechen und Deutschen, welche zum Theil in späteren Kulturzeiten den Stoff großer nationaler Dichtungen der beiden Völker gebildet haben, wie die Sagen von Odysseus, Achilleus, dem gehörnten Siegfried u. A. auf Naturmythen und Göttersagen zurückgeführt hat, die in der gemeinsamen arischen Urzeit wurzeln.

Fassen wir im Anschluß an die obige Bemerkung über die vorherrschende Bedeutung der Semiten und der Arier das innere Wesen

derselben und das Verhältniß ihrer eigenthümlichen Anlagen und Eigenschaften zu einander, wie es sich gleichmäßig durch ihr religiöses wie ihr staatliches Leben verfolgen läßt, genauer ins Auge, so finden wir den Unterschied wol von denen am treffendsten karakterisirt, welche bei den Erstern die subjective, bei den Letztern die objective Geistesrichtung vorherrschend sehen.

Der Semite hat mit einseitiger Energie den Blick auf das eigene Selbst beschränkt, ausschließlich mit Bezug auf dieses bildet er sich seine Maximen für das Leben, und einseitig in seiner Subjectivität beschlossen wurzelt seine religiöse Idee. Enger umgrenzt wie auf diese Weise seine Richtung ist, entfaltet er aber innerhalb derselben die intensivste Kraft. Rücksichtslos nur sich selbst im Auge haltend, gestaltet er sein moralisches Gesetz unter dem bestimmenden Einflusse rechnender Klugheit, aber mit ihr verfolgt er seine Zwecke mit unbeirrter Willensstärke und Zähigkeit. In seinem innern Leben vorherrschend auf das abstrakt Geistige gerichtet, umfaßt er den religiösen Gedanken mit jener Hingebung des ganzen Wesens, wie sie den Fanatismus gebiert. Dem vorwiegenden Zuge der Kindheit der Völker auf die Verehrung der Naturkräfte und Erscheinungen huldigt auch der Semite, aber indem er diese in seinen Göttergestalten symbolisirt, giebt er sich dabei von einem tiefen Drange nach Anschauen des göttlichen Wesens in seiner Einheit, nach einer Aufhebung des Gegensatzes zwischen Geist und Materie beherrscht; nur bleibt der betreffende Gedanke vor der überströmenden Empfindung unklar und wie führerlos verwirrt sich die letztere auf die dunkelsten Abwege. In den Kulten der Babylonier, der Assyrer, der Phöniker wie der Kleinasiaten spricht sich in verwandtester Weise das Ringen aus, die Gottheit auf der einen Seite in der Vielgestaltigkeit ihres Wesens wie sie hier als die belebende, dort als die zerstörende Kraft in die Erscheinung tritt, und auf der andern Seite wieder als das unwandelbare Sein zu fassen, in dessen Schoße jene Doppelnatur sich zur Einheit verbindet; aber indem diese Gedankenrichtung für das sittliche Prinzip bestimmend wird, führt sie zu den vernunft= und naturwidrigsten Ungeheuerlichkeiten. Im Moloch= und Astarte=Dienst der Phöniker bethätigt sich die knechtische Furcht vor der zerstörenden, der Zeugung abgewandten Gottheit im

Menschenopfer und freiwilliger Verstümmelung; im Dienst der befruchtenden Aschera dagegen oder der Mielitta der Babylonier wird von der opferfreudigen Gesinnung die ehrlose Preisgebung verlangt; endlich läßt der Trieb, beide Mächte in ihrer Einheit zusammenzufassen, wie er sich neben der naturalistischen Ineinsbildung des männlichen und weiblichen Prinzips in den Göttergestalten und in dem Tempeldienste durch Weiber in Männerrüstung und Männer in Weibgewandung kundgiebt, die schmählichsten Verirrungen heiligen. Wenn indessen auf diese Weise bei der großen Mehrheit der semitischen Völker ihr ausschließender Subjectivismus und der ihrem Geiste innewohnende Zug auf Erfassung der Einheit der Gottesnatur zur Hingebung an Extreme, zum Kultus auf der einen Seite entsagenden Schmerzes, auf der andern niedriger Wollust entartete, so gelang es dagegen zweien dieser Völker, den Juden und den Arabern, die ursprüngliche Anlage und Richtung rein zu entwickeln, den Gedanken des einigen geistigen Gottes zum lautern Ausdruck zu bringen und ihn gegen alle beirrenden Anfechtungen sich lebendig zu erhalten, und die religiösen Anschauungen derselben sind deshalb für die ganze Menschheit von der tiefgreifendsten Bedeutung geworden. Freilich zeigte sich dann auch bei ihnen Beiden die Schranke des semitischen einseitigen Subjectivismus darin, daß sie zur Zuversicht in ihren Gott wesentlich des beschränkten Vorurtheils bedurften, sie seien die Auserwählten desselben, und daß sie in diesem Glauben es für ihre Pflicht hielten, die Ungläubigen mit dem Schwerte zu bekehren.

Dem so gearteten Semitenthum gegenüber zeigt sich der Arier dagegen mehr der objectiven Betrachtung der Außenwelt zugewandt; in der freien Stimmung ruhiger Beobachtung nimmt er die Eindrücke hier in sich auf, bildet an ihnen den Inhalt seines geistigen Lebens. Innerlich frei steht er den Erscheinungen und Kräften der Natur und ihren Wirkungen gegenüber, seine sinnige Anschauung führt ihn zur Erkenntniß der innigen Wechselbeziehung der Gesetze der natürlichen und der geistigen Welt; aber beide hält er von einander getrennt, sie bleiben seiner Vernunft rein gegenständlich. Während dem Semiten gar oft das Kriterium für das Wahre und Gute der glühende Drang der subjectiven Empfindung ist, sucht der Arier

dasselbe mit Bedachtsamkeit in der Uebereinstimmung Aller. Aus diesem Wesen heraus sehen wir die Arier deshalb von Anfang an einen breitern und vielseitigern Grund der Kultur gewinnen. Bereits in ihrer frühesten Zeit erkennen wir bei ihnen die Richtung auf ein entwickelteres Staatswesen, in welchem die Individualität sich frei entfalten kann. Das Recht der Gesammtheit und sein Schutz ist der ursprüngliche Boden, auf dem der Bau des politischen Lebens bei den arischen Völkern sich gestaltet, auf ihm beruht das Wesen des Gesetzes; bei dem Semiten ist das letztere der Ausfluß der Autorität einzelner überlegener Naturen. Die semitischen Staaten sind despotisch begründet und zerfallen mit der Kraft der Herrscher, ihr Wesen ist mit der Religion unlösbar verbunden, der politischen Idee fehlt die selbständige Entfaltung und organische Fortbildung. Bei den Ariern wird die Idee des Gesammtstaates fruchtbringend für den ganzen Gehalt des geistigen und des sittlichen Lebens; dem Semiten bleibt die Norm für sein Ideal nur die Familie.

In dem gleichen Verhältnisse wie im Staate erweitert sich dem Arier gegenüber dem Semiten der Gesichtskreis in Bezug auf Wissenschaft und Kunst. In heiterer Freude an den äußeren Dingen entfaltet sich ihm der Schönheitssinn zu schöpferischer Gestaltungskraft. Die Form ist ihm das Kleid des Geistes und wieder drängt es ihn, das rein Geistige, Gedanken und Empfindung der sinnlichen Anschauung zu vermitteln. So sind die Arier dahin gekommen, in allen Künsten im Abbilden der Welt das Ideal zu gestalten; in ihren Schöpfungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Plastik, der Malerei, der Baukunst und Musik weht in vollendetem Einklang von Sinn und Geist, von Form und Inhalt die Harmonie des Alls. Die Semiten haben nur in einem beschränkten Theile der Dichtkunst, soweit sie den lyrischen Ausdruck des subjectiven Seelenlebens umfaßt, und auf dem jenem entsprechenden Gebiete der Musik, wirklich Bedeutendes und Originales geleistet, und auch hier hauptsächlich wieder auf religiösem Felde; für jenes künstlerische Schaffen, das die Wiedergabe der Ordnung der Erscheinungswelt zum Gegenstande hat, war ihnen der Sinn versagt. Und entsprechend wie ihre Dichtkunst in den Kreis des engst Persönlichen gebannt ist, so erscheint auch ihr Wissens- und Forschungsdrang einseitig auf die Ziele eines egoistischen

Subjectivismus gerichtet. Während die Arier nach allen Richtungen hin und um der Erkenntniß selber willen der Erforschung der äußern Dinge und ihrer Gesetze und Beziehungen sich zuwenden, lassen die Semiten vorherrschend aus dem Gesichtspunkte eines unmittelbar praktischen Interesses sich leiten, und von allen Wissenschaften — von spitzfindigem Getriebe auf theologischem Gebiete abgesehen — haben deshalb eigentliche Förderung nur die Arzneikunde und die Astronomie durch sie erfahren.

Die semitischen Staaten Asiens hatten bereits seit vielen Jahrhunderten, die Egypter schon seit länger als ein paar Jahrtausenden eine bedeutende Höhe der Kultur erreicht, als die Arier erst begannen, sich bestimmender für die Entwicklung der Geschicke der Völker geltend zu machen. Bereits in der Periode von 1600—1400 v. Chr. feierte die Kunst in Egypten in einem großartigen, feierlich ernsten Tempelbau mit hehren Säulen und Bilderschmuck ihre dritte und schönste Blüthezeit, nachdem schon die erste 1200 Jahre früher in den mächtigen Pyramidenbauten eine reiche Civilisation bezeugt und ebenso die zweite um 2200 v. Chr. in ihren architektonischen Schöpfungen Staunenswerthes geleistet hatte. Bis auf den König Ramses II. (den Sesostris der Griechen, um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr.) war das egyptische Volk mit diesen Errungenschaften seines künstlerischen Geistes und der umfassenden vielseitigen Bildung seiner Priesterschulen völlig isolirt geblieben; diesen letztern Herrscher aber läßt die Ueberlieferung auf gewaltigen Kriegsfahrten das halbe Asien durchziehn; und von jener Zeit ab können wir auch bei den Völkern dieses Welttheils umgestaltende Ereignisse und die fortschreitende Entwickelung eines regen Lebens verfolgen.

Das uralte babylonische Reich, das unter ähnlicher Beschaffenheit seiner geographischen Lage in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris eine ähnliche priesterliche Kultur und Entwickelung des äußern Lebens erlangt hatte wie Egypten, so daß es u. a. durch die Feststellung von Münze, Maß und Gewicht für das Verkehrswesen der Völker des Alterthums von der förderndsten Bedeutung ward,

hatte seither seine weitreichende Macht unerschüttert erhalten. Im 13. Jahrhundert v. Chr. nun sehen wir dieselbe durch Ninus, der sich in der bisherigen Provinz Assyrien zum selbständigen Herrscher aufgeworfen und die Hauptstadt Ninive gegründet hatte, den Untergang finden. Und in diesem neuen assyrischen Reiche, das sich von seinem Kerne, dem heutigen Mosul und Kurdistan aus später über das arische Medien und Persien bis nach den Küsten von Syrien ausbreitete, entwickelt sich alsbald ein neues Leben voll Reichthum, kriegerischer Macht und phantasievoller Bewegung. Nach dem Zeugnisse der in Ninive gemachten Auffindungen zeigt sich hier bei einem mit dem der Babylonier und Syrer innig verwandten Götterdienste hauptsächlich seit dem 10. bis zum 7. Jahrhundert, wol kaum ohne Einflüsse medisch-persischen Geistes, eine Kunst erblüht, die sich in Bezug auf die Höhe der Ausbildung mit der egyptischen vergleichen läßt, nur daß sich allerdings dem geübtern Auge auf den ersten Blick ein wesentlicher Unterschied dahin zu erkennen giebt, daß während die egyptische Kunst ihre Hauptrichtung auf das Architektonische hat und mit strengen mächtigen Formen auf die feierlich erhabene Stimmung geht, die assyrische mehr einer lebensfrohen frischen Bewegung und in dieser mehr dem Prinzip des Malerischen zugewandt ist. Die Architektur der Egypter ist der der Assyrer an mannigfaltiger freier Schönheit der Motive, namentlich in ihren Säulen und der mit diesen gewonnenen unerschöpflich reichen Gestaltungsfähigkeit und an bildender Kraft unzweifelhaft weit überlegen; die assyrische erscheint neben dem auch in Babylonien kultivirten Tempelbau einseitiger auf den Mauerbau gewiesen; aber dafür sehen wir neben einer decorativen Kunst und Ornamentik voll vielfach schöpferischer Motive die assyrische Skulptur in reicherer Lebensfreude sich mehr zur Freiheit emporringen, sichtlich strebt sie nach unmittelbarer Wirkung, nach Klarheit und Lebendigkeit des Ausdrucks. Assyrien erhielt sich unter den großen semitischen Staaten am längsten, und mit seinem Sturze (um 600 v. Chr.) erscheint überhaupt die politische Macht des Semitenthums in ihrem Kerne gebrochen; denn dem neubabylonischen, von Nabopolassar auf den Trümmern des assyrischen begründeten Reiche wurde ebenfalls alsbald durch den König der arischen Perser, Cyrus, das Ende bereitet.

Aber nicht die genannten Großstaaten waren es, die das eigenste Wesen des Semitenthums und seinen schöpferischen Gehalt zur Höhe befruchtender Kraft empor- und ausbilden sollten: diese Aufgabe war dem Volke Israel vorbehalten, dessen Geschichte freilich an staatlicher Größe nur eine kurze Periode des Glanzes aufweist — diese fiel bereits vor die höchste Blüthezeit Assyriens, um das Jahr 1000 v. Chr. — und im Uebrigen eher eine lange Reihe leidenvoller Kämpfe und Gegensätze darstellt, das aber grade durch diesen Gang seiner Entwickelung für die Erziehung des menschlichen Geistes von der tiefgreifendsten Bedeutung geworden ist.

Die Hebräer sind das einzige semitische Volk, das nicht allein zu dem Gedanken des einigen Gottes, nach dessen Anschauen es die übrigen semitischen Religionen bei ihrer Personifikation der Naturkräfte und in ihren Mythen nur wie eine sehnsuchtsvolle Ahnung durchzieht, in voller Klarheit durchgedrungen ist, sondern auch diesen Gott als reinen Geist und in unmittelbarer innigster Beziehung zu der sittlichen Bestimmung des Menschen erfaßt hat. Dieses Verhältniß ist es, in welchem schon Abraham einen Bund mit Jehovah aufrichtete, dem eifrigen Gotte, der mit strafender Hand über die Erfüllung seiner Gebote zu sittlichem Wandel wacht, dessen Allmacht die Erstgeburt gehört von allem, was die Mutter bricht, wie der Erstling aller Frucht des Feldes, der aber gnädig von denen, die sein Gesetz halten, mit dem Opfer sich genügen lassen will. Abraham wie Isaak und Jacob (Israel, d. h. Kämpfer Gottes) waren nur im thatkräftigen Vertrauen auf jenen Bund zu langem, friedlichem und glücklichem Leben gelangt. Und wie dieser Glaube die Erzväter im Stande des Nomadenthums geleitet hatte, so blieb er an dem Bilde des Patriarchen als traditionelle Heilslehre im Volke haften, um so lebendiger, als schon früh harte Prüfungen über dasselbe hereinbrachen. Der traurige Zustand der Sklaverei in Egypten zeitigte die fruchtbaren Keime, indem das Schicksal hier in Moses, der, mit den größten Gaben als Heerführer, Staatsmann und Gesetzgeber ausgerüstet, in der umfassenden priesterlichen Bildung Egyptens geschult war, dem Volke einen Mann erstehen ließ, der den sittlichen Gehalt der religiösen Familientradition in feste, dauernde Formen auszuprägen wußte. Nachdem er der gottgesandte

Befreier des Volks aus der Knechtschaft geworden (1320 v. Chr.), wurde er als Neubegründer des alten Bundes der Ordner des politischen Gemeinwesens, des Kultus, der Gesetze und des Rechts in einer Weise, daß fortan Staat und Religion völlig zusammenfielen, daß Jehovah gleichsam der unmittelbare Leiter Israels ward. Im einheitlichen Zusammenwirken aller mosaischen Einrichtungen und Gesetze wurde das Volk jetzt zu der Auffassung erzogen, daß es das auserwählte Jehovah's sei. Sichtlich hatte es bei dem Auszuge aus Egypten unter dem besondern göttlichen Schutze gestanden; dieser sollte ihm auch in Zukunft als Gegengabe für die Gesetzestreue verheißen bleiben. Das Vertrauen und die Zuversicht auf diese Hülfe sollte erhöhte Kraft zum Beharren im Guten und Muth und Freudigkeit zum Kampfe gegen die Beirrungen und Verlockungen des Götzendienstes geben. Und der schöpferische Geist, der auf diese Weise das Ziel verfolgte, in wechselseitiger Stärkung von Glauben und Nationalsinn tüchtiger Sitte eine Stätte und Stütze zu verleihen, wirkte reiche Frucht, als, seit Josua (1280) dem Volke ein Vaterland erkämpft hatte, die Möglichkeit gegeben war, alle die Ordnungen, für die Moses bahnweisend die Grundlagen geschaffen hatte, organisch weiterbildend zu entwickeln.

Freilich blieb es den familienartig gegliederten Stämmen, wie überhaupt den semitischen Völkerschaften, versagt, aus dauerhaft thätigem Triebe und freiem Zusammenwirken heraus ein festgeordnetes Staatswesen zu gestalten; eine rein nationale Einigung wurde nur vorübergehend durch einzelne begabte Herrscher erreicht; auch sah sich das Volk bei seinem losen Verbande, dem schon die geographische Lage seiner Sitze gefährlichen Vorschub leistete, stets von neuem den spaltenden und entsittlichenden Einflüssen der umwohnenden götzendienerischen Völkerschaften preisgegeben; ja selbst die Periode seiner Macht und Blüthe unter David und Salomo blieb von diesen zersetzenden Einwirkungen, welche der Letztere geradezu förderte, zum schweren Nachtheil der höchsten Güter der Nation nicht frei. Aber durch alle Phasen jener früheren wechselvollen Wandlung bis zur Blüthezeit herab sehen wir doch das sittliche, religiöse und geistige Leben des Volkes in stetem Fortschritt sich erweitern und vertiefen.

Schon in den ersten Jahrhunderten nach Josua (um 1280

v. Chr.) waren im Kampfe gegen die drängenden heidnischen Feinde von Zeit zu Zeit patriotische Kriegs- und Glaubenshelden (wie Gideon, Jephta, die Prophetin Deborah u. A.) aufgestanden und durch ihre Thaten dem Volke zu vorbildlichen Karakteren geworden, an denen der nationale Sinn sich kräftigte und erhob; daneben war allmälig aus dem inhaltreichen Leben eine tiefgeistige und volksthümliche Dichtung und Geschichtsschreibung hervorgegangen, in welcher die allem Fremden überlegenen Elemente der eigenwüchsigen Natur mit siegender Kraft gepflegt erschienen; die glänzende Zeit der Könige David und Salomo (1058—975 v. Chr.) sah wie den Staat so auch dies geistige Leben, und unter hervorragendster eigener Betheiligung dieser Herrscher, auf seine Höhe gelangen. Die lyrischen und Gedankendichtungen der beiden Könige, wie sie theils von ihnen selber verfaßt, theils ihnen zugeschrieben werden, sind durch die Tiefe der Beziehung von allem Hohen und Schönen im Vergänglichen auf das innere Leben des Menschen, das ewige Prinzip des Sittlichen und die in diesem waltende Gottesmacht ein unversiegbarer Quell der Veredlung und Erhebung für die Menschheit geworden; und in noch höherem Maße gilt dies von jenem Buche, welches die poetischen Erzählungen von der Schöpfung, vom Paradiese und vom Sündenfalle und von den Tagen der Erzväter enthält, dessen Abfassung in seiner heute vorliegenden Gestalt wir ebenfalls in diese Zeit zu setzen haben. Es wirkt aus diesen in wunderbar einfachen Zügen gestalteten Bildern mit der Ueberzeugungskraft göttlicher Wahrheit ein so tiefes Schauen in die Wesenheit des Menschen, sein Verhältniß zur Welt und zu Gott, seine Aufgabe und die Bedingungen seines Geschickes, daß dies Buch wie bisher so für alle Zukunft, gleich den Werken Homer's als lauterste Grundlage der Heranbildung zu weiser Lebensauffassung betrachtet werden wird.

Wie groß indessen die äußern und innern Erfolge des einigen Staates gewesen waren: dem nationalen Geiste brachte die Herstellung desselben keine fortbildende Kraft, eben weil sie nicht das Ergebniß der Arbeit Aller, sondern nur die Schöpfung großer Männer gewesen war. Vielmehr fielen die Stämme bereits bei Salomo's Tode (975) in zwei Staaten, Israel und Juda auseinander, um fortan unter fast nie endender gegenseitiger Befehdung immer tiefer der

Tyrannei und dem Götzendienste zu verfallen, bis sie endlich nach dem Verluste der staatlichen Selbständigkeit unter Wegführung des Volkes in die Knechtschaft ihren völligen Untergang fanden; das Reich Israel (719 v. Chr.) durch den assyrischen König Salmanassar, Juda (586 v. Chr.) durch den babylonischen König Nebukadnezar.

Aber wenn auf diese Weise das Streben der israelitischen Stämme, sich als nationalen Gesammtkörper zur Geltung zu bringen, trotz der einseitigsten, auf die Ausschließung aller fremdartigen Einflüsse berechneten Pflege der Eigenthümlichkeit des Wesens ein unglücklicher, erfolgloser blieb, so sollte dagegen eben aus diesem Verhältnisse heraus das Volk in der vollen Entfaltung seines Geistes- und Gemüthslebens zu der Aufgabe sich heranbilden, der Menschheit ein Führer zu geläuterter Gotteserkenntniß und wahrer Religion zu werden.

Die Uebel, welche der Zerfall des Reiches in zwei Staaten wesentlich herbeigeführt hatte und welche die schlimmen Früchte der Entartung von Salomo's Regierung zu orientalischem Despotismus und zur Einführung fremder Götterdienste gewesen waren, nahmen fortan in so reißender Schnelligkeit und mit so zersetzender Wirkung zu, daß sowol Juda wie Israel es nur der gleichen innern Zerfahrenheit der Nachbarreiche zu danken hatten, wenn das Schicksal der völligen Vernichtung nicht schon im 9. Jahrhundert über sie hereinbrach. Wie rasch aber der Niedergang beider Staaten auf der abschüssigen Bahn erfolgte: immer noch hatte sich in den Tiefen des Volksgemüths, wenn auch ruhend, jener Geist erhalten, welcher einst in den Zeiten der Richter die großen Glaubenskämpfer erweckt hatte, und namentlich waren eine fruchtbare Pflanzstätte derselben die s. g. Prophetenschulen gewesen, die bereits durch Samuel (um 1100 v. Chr.) zu dem eigensten Zwecke begründet worden waren, Volkslehrer in der höhern Bedeutung zur Belebung des nationalen und religiösen Sinnes heranzubilden. Aus diesem so erzogenen Stande der Propheten traten jetzt und die folgenden Jahrhunderte hindurch als Streiter für die gefährdeten Güter der Nation eine Reihe von Männern hervor, die durch den Einfluß, den sie in ihrem mit dem Gange der Ereignisse verschlungenen und an den-

selben sich fortbildenden Wirken auf die Richtung des Volksgeistes geübt haben, einzig dastehen in der Geschichte. Mit umfassender schöpferischer Kraft des Geistes und der Phantasie begabt, in lauterster Glaubenstreue zu furchtlosem Wahrheitssinn gebildet und von tiefstem Einblick in die Natur der Nation, ihre Anlagen und ihre Fehler getragen, sahen diese Propheten die unvermeidlichen Folgen der den Staat und die Gesellschaft zerrüttenden Schäden, wie diese durch alle Phasen schweren Leidens nur zu tragischem Ende führen konnten, klar voraus; und je fester der sittliche Gedanke in ihnen wurzelte, sowie mit ihm die Ueberzeugung, daß nur der Abfall von der Religion und ihrem Gesetz die Quelle des Verderbens sei, desto lauter und kühner verkündeten sie der Nation das nahende Gericht, um die Bethörten zur Umkehr und Buße zu rufen. Aber während sie so in flammendem Zornesmuth die Abtrünnigen und Lässigen schreckten, richteten sie auf der andern Seite zugleich aus begeistertem Herzen und im innigen Glauben an die hohe Bestimmung ihres Volks die Gemüther zu der gottergebenen Zuversicht empor, daß auf die lange und harte Prüfung auch wieder glücklichere Tage folgen würden, daß Jehovah den tiefen Fall seines Volks nur beschlossen habe, um es desto höher zu erheben. In mystischer Verbindung der Begriffe erhellten sich weltliche Hoffnungen an dem reinen Lichte, welches das tiefgeistige, herrliche Bild vom Paradiesesstand der ersten Menschen umwob, und so sehen wir schon früh den verheißungsfreudigen Sinn des Volks die Vorstellung herausbilden, daß zur beschlossenen Stunde ein „Gesalbter des Herrn" (Messias), in welchem die Kraft und der Wille Jehovah's sich verkörpere, erscheinen werde, um einen neuen Zustand des Friedens und des Glückes zu begründen.

Wie gleichmäßig indessen diese Grundanschauungen das Wesen und Wirken sämmtlicher Propheten bestimmten: dieselben zu der Reinheit der Auffassung reifen zu lassen, von deren Boden aus der Welt ein neues Ideal erstehen sollte, bedurfte es noch der klärenden Einwirkung umgestaltender Ereignisse Jahrhunderte hindurch. So lange die Zeit der staatlichen Größe der Erinnerung noch näher lag und das Volk der beiden rivalisirenden Reiche wenn auch nur aus der Schwäche der Nachbaren noch lebendigere Hoffnungen auf seine Zu-

kunft schöpfen konnte, trat kein neu bewegendes Element in das Leben ein. Das Verhalten eines Elias und Elisa in Israel (unter Ahab und seinen Nachfolgern in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr.) bestimmte sich ausschließlich aus dem alttraditionellen Ideenkreise und mag deshalb von diesem aus Bewunderung der Energie in der Vertheidigung des Glaubens, schwerlich jedoch sittliches Gefallen zu erwecken; aber schon vom Ende dieses Jahrhunderts an und zwar in gleichem Schritt, wie mit dem Steigen der assyrischen Macht die Gefahren für die israelitische Nation bedrohlicher wurden und die Hoffnungen auf das Wiedererstehen der einstigen Herrlichkeit in weitere Ferne zurücktraten, begann sich in der Richtung des eigenwüchsigen Volksgeistes eine tiefe Aenderung zu vollziehen, fing derselbe an vom Aeußerlichen und seinen Bestrebungen auf das innere Leben und seine Betrachtung sich zu wenden. Auf diesem Wege konnte dann aber die Erkenntniß nicht ausbleiben, daß die Religion selbst in ihrer überlieferten Auffassung des Verhältnisses zwischen Jehovah und dem Menschen eine Quelle verderblichen Irrthums geworden sei, daß die Lehre von dem vertragsmäßigen Bunde einen starren Formendienst an Stelle des Dienstes des Herzens begünstigt, die Entwickelung ertödtender Selbstsucht gefördert, die Triebfeder echter Sittlichkeit gelähmt habe. Die zahlreichen Elemente einer reinern, tiefern, freiern Anschauung, wie sie die Gesetzbücher, die geschichtlichen und dichterischen Werke der Vergangenheit durchzogen, begegneten jetzt einer empfänglichern, fruchtbarern Stimmung, um die Geister über die anerzogenen Schranken des Denkens und Empfindens zu erheben und sich klar darüber werden zu lassen, daß der rechte Dienst gegen die Gottheit nicht äußerer, sondern rein innerer Natur sei, daß nicht der Gehorsam, den des eifrigen Jehovah Verheißung von Lohn und Strafe hervorgerufen, der Seele wahren Frieden und Spannkraft zur Tugend verleihe, sondern nur die freie, selbstsuchtlose Hingebung an den in Vaterliebe sorgenden Gott, der das Gute gethan haben will, weil es in der Erkenntniß seines Wesens beglückt.

Und das Vordringen zu so geläuterter Anschauung ist es, wodurch bereits die Propheten des 8. Jahrhunderts eine völlige Umbildung des religiösen Lebens herbeiführten. In demselben Verhält=

nisse, als das Volk durch sein Gebahren den Untergang näher heraufbeschwor, wuchs der Geist jener Männer an sittlicher Größe und Freiheit, erweiterte sich der Inhalt ihres Gottbegriffs, ihre Anschauung des göttlichen Waltens, läuterte sich im Abglanz dieser Auffassung ihr ganzes Wesen im Geiste inniger und umfassender Liebe. In immer höherer Kraft und Unmittelbarkeit des innersten Erlebens hören wir die Reihe der Propheten von Amos (in Israel 822—761) bis auf Jesaias (in Juda † 717) herab zur Heiligung der Gesinnung rufen, zum Ringen nach Erleuchtung in Weisheit und Gerechtigkeit, zum demüthigen Gehorsam gegen den Gott der Liebe, dem Frömmigkeit werth ist, nicht Opfer, der keine Freude hat am Strafen, sondern der da vertrauensvoll verheißt: „und wenn eure Sünden roth sind wie Scharlach, wie Schnee sollen sie weiß werden, wenn ihr gehorcht." Aber wenn jene Propheten alle sich gleich sind im heiligen Eifer, das Volk zu einer sittlichen Wiedergeburt heranzubilden: über sie alle ragt Jesaias zugleich als schöpferischer Denker auf neuer lichtvoller Höhe empor. Ihn zuerst sehen wir aus dem bisherigen beengten Gesichtskreise, in welchem Jehovah sich nur als der persönliche Stammesgott Israels gab, heraustreten und mit umfassendem Geistesblick die Schranke kindlichen Vorurtheils niederwerfend, dem Volke die höhere befruchtende Erkenntniß verkünden, daß es in dem Schöpfer des Himmels und der Erde nicht nur den Leiter Israels, sondern den allmächtigen Ordner der Welt zu erfassen habe, in dessen Rathe die Geschicke aller Völker entworfen seien seit der Vorzeit Tagen. Freilich sieht auch Jesaias auf sein Volk als das von Jehovah bevorzugte, aber darum sind ihm die Heiden nicht dem sorgenden Walten des Herrn entzogen; im Gegentheil betrachtet er sie, und zunächst die Assyrer, nur als Werkzeuge in Jehovah's Hand, um das Strafgericht über das abgefallene Volk Israels zu vollstrecken. Wie jedoch dem letztern schließlich die Erstehung zu einem neuen Leben vorbehalten ist, so bleiben auch die Heiden nicht dem Verderben geweiht: nachdem auch über sie das Strafgericht hat ergehen müssen, weil sie falschen Göttern gedient, wird auch ihnen der Tag der Erleuchtung im Dienste des wahren Gottes kommen.

Nicht aber die Tiefe und die Kraft des Geistes, in der so

Jesaias zum Erschauen einer göttlichen Weltregierung emporbringt, allein ist es, was diesen Propheten in so eigenthümlicher Größe erscheinen läßt, sondern kaum minder die Totalität der Beanlagung, in der seine Natur in gleicher Weise wie der ideellen Betrachtung der Bethätigung im handelnden Leben zugewandt ist. Mit eigenem Auge hatte Jesaias von Juda aus Zeuge sein müssen, wie das Gericht an Israel sich vollzog, und auch jenes Reich schien unrettbar dem gewaltigen Heere der Assyrer erliegen zu müssen; nichts destoweniger rief der muthige Prophet zum äußersten Kampfe auf und der Erfolg, mit dem die Fügung des Geschickes seine Mahnung krönte, schien sein begeistertes Vertrauen nur stählen zu müssen, daß die Wiedergeburt der ganzen Nation der Preis ihrer Stärke sein werde. Nur von dieser Gesinnung war seine Hoffnung getragen, indem er weissagte (c. 11) aus David's Stamm werde der Befreier kommen, auf dem der Geist des Herrn, der Weisheit und des Verstandes, „des Rechts und der Stärke ruhen, und der mit Gerechtigkeit die Armen richten und mit Gericht die Elenden im Lande strafen werde." Freudige Empfänglichkeit für nationale Größe und weltbürgerlicher Sinn ist mit religiöser Idealität in dieser Auffassung auf das Innigste verschmolzen.

In der That würde das Volk, wenn es überhaupt die Bedingungen für eine glückliche staatliche Zukunft in sich getragen hätte, nur unter der Fahne des Geistes, wie er Jesaias durchweht, zu Erfolgen haben gelangen können; aber die auflösenden und zersetzenden Schäden hatten zu tief gefressen, an feste und entschlossene Verfolgung eines höheren Zieles war nicht mehr zu denken. Schon unter Manasse's Regierung (695—40 v. Chr.) fiel das Reich wieder gänzlich dem Götzendienste anheim. Freilich erfolgte dann unter Josias (um 621) noch einmal eine mächtige, hauptsächlich durch die Priesterschaft vertretene nationale Gegenbewegung, die auch wirklich zu der neuen, religiös-sozialen Gesetzesordnung führte, welche wir in dem s. g. Deuteronomion (5. Buch Mosis) vor uns haben. Aber wie wenig die systematisch strenge Berechnung hier, im Rückgreifen auf alte Formen dem Kultus und der Sitte eine neue Stütze zu geben, zum Ziele zu führen im Stande war, zeigt nichts deutlicher, als daß gerade der reinste Karakter und energischste Mann im Volke,

der Prophet Jeremias, obgleich er selbst jenes Reformwerk aus aller Kraft gefördert hatte, nur in der völligen Vernichtung nicht blos des Staates und der Hauptstadt, sondern selbst des Tempels und der Bundeslade den einzigen Weg sehen konnte, um eine Umkehr der Gemüther anzubahnen; daß er durch keine Verfolgung und keine Todesgefahr sich abhalten ließ, diese Ueberzeugung vor König und Volk laut zu bekennen. Und die trostlose Oede an Selbstbewußtsein und Sinn für Würde der Nation, in die solche Haltung allerdings einen grauenvollen Blick eröffnet, mußte nothwendig die lauernden Feinde zur raschen Erfüllung des so berufenen Geschickes herbeiführen. In der That kam diese, als in Folge der neuen Machtverhältnisse, welche sich in Asien nach dem Sturze Assyriens gebildet hatten, Juda der Oberhoheit Babyloniens unterworfen worden war, dann aber in wiederholter Empörung der Schuld der Schwäche noch die der Treulosigkeit hinzugefügt und dadurch den gerechten Zorn des babylonischen Herrschers gegen sich aufgerufen hatte. Nebukadnezar weihte das Reich und Jerusalem der Zerstörung und führte das Volk nach Babylon in die Gefangenschaft (587 v. Chr.).

Aber traurig wie das Loos war, das der Unglücklichen hier wartete: die Anschauung des Jeremias, daß das tiefe Elend die allein wirksame Schule der Läuterung sein werde, sollte ihre Bewahrheitung finden. Wie mächtige Hebel zur Besserung der Gemüther die patriotischen Hoffnungen und die Bestrebungen, die sie hervorgerufen, in sich getragen hatten: seit zu langer Zeit waren sie nur von Enttäuschungen gefolgt gewesen und mußten es sein bei dem Zustande, in den die Gesammtheit verfallen war. Fortan bedurfte es, um die gebrochene sittliche Kraft wieder zu beleben, eines neuen Ideals, das nur dem innern Leben angehörte. Die Richtung auf dieses hatte allerdings, wie wir gesehen, dem Prophetenthum und seiner Weissagung des kommenden Verderbens, indem es das letztere als Strafe für die aufgeladene Schuld erkennen lehrte, schon von frühe an innegewohnt; aber die wesenhafte Verbindung zwischen Religion und Staat, die das Volk Jehovah gleichsam unter dem Doppelbegriff als Gott und als König verehren ließ, hatte den sittlichen Kern jener Lehre durch die das Walten irrender Leidenschaft fördernden weltlichen Bestrebungen immer von neuem umdunkelt Das staat=

liche Band mußte erst völlig gelöst, der einzelne erst ganz allein auf sich selbst gestellt sein, ehe mit dem Einblicke in die Unbedingtheit des Sittengesetzes, die Unabhängigkeit desselben von jedem äußern Zwecke, jene Quelle, aus der das Bewußtsein der Wesensgemeinschaft der Menschenseele mit der Gottheit Ursprung und Nahrung zieht, in ihrer ganzen Reinheit sich erschließen konnte. Dies Bewußtsein nun zu fruchtbringendster Lebendigkeit zu entwickeln, die Seele ganz mit dem Triebe zu erfüllen, in tugendhaftem Wandel zu dem beglückenden Gefühle der freien Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen zu gelangen, mußte die Zeit der babylonischen Gefangenschaft den Gemüthern die tiefste Anregung mit zwingender Gewalt entgegen bringen. Dort im fremden Lande am fernen Euphrat, als das Volk jedem Drucke der Willkürherrschaft, dem Hohn und der Verachtung preisgegeben, sich ganz zur Einkehr in das Innere gedrängt sah und hier in der Erinnerung an die theure Heimath und ihr Glück jetzt doppelt schmerzend die Qual des Bewußtseins empfand, daß all das Glück nur in Folge des eigenen Verschuldens verloren gegangen sei — dort war es unausbleiblich, daß mit der innigen Reue jetzt der tiefste Drang nach Versöhnung mit der Gottheit, das Gefühl der Bedürftigkeit der Erlösung von der Schuld die Gemüther mit alles beherrschender Macht ergriff.

Und diese Stimmung und Richtung der Zeit nun war es, aus der heraus jenem in der babylonischen Gefangenschaft lebenden großen Propheten, dessen Weissagungen dem Buche des Jesaias als 40.—66. Capitel angefügt sind, und dem man den Namen Pseudo-Jesaias gegeben hat, das neue Ideal, das Bild vom Knechte Gottes sich gestalten sollte, in welchem das Ringen nach einer Wiedergeburt der letzten Fessel verblendender weltlicher Selbstsucht entledigt und rein geistigem Ziele zugewendet ist. Allerdings mußte auf die Befreiung des Volks aus der erniedrigenden Unterthänigkeit gegen einen götzendienerischen Herrscher schon der ureigenen überlieferten Grundlage der Religion willen an erster Stelle das Wirken des Propheten gerichtet sein, der auf diesem Boden eine neue höhere Frucht zu zeitigen berufen war; und das Glück begünstigte ihn, daß er diese Aufgabe nicht nur mit dem Drange glühender Sehnsucht, sondern auch mit siegesfroher Zuversicht umfassen konnte. Sein weltkundiger

Blick ließ ihn klar erkennen, daß auf dem Wege, den der persische König Cyrus zur Herrschaft über den Welttheil sich gebahnt hatte, mit der Vernichtung des babylonischen Reichs auch das Loos der Rettung Israels liege und mit Begeisterung kündigte er deshalb in diesem den kommenden Befreier an (44, 28). Mit leuchtendem Seherblick sieht er Zion von neuem erstehen zu Paradiesesglanz; aber der Geist, der ihn trägt, ist nicht der des Jesaias. Während dieser im Vertrauen auf die weltliche Macht und ihren Arm die Zukunft des Staats verbürgt sah, weist sein großer Nachfolger sein Volk einzig auf die Kraft des Dulders hin. Wie weltlich seine Bilder sind, wie hell der Ton und glänzend die Farbe, indem er den Segen der kommenden Zeit feiert; dem tiefsten Wesen nach ist es ein inneres Reich, auf das sein Blick sich richtet Ueber alle nationale Schranken sieht er auf die Menschheit aus, nicht nur das Haupt der wieder aufgerichteten Stämme Israels soll das neu erbaute Jerusalem sein, sondern ein Bethaus für alle Völker. Der Geist, der dieses Reich heraufführen wird und mit dem das Volk sich durchdringen soll, hat zum Gesetz einzig den Gehorsam gegen den Willen Gottes auf die Gefahr jedes Leides hin; nicht von dem Sitze schwerdtesfroher Macht wird er ausgehen; der Knecht Gottes ist der demüthige Träger wahrer Erkenntniß des göttlichen Wesens, der die Sündhaften beugt und überwindet durch das Beispiel entsagungs- und opferungsfreudiger Liebe. Ohne Gestalt noch Schöne, unwerth gehalten und verachtet, ladet er dennoch der Menschen Krankheit und Schmerzen auf sich, um ihnen Frieden zu bringen und ihre Wunden zu heilen. Gestraft und gemartert, thut er seinen Mund nicht auf, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie das Mutterschaf, das vor seinem Scheerer verstummt. Bei Frevlern wird sein Grab gemacht, wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat. Aber darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebelthätern gleichgeachtet ist und er Vieler Sünde getragen hat und für die Uebelthäter gebeten, soll ihn eine große Menge bekennen, Könige sollen sehen und aufstehen und Fürsten sollen anbeten um des Herrn willen.

Die Hoffnungen des Propheten und der Gläubigen erfüllten sich, Cyrus gab nach der Einnahme Babylons den Gefangenen die

Freiheit, und eine große Zahl derselben, gegen 50,000, die indessen fast nur den Stämmen Juda und Benjamin und dem Priesterstamme angehörten, traten den Weg in die Heimath an (537 v. Chr.). Allein von dem Gewesenen hier kehrte wenig Andres als die alten Wirren und Gebrechen wieder. Das Volk, für das jetzt der Name Juden gebräuchlich ward, blieb für immer der staatlichen Ohnmacht verfallen. Aber gerade in dieser und durch sie sollte, wie wir sehen werden, nach dem Rathschluß der Vorsehung der Weg und das Mittel sich finden, das gewonnene Ideal in den Gemüthern lebendig zu erhalten bis zu dem Zeitpunkt, wo auch in den übrigen Völkern alle Bedingungen gereift waren, dasselbe auf dem Boden einer tiefen und erweiterten Kultur für die ganze Menschheit fruchtbar zu machen.

Mit der Vernichtung des babylonischen Reichs durch die Perser und der damit sich vollziehenden Erhebung eines Volks des arischen Stammes zur gebietenden Macht in Asien leitete sich eine neue Periode in der Geschichte der Welt ein. Die bildende Kraft des Semitenthums hatte sich ausgelebt; die reifste Frucht seines Geistes, das jüdische Ideal, wurde eben dadurch, daß es nur aus den Trümmern eines einst blühenden Staatswesens hatte erwachsen können, zugleich auch zu einem letzten Vermächtniß gestempelt. Und das Loos des Untergangs, durch das es eben bei den Hebräern gezeitigt worden war, wurde ja zu gleicher Stunde den Bedrückern bereitet. Von jetzt ab trat nicht blos dieser Welttheil, sondern die Gesammtheit aller Völker, soweit sie überhaupt an dem Entwickelungsgange der Kultur betheiligt waren, unter den beherrschenden Einfluß einer neuen, von völlig anderer Wesensrichtung getragenen Bildung, deren Schöpfer bereits seit Jahrhunderten das Volk der Griechen geworden war. Der Gang der Dinge hatte dasselbe wie überhaupt Europa bis daher der Entwickelung der Verhältnisse in den maßgebenden orientalischen Staaten im Ganzen fremd gehalten; eine Fügung, der es wesentlich zu danken war, daß sich das Griechenthum in der Zeit des Werdens ungehemmt in voller Kraft und Frische hatte entfalten können. Jetzt war es zu fester, selbständiger

Mannheit gereift und fortan konnte ein Austausch der Bildung des Ostens und des Westens nach allen Seiten hin ersprießlich sein. Zu Vermittlern dieses Austausches waren die Perser berufen.

Um selber dauernd und tief neue Wurzeln gesunden Daseins in die gealterten Reiche des Welttheils einzusenken, fehlte es den letztern an dem erforderlichen befruchtenden Inhalt ihrer Kultur; was diesem neuen Volksstamme den Beruf zum Herrschen gab, war einfach seine ungebrochene physische und sittliche Kraft, durch eine Religion genährt, welche im Gegensatze gegen die Kulte fast aller bis dahin die Entwickelung des Ostens bestimmenden Völker die Beziehung auf das sittliche Prinzip zur lebendig wirkenden Grundlage hatte.

Ursprünglich ein götterreicher Lichtkultus, aber früh von dem Reformator Zarathustra oder Zoroaster (im 13. Jahrhundert?) zu neu belebender Geistigkeit geläutert, lehrte sie im Zendavesta, d. i. das lebendige Wort, daß der höchste Gott des Guten Ormuszd (Ahuramazda, d. i. Herr der Weisheit) Himmel und Erde und den Menschen unsterblich geschaffen habe, daß aber der Gott der Bösen Ahriman (Angromainjus) in die Schöpfung eingedrungen und durch ihn das Uebel und der Tod gebracht sei. Seitdem stehen beide Götter an der Spitze der guten und bösen Geister in unausgesetztem Kampfe miteinander. An diesem Kampfe soll der Mensch in frommer Gesinnung und in freudiger Liebe zur Arbeit an der Seite Ahuramazda's theilnehmen. Im treuen Dienste des starken Mithra, des Gottes des Lichts und der Wahrheit, und in der Verehrung des heiligen Feuers, das alles Gute spendet, soll er lernen, Wahrheit und Leben, Lüge und Tod als gleichbedeutend zu erkennen; dann wird seine Seele, wenn sie vom Leibe sich trennt, in das Paradies zu den Geistern des Lichts eingehen. Das Ende des Kampfes aber wird die völlige Niederlage Angromainjus sein.

Von dieser Anschauung über Zweck und Aufgabe des Daseins geleitet, fand sich das Volk auf dem Gebiete der staatlichen Organisation durch eine gewisse aristokratische Stammesgliederung dahin gefördert, seine eigenwüchsige Natur in strenger Geschlossenheit den fremden Völkern und der Einwirkung ihres Wesens entgegenzustellen. In der That machte sich die in diesen Elementen wurzelnde Ueber-

legenheit der Perser von dem Augenblicke ihrer Gelangung zur Selbständigkeit an mit so bezwingender Kraft geltend, daß, nachdem bereits ihr erster König Cyrus (558—530 v. Chr.) Asien bis zu den Grenzen Indiens im Osten und bis zu dem Meere im Westen unter sein Scepter gebeugt hatte, sein Sohn Kambyses (530—522 v. Chr.) seine Eroberungen auch über Egypten ausdehnen konnte. Der Vortheil, der den Unterworfenen aus dem Wechsel der Herrschaft erwuchs, konnte allerdings zunächst kaum ein anderer sein, als daß sie von dem bisherigen tyrannischen Drucke entlastet wurden und die oberste Gewalt wieder von Würde und edlem Sinn getragen sahen, in ihr die berufene Vertreterin sittlicher Ordnung achten konnten. Welch weitern und größern Gewinn die Wandlung im Schooße trug, sollte sich erst später zeigen, als unter dem Nachfolger des Kambyses die neue Macht, von dem Glanz ihrer Größe geblendet, durch ihren überhebungsvollen Angriff auch gegen die Griechen dieses Volk zum ersten Male in die Angelegenheiten des Ostens hereinzog und dadurch die Entwickelung der Völker fortan auf neue Bahnen und zu neuen Zielen geführt ward.

Wie die Hebräer vom Geschicke dazu ausersehn gewesen waren, das innerste Wesen des semitischen Geistes in seiner vollen Reinheit auszuprägen, so blieb den Griechen die Aufgabe vorbehalten, alles, was das Ariertthum an eigenartigem Gehalte in sich trug, zur höchsten Vollendung emporzubilden. Wenn das religiöse Leben der semitischen Völker bei ihrer Richtung auf die Erfassung der Einheitlichkeit des göttlichen Wesens überall von dem Gedanken der Gegensätzlichkeit zwischen Geist und Materie beherrscht gewesen war und das Bedürfniß der Bezwingung dieses Gegensatzes ihrer religiösen Vorstellungswelt ihr eigenstes Gepräge gegeben hatte, so wuchs dagegen den Griechen ihre Religion aus der Anschauung empor, daß die Vielheit der Dinge und ihre stete Wandlung im Werden und Vergehen sich selber Zweck, und daß nur in der Ordnung derselben, wie sie ist, das göttliche Wesen zu suchen sei. Ebenso mit einem ahnungsvollen Zuge nach allen Tiefen des Geisteslebens begabt, wie unter der Herrschaft einer unvergleichlich regen Phantasie mit

innerstem Triebe an die Außenwelt gefesselt, trug der Grieche als glückliches Geschenk der Natur jene Grundrichtung in sich, in der sein ganzes Denken und Empfinden Karakter und Gesetz erhalten hat: den geistigen Begriff durch die Phantasie zu einer sinnlichen Anschauung zu gestalten und wiederum die äußere Erscheinung zu einer geistigen Wesenheit zu vertiefen. Und mit dieser Vorstellungsweise stand er der äußern Natur und ihrem Walten und Wirken in der vollen Ruhe objectivster Betrachtung gegenüber, alles Körperliche beseelend und jede Kraft verkörpernd, indem er die eigne freie Selbstbestimmung auf die so angeschauten Wesen übertrug. So wurde dem Griechen von vornherein der Mensch zum Maß aller Dinge; auch die Idee des Vollkommenen, des Göttlichen konnte sich ihm nur innerhalb, nicht über der Natur entfalten. Und entsprechend dieser seiner Stellung zu der Außenwelt bildete sich auch sein sittlicher Begriff nur unter dem Gesichtspunkte der gegenseitigen Bedingtheit und Bedürftigkeit von Körper und Seele, Sinn und Geist. Von den ersten Anfängen an leitete ihn ein sicherer Instinkt, Naturtrieb und Vernunft nicht als einander fremde Gebiete zu betrachten, sondern nur beider Forderungen sich gegenseitig regeln und bestimmen zu lassen. Kein Trieb als solcher war ihm verurtheilenswerth, sondern nur im Maßhalten, in der Mitte zwischen Extremen lag ihm das Wesen von Sittlichkeit und Tugend. Für die Anschauung, nach der die Sinnlichkeit zu ertödten wäre, um dem Geiste seine volle Freiheit zu verschaffen, fehlte ihm so alle Empfänglichkeit, daß er im Gegentheile, wie wir sehen werden, nur einem, mit zwingender Nothwendigkeit wirkenden, innern Zuge folgte, indem er die Gestalten seiner Götterwelt in demselben Grade mehr vermenschlichte, als er selbst an sittlichem Gehalte stieg.

Und diese Auffassung von der Bestimmung des Menschen zur harmonischen Entwickelung seiner sinnlichen und geistigen Natur, der der Grundsatz der Beschränkung und des Maßhaltens allbeherrschend, der Kern aller Lebensweisheit ward, diese Auffassung ist es, welche den Griechen das Schöne zu ihrem eigentlichen Elemente gemacht und sie befähigt hat, in Allem, was der Menschengeist schaffen kann, so weit die einheitlichste Durchdringung von Wesen und Form die Vollendung giebt, das Höchste zu erreichen. Wie schon ihre Sprache

gleichsam unter dem Streben sich gebildet hat, jeder Aeußerung des Geistes die den eigensten Gehalt derselben darstellende plastische Form zu geben, so entwickelte sich unter dem gleichen Wesenszuge die Religion, der Staat, die Sitte, das ganze geistige Leben und zwar sie alle in der innigsten Verbindung mit einander und gegenseitiger Wechselwirkung. Aber allerdings auch trug das Schicksal dem Volke zur gedeihlichsten Fortbildung aller seiner reichen Gaben und Anlagen jede Gunst und jede Anregung entgegen.

Von der ersten Heimath aus auf ein zähes Festhalten am ursprünglichen Familien- und Geschlechterverband gerichtet und dem entsprechend später stets von einem tiefen Zuge auf strenge Sonderung in einzelne Stämme und innerhalb dieser wieder in kleine Gemeinwesen beherrscht, fanden sich die Griechen nach ihrer Einwanderung in Europa in der nach ihnen benannten Halbinsel ein Land zum Sitze geboten, wie sie es nicht günstiger der bildenden Pflege jeder ihrer Eigenthümlichkeiten hätten wählen können. Während ihnen dasselbe, auf drei Seiten vom Meere und auf der andern von hohen Gebirgszügen umgeben, in seiner Lage an Schutz gegen überlegene äußere Feinde das ersetzte, was ihnen bei ihrer Zersplitterung an eigener Stärke abging, bot es ebenso in seiner landschaftlichen Schönheit der Phantasie und dem Gemüthsleben reichste Nahrung, wie es in der Beschaffenheit des Klimas und des Bodens mit seiner mannichfach unterschiedlichen Artung und dem ausgedehnten Küstengelände gleichsam dazu bestimmt schien, das Volk zu gesunder, arbeitsfroher Uebung jeder Kraft und Anlage zu erziehen. Wohl konnte es nicht den Vortheil bieten, welchen ein Land mit großen Flüssen und weiten Ebenen zur Entwickelung des Einheitsbewußtseins eines Volkes mit sich führt; im Gegentheil, diese Zerklüftung in kleine Gebiete, die so scharf von einander getrennt waren, daß vielfach der Verkehr zwischen ihnen leichter zur See als zu Lande stattfand und die überdies durch die verschiedene Bodenbeschaffenheit die Bewohner unter ebenso verschiedenartige Bedingungen des Erwerbes und der Lebensweise stellte, mußte eher ein Anlaß für die einzelnen griechischen Stämme werden, ihre Gegensätzlichkeit an

einander zu reiben, einen Geist der Feindseligkeit unter ihnen groß zu ziehen. Und in der That sind dieselben dieser hemmenden Elemente so wenig jemals Herr geworden, daß vielmehr ihre ganze Geschichte ein einziges großes Bild gegenseitiger Bekämpfung bietet. Aber dafür haben wir auf der andern Seite grade in den Bedingungen, welche diese Beschaffenheit des Landes mit sich brachte, auch eine der Hauptursachen zu suchen, wenn die Griechen auf einem Gebiete, das in seiner größten Länge kaum über 60, in seiner größten Breite nicht über 20 Meilen faßt, ein Volk geworden sind, das in der Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Bewegung eine abgeschlossene Welt für sich darstellt, das in sich allein die Geschicke der Menschheit durchgelebt, ihre höchsten Aufgaben gelöst hat.

Suchen wir nun den Entwicklungsgang des Volks zu jener Höhe hin durch seine verschiedenen Phasen zu verfolgen, so finden wir dabei den Weg allerdings nicht so geebnet, wie er sich uns in der hebräischen Geschichte bot. Während in dieser der religiöse Gedanke fast als das alleinige bewegende Prinzip erscheint und für die Betrachtung der ihn tragenden Einflüsse urkundliche Zeugnisse von der frühesten Zeit ab eine sichre Führung bieten, ist die Entwickelung der Griechen die Frucht einer gleichmäßigen Bethätigung des Volks auf allen Gebieten des Lebens unter den mannichfaltigsten Einwirkungen und Antrieben von den verschiedensten Seiten her; und wenn auf diese Weise schon der Reichthum der waltenden Kräfte an sich die Uebersicht erschwert, so liegt überdies für den Einblick in das innere Verhältniß derselben erhöhte Schwierigkeit dadurch gegeben, daß die griechischen Gemeinwesen — klein und ohne nationalen Mittelpunkt, wie sie waren — erst sehr spät, etwa seit dem Jahre 800 v. Chr, urkundliche Aufzeichnungen zu machen begannen, und daß wir deshalb unsre Kunde grade über die so wichtige Jugendzeit des Volks ausschließlich dem nebelhaften Reich der Mythe und Sage zu entnehmen haben. Bedeutungsvolle thatsächliche Begebenheiten wuchsen mit Vorgängen innerer Natur, Erlebnissen und Anschauungen über das Walten und Wirken der Götter in der Phantasie der die Volksentwickelung leitenden Geister zusammen, und wurden in Bildern und Erzählungen der Auffassung vermittelt. Aber wie schwer es ist, aus dieser Mischung von Geschichte und

Dichtung wieder zu scheiden, was der einen und was der andern angehört, so ist doch auch hier die Forschung mit dem tiefern Einblicke, den sie durch das vergleichende Studium der entsprechenden Entwickelungsperiode der andern Kulturvölker in das dieselbe beherrschende innere Gesetz gewonnen, bei jener Scheidungsarbeit zu Resultaten durchgedrungen, die in der Art, wie sie sich gegenseitig stützen, die vollste Bürgschaft der Begründetheit in sich tragen. Auch die mythische Zeit der Griechen liegt uns jetzt, wenigstens ihren Grundzügen nach, soweit in die Helle thatsächlicher Geschichte gerückt, daß wir von dem Werden des Volks in seinen Ideen und Einrichtungen ein deutliches und anschauliches Bild erhalten, die bestimmenden Ereignisse mit ihren bewegenden Kräften und in ihrer Folge klar übersehen können.

Als das gewichtigste Ergebniß dieser Forschung betrachten wir dabei die Erschließung des hellen Einblicks, wie die Griechen bereits von frühester Zeit an und bis zu den Tagen ihrer vollen Reife herab stete und tiefeingreifende Einflüsse von Asien und Egypten her erfahren haben; ja wie grade diese Einflüsse, verschiedenartig allerdings je nach den wechselnden Bedingungen ihrer Geltendmachung, das treibende Element geworden sind, an dem das eigenwüchsige griechische Wesen seine innersten Tiefen geöffnet hat. Erst in Folge jener Einflüsse erhielt, werden wir sehen, die griechische Bildung ganz den Gehalt, wie er erforderlich war, damit, als auch sie ihre befruchtende Kraft nicht mehr zu üben vermochte, für die Menschheit aus dem hebräischen Ideale das verklärte christliche erstehen konnte.

Von den Zuständen und Verhältnissen der griechischen Stämme in der ältesten Zeit, d. h. da sie noch völlig unberührt von fremden Einwirkungen unter dem Gesammtnamen der Pelasger die Halbinsel inne hatten, entwirft uns Thukydides nur ein trübes Gemälde, indem er die Räuberei zu Lande wie zur See als das den Karakter des Lebens einzig bestimmende Moment erscheinen läßt. Namentlich lagen, führt er aus, die Küstenbewohner in stetem Fehdestand gegen die Raubschaaren, welche, „geführt von den Mächtigen, denen es für

sich um Gewinn, für die Unbegüterten um Unterhalt zu thun war", bald von den andern Kantonen, bald von den Inseln her, das Gebiet überfielen und alle Orte, die nicht befestigt waren, plünderten. Wegen der allgemeinen Unsicherheit mußte ganz Hellas in Waffen gehen. Ohne Zweifel ist diese Schilderung, für die Thukydides im Uebrigen noch zu seiner eigenen Zeit in den Verhältnissen und Sitten mancher Gegenden Griechenlands, wie bei den Aetolern, lebendige Anhaltepunkte fand, durchaus zutreffend, wie sie denn auch ihre aufklärenden Beziehungen auf die spätere Zeit hat. Wir sehen daraus, daß, wenn ein solcher Zustand allerdings alle Bedingungen zum Aufkommen einer königlichen Gewalt und eines Kriegsadels im Schooße trug, auf der andern Seite doch auch die Stellung der Masse stets der Art blieb, um eine Ausartung der führenden Gewalt in Despotismus auszuschließen. Aber, dies anerkannt, bleibt die Schilderung immer von einseitigem Standpunkt aus entworfen; die Grundlage des geistigen und sittlichen Lebens berührt sie in keiner Weise, und grade hier läßt uns die Forschung das Verheißungsvolle dieser Zeit erkennen.

Der religiöse Besitz, wie ihn das Volk aus seinem asiatischen Ursitze mitgebracht hatte, der Kreis der göttlichen Wesenheiten und Vorstellungen, in denen dasselbe die gestaltenden und das Leben regelnden Naturkräfte und Erscheinungen anschaute, hatte bereits eine umfassende Bereicherung erfahren, und zwar unter dem fruchtbaren Walten der ganzen sittlichen Tüchtigkeit und Tiefe der griechischen Natur. Als oberster Herrscher in diesem Kreise stand der Urgott des lichten, allumfassenden Himmels, Zeus, der Spender des befruchtenden Regens, der Vater der Quellen und ihrer Geister, der Musen, die wie das Wasser die Natur belebt, dem Menschen die Begeisterung gewähren; aber wie der höchste Himmelsgott die dunkeln Wolken sammelt, um die dürre Erde zu tränken, so entbindet er sie zugleich mit dem flammenden Blitzstrahle, auf daß alsbald die heitere Helle zurückkehre; und so auch trifft er vernichtend die lichtfeindlichen Dämonen, die Mächte des Bösen, und zwingt sie hinweg in die Unterwelt. Als dieser allwaltende Sorger des Guten und weise Lenker im Reiche der Natur wie des Geistes, besaß Zeus in Dodona das älteste Nationalheiligthum des Griechenvolks; hier war

seine Spruchstätte, sein Orakel, aus dem Rauschen der ihm geweihten heiligen Eiche wurde sein Wille vernommen; eine Auffassung der Beziehung zwischen Mensch und Gottheit, die in allen Naturreligionen des Alterthums als fundamental hervortritt und aus der, wie sie auf dem innersten Bedürfniß des Menschen beruht, an das Vorhandensein eines Organs zu glauben, durch welches das göttliche Wesen gegenüber der irrenden Vielheit der Erscheinungen untrügliche Wahrheit verkündet —, der Institution der Orakel, vor allen in Griechenland eine die Geschicke des Volks auf das Tiefste beeinflussende Gewalt erwachsen ist. Unzweifelhaft haben wir aus allen diesen Zügen der Auffassung des Zeus den ursprünglich Einen Gott als den Urquell aller schaffenden Kraft erfaßt zu erkennen; aber je tiefer das religiöse Gefühl des Volkes war, desto mehr hatte sich sein anschauungsbedürftiger Sinn getrieben gesehen, das göttliche Wesen der Verehrung gegenständlicher zu machen, indem er dasselbe entsprechend der Erscheinung seines Wirkens unmittelbar der Körperwelt verband und so sich in dieser besondere Gebilde schuf, die je nach dem Umfang der Einflüsse, welche durch sie geübt wurden, die Eigenschaften der Urgottheit beigelegt erhielten. Lebendig kennzeichnend dabei die edle Geistesrichtung dieses Volkes ist es, wie die Phantasie ihre schöpferische Kraft zunächst in dem Drange bethätigt, in der Gottheit das Walten der die sittliche Ordnung schützenden, dem Menschen im Kampfe gegen das Böse hülfreichen Macht anzuschaun. Eben unter diesem Gesichtspunkte als wesensgleich sehen wir dem Zeus zwei andere mächtige Lichtgottheiten zur Seite gestellt: den Sonnengott Apollon, den Verscheucher der Nacht und ihrer finstern Geister, den Besieger des Drachen, den alles sehenden, fernhintreffenden Rächer des Frevels; und Pallas Athene, die Göttin des blauen Aethers, mild gesinnt dem Menschen, freundlich helfend dem Strebenden zu allem, was Glück schafft, und ihn schirmend mit den Waffen, denen die Unholdin des Dunkels, die furchtbare Gorgo, gefallen ist. Aber neben dem gläubigen Vertrauen in die Gottheit, das aus diesen Anschauungen spricht, spiegeln zugleich die andern Göttergebilde schon dieser frühesten Zeit nicht minder eindringlich das Bewußtsein wieder, dem die unvergleichliche Fruchtbarkeit des griechischen Lebens entwachsen ist: daß dem Menschen das Schaffen zu

seiner Bestimmung ward, daß er mit der irdischen Gabe das Streben zum Höhern verbinden, im Ringen und Mühen den ihm innewohnenden Trieb entwickeln soll. So war es diese Erkenntniß, aus der die Auffassung der Göttin der gebärenden Erde ihr Gepräge erhielt. Zuerst als Hera, die Herrin, dem Zeus als Weiblichkeit zugesellt, wurde sie jetzt als die nährende Mutter, Demeter, die Göttin des Ackerbaues erfaßt, die den Menschen zur Arbeit erzieht und als Preis derselben ihm wohnliches, beglückendes Dasein verleiht, während Hera fortan als Lichtgöttin an den Himmel entrückt ward, neben Zeus die Sternennacht durchwaltend wie dieser den Tag. In gleichem Geiste finden wir die wohlthätige Kraft des Feuers unter verschiedenen symbolischen Bezügen bereits in drei Wesenheiten angeschaut: als Prometheus, dem Gott der heiligen Opferflamme, die den Himmlischen den Dienst des Sterblichen entgegen trägt, an der das Göttliche in der Menschenseele sich entfesselt; als Hestia, der Göttin des häuslichen Heerdes, der schützenden Pflegerin der Familienbande, der heiligen Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung und der Sitte; und als Hephaistos, dem Gott der Arbeit, der das Element zur Schaffung des das Leben fördernden Besitzes verwerthet. Und wie hier überall die Phantasie von der lebendigen Freude am Schöpferischen geführt erscheint, so verklärt sie die sich stets verjüngende treibende Kraft der Natur in dem Gott Dionysos, der die Gaben des Herbstes zeitigt. Nicht Willkür war es deshalb auch, wenn sich später, wie wir sehen werden, an den Dienst dieser Gottheit der Fortschritt des Volkes zu dem Höhepunkt der Bildung im Drama wesentlich geknüpft hat.

Aber wenn nach diesen Auffassungen der Grieche gleichsam geboren schien, um sich beglückt zu fühlen in frischer Werdelust, so stand er auch wiederum ergebungsvoll dem unabwendbaren Verhängniß, dem ewigen Gesetze des Todes gegenüber. Starkgemuthet sah der Geist nur das Verwandte im Gange der Natur, indem er den Wolkengott Hermes, der den Sternenhimmel verdunkelt (der Argustödter), der die schimmernde Abendröthe in die Arme der Nacht treibt, zum Führer der Seelen in die Unterwelt machte. — Noch stehen, den Kreis der pelasgischen Hauptgottheiten schließend, der Erderschütterer Poseidon, der Träger der gewaltigen Macht

des landumgürtenden Meeres, und die jungfräuliche, keusche Mondgöttin Artemis zu erwähnen, die über das zaubervolle Reich des mildleuchtenden Gestirnes und sein Wirken auf das Leben der nächtlichen Flur gebietet: Gebilde, die vielleicht nicht den ganzen Reichthum von Beziehungen zu der innern Welt des Menschen in sich tragen, wie die zuvorgezeichneten, die aber nicht minder karakteristisch den jedes Element und jede Lebensäußerung ergreifenden Gestaltungstrieb und schöpferischen Sinn des Volkes erkennen lassen.

Wie fest bestimmt aber so alle diese Wesenheiten unterschieden waren und wie scharf ihr Wirkungskreis dem religiösen Bewußtsein umgränzt erschien: immer waren sie doch mehr begrifflich gefaßt, noch nicht zu einander in Beziehung gesetzt und damit zu schärfer umrissenen Gestalten geworden; und dies ist es, was Herodot betonen will, indem er sagt, die Vorfahren dieser Zeit hätten nicht zu Göttern mit bestimmten Namen gebetet, sondern sie nur als die Ordner und Vertheiler aller Dinge und Gaben verehrt. Noch konnte sich die Phantasie nur schüchtern über die Grenzen des Empfindungslebens hinauswagen, und aus der Tiefe des letztern zog der auf das Aeußerste einfache Kultus einzig seine Weihe. Tempel kannten die pelasgischen Griechen nicht und ebensowenig Götterbilder; die Opfer wurden auf Höhen oder in Hainen dargebracht, die Hauptträger des Kultus waren seit der ältesten Zeit die Sänger gewesen, die Dichter der Gebete und Hymnen bei der Opferhandlung, in denen der Natur der Sache nach die sich fortentwickelnden sittlichen Anschauungen ihren Ausdruck fanden, und die deshalb auch wie die seherischen Aussprüche, Weissagungen u. s. w. als eigentlich religiöser Besitz von den Gemeinden mit frommer Sorgfalt aufbewahrt wurden. Die Macht, mit welcher diese Sänger die Gemüther beherrschten, hat die Sage von dem ersten ihrer Reihe, Orpheus, der seinen Sitz am Fuße des Götterberges, des vielgipflichen Olympos hatte, auf das Lebendigste versinnlicht, und leicht erklärlich ist es, daß sich ihre hervorragende priesterliche Stellung im Gemeinwesen auch auf ihre Nachkommen vererbte. Die Fortbildung des religiösen Lebens war auf diese Weise dem freien Schaffen der erleuchtetsten Geister im Volke anvertraut und damit auf das Sicherste zugleich die lebendige Einwirkung der Gesammtheit verbürgt. Aber nicht

blos religiöse Gesetzgeber, wie Moses bei den Hebräern, sind Begründer eines Priesterthums geworden, das mächtiger als der Staat ward: auch freischaffende Dichter, als Bildner der Religion, haben, wie die Geschichte der Inder zeigt, dasselbe Ergebniß, und noch einseitiger, herbeigeführt. Für das Geschick der Völker wie der Einzelnen ist eben die Naturanlage nicht allein entscheidend, sondern neben ihr auch das Verhängniß der Umstände in ihrer Entwickelung. Diese Erfahrung wird grade an dieser Stelle ein Ausblick auf die Geschichte des indischen Volkes zweckmäßig veranschaulichen können.

Nicht mit Unrecht hat man die Inder die Griechen Asiens genannt. Auch in ihrer Geschichte überblicken wir eine lange Periode, in welcher das Volk in Leben und Glauben ganz von dem Geiste durchdrungen war, aus dem den Griechen ihre Größe erwuchs. Auch ihnen blühte eine Zeit liederreichen Heldenthums voll kampffroher Mannheit und Thatkraft, wie wir sie bei jenen erstehen sehen werden, verbunden auch bei ihnen mit der Verehrung einer von priesterlichen Sängern geschaffenen gestaltenreichen Götterwelt, bei deren Ausbildung die Phantasie ebenso von tiefsittlichem, idealem Geiste wie von heiterer Lust an der Erscheinungswelt getragen worden war. Es war die Zeit, als die kriegerischen Stämme von ihrer ersten Niederlassung im Fünfstromlande aus, an innerer Kraft und äußerer Macht gewachsen, unaufhaltsam einander drängend, jene große Wanderung begannen, auf der sie sich allmälig das weite Gangesgebiet und dann die ganze Halbinsel bis zum äußersten Süden hinab erobernd unterwarfen (vom 15. bis 10. Jahrhundert v. Chr.). Das lebendige Zeugniß des Karakters jener Periode liegt uns in dem Kernstoff des großen Epos Mahabharata vor, das als die erste schöne Frucht einer in allen Tiefen aufgeregten Zeit zu betrachten, jedoch seitdem durch wiederholt von den Brahmanen vorgenommene tendenziöse Ueberarbeitungen und Zusätze ein in sich entstelltes, schwer entwirrbares Sammelwerk geworden ist. Jener herrliche Kern aber erstand aus den Heldenliedern, in denen in dem ersten Jahrhundert der Eroberungen ein Bruderkrieg zwischen den Stämmen an der Jamuna und der Untergang des Königsgeschlechts

der Kuru mit ihrem Stamme im Kampfe gegen die Pandu besungen worden war. Aus diesem Theile der Dichtung spricht in der Zeichnung der Karaktere im Handeln und Empfinden und in der ganzen Anlage der Handlung durchaus und allein rein menschlicher Sinn und eine Lebensanschauung, die auf dem unverkümmerten Triebe nach freier Bewegung jeder Kraft beruht. Auf dem Grunde tiefen Gemüthslebens hat eine edle Sitte sich gefestigt; aber unter ihrer Herrschaft drängt unaufhaltsam die Leidenschaft des markigen Geschlechts aus der Innerlichkeit hinaus in die sturmbewegte Welt der That. Hoch wie der Preis der Wahrhaftigkeit, der Treue, frommen Sinnes steht das Streben nach Ehre und Ruhm im Schlachtgewühl. So tritt uns ein Geschlecht entgegen, das nach allen Richtungen hin in der Ganzheit seines Wesens sich freudig auslebt. Und neben diesen von Waffenhall umrauschten Gesängen läßt uns noch eine andre Dichtung, die reiner in ihrer ursprünglichen Gestalt sich erhalten hat, ausschließender nach der Seite des innern Seelenlebens hin den harmonischen Gehalt dieser Zeit erkennen: Nal und Damajanti, ein Lied von treuer Liebe, so zart, so inniglich, so sittlich rein, daß es mit Recht als eins der Kleinode aller Poesie gepriesen wird. Eine lieblichere Frucht tiefster Empfindung und lautersten Adels der Gesinnung besitzt kein Volk.

Aber wenn so die edelsten Geistesschöpfungen, welche die bewegten Jahrhunderte des Kampfes gezeitigt hatten, nur die gesundeste Fortentwickelung auf dem gewonnenen Boden zu versprechen schienen, so sehen wir dagegen doch zugleich während dieser Siegeszüge und zwar in gleichem Schritte mit der wachsenden Ausdehnung der Herrschaft der Stämme allmälig und immer weitergreifend eine alle Zustände und die ganze Wesensrichtung des Volkes erfassende Wandlung vorgehen. Ein eigenthümlicher Karakterzug desselben, der tiefe Hang zu innerlichem Seelenleben, der bis daher bei der harmonischen Entfaltung auch der übrigen Eigenschaften nur edle Frucht gezeitigt hatte, tritt in stets verderblicher werdender Einseitigkeit hervor, bis er endlich die ganze Entwickelung der Nation ausschließlich bestimmend wird.

Schon in der Hymnendichtung, wie sie uns aus der ältesten Zeit vor der großen Wanderung in den Veden aufbewahrt ist, ge-

wahren wir, wie bereits damals die Phantasie des Volks, obgleich von einer bildenden Kraft und Beweglichkeit, wie sie nur noch bei den Griechen ihres gleichen hat, überwiegend von jener Richtung beherrscht ward. Auch den Inder trieb es, die Götter menschlich zu gestalten, das Walten ihrer Macht in Bildern aufzufassen; aber er steht diesen Phantasieschöpfungen anders gegenüber, als der Grieche: diesem handelt es sich um die unmittelbare Ergreifung der geschaffenen Wesenheiten grade in der Abgesondertheit ihres Wirkungskreises; eben in dieser führt er sie sich näher. Dem Inder dagegen ist die Theilnahme an seinen Gebilden im Innersten geistig, sein religiöses Gefühl strebt über sie hinaus zum Unendlichen. Bereits in den ältesten Gebeten der Veden sehen wir ihn dem innern Drange folgen, bei der Anrufung Eines Gottes die Kraft und die Eigenschaften aller zu umfassen, in die Empfindung eines Wesens sich gleichsam zu versenken, das alles Lebende und die ganze Natur durchwirkt, wie die Seele den Körper. — Und ein weiteres Moment. Im engsten Zusammenhange mit dieser tiefen Innigkeit des Gottesgefühls tritt uns in den Veden die eigenthümliche Vorstellung entgegen, daß das den Göttern dargebrachte Opfer, der Somatrank, diesen die Stärke im Kampfe gegen die bösen Geister mehre, daß Opfer und Gebet sie an Kraft wachsen mache; eine Vorstellung, der sich in naheliegender Folge dann die Auffassung anbildet, daß der Gott durch die ihm gezollte Andacht dem Betenden verpflichtet werde und daß dieser damit Gewalt über ihn gewinne, ihn seiner Bitte willfährig zu machen. Der Opfertrank (Soma) und das Gebet, die heilige Andacht, wachsen zu eigenen Gottheiten auf; Brahmanaspati (d. i. Gebetsherr) an Macht alle übrigen Götter überragend. Auf den ersten Anblick hin könnte man geneigt sein, in diesen Anschauungen, als kindlichem Gemüthe entsprossen, nur die Kraft andächtiger Empfindung ins Auge zu fassen, die ihnen zu Grunde liegt; allein bei näherer Betrachtung drängt sich doch der Gesichtspunkt vor, daß sie die Keime zu der unheilvollsten Verbildung in sich tragen: wo schon das bloße Gebet das Heil soll gewinnen können, das nur als Preis des Handelns im Dienste der Mitmenschen erreichbar gelten darf, da liegt die Gefahr nur zu nahe, daß die Gesinnung an die Stelle der That, die priesterliche

Vermittelung an die Stelle der Selbstthätigkeit gesetzt wird: der offene Weg zu trägem Mönchthum und bevormundender Priesterherrschaft. Indessen, so lange im Volke alle Kräfte in freier Bewegung sich gegenseitig stählen und regeln konnten, kamen, wie wir sahen, die schlimmen Wirkungen nicht zum Durchbruch. Diese zeigten sich erst, als mit der Ausbreitung des Volks über die Weiten der Halbinsel die Lebensbedingungen desselben sich entscheidend veränderten. Während in den ersten Zeiten der Eroberung die Stämme einheitlich in frischem Bewegungsdrange auf die vollste Bethätigung nach Außen gerichtet gewesen waren und dieser Sinn alle Verhältnisse getragen hatte, begann fortan ein großer Theil derselben, der in den gewonnenen Gebieten seßhaft geworden war, alle seine Antriebe einseitig aus dem Zustande der Ruhe zu erhalten und sich damit gleichsam widerstandslos der Wirkung des Klima's und der Bodenbeschaffenheit eines Landes hinzugeben, das bei einer den größten Theil des Jahres hindurch ermattenden Hitze eine Fruchtbarkeit mit sich führt, die den Bewohner fast ohne Arbeit den nothwendigen Lebensunterhalt gewinnen läßt. Der übrige kriegerisch gebliebene Theil trat jetzt zu den Fürsten und dem führenden Adel in ein ausschließenderes Verhältniß, das sich gegen die der Arbeit des Friedens zugewandten Stammesgenossen um so unterschiedlicher gestaltete, als die Sicherheit der letztern gegenüber der unterjochten Bevölkerung nur durch den Schutz der Krieger bedingt war. Daß unter solchen Umständen die Macht und das Ansehn des Adels und des Heeres gewaltig steigen mußte, lag im Gange der Dinge, und in der von der andern Seite her bereits entnervend sich geltendmachenden Ruheliebe war dem erstern die Versuchung nur zu nahe gelegt, diese Macht möglichst für alle Zukunft zu befestigen. So schritt er denn dazu, seinen und seiner Krieger Stand gegen jeden weitern Eintritt abzuschließen; ein Unternehmen, zu dem er freilich an erster Stelle des innigen Einverständnisses mit dem Priesterthum bedurfte, zu dem das letztere jedoch um so weniger sich versagte, als es in den Zuständen im Ganzen alle Bedingungen reifen sah, seinen eignen Einfluß zu dem allbeherrschenden zu machen. Es begegneten sich mithin von allen maßgebenden Seiten die Interessen, in der planmäßigen Durchführung der gegenseitigen Abschließung aller

Stände und Berufsarten eine Einrichtung zu begründen, die allerdings das Prinzip der Erhaltung des Bestehenden am festesten sicherte, die aber auch jede Entwickelung eines nationalen Gesammtlebens für immer unmöglich machte. Das Streben des Einzelnen wurde damit in einem engen Kreise festgebannt, innerhalb dessen der der Bethätigung bedürftige Geist mit unausbleiblicher Nothwendigkeit sich von dem quälenden Zweifel erfaßt fühlen mußte, ob überhaupt das Leben einen Selbstzweck haben könne, oder ob es nicht vielmehr nur in der Beziehung auf ein andres Dasein eine Berechtigung gewinne. Jede in dem Gemeinleben aufgerichtete neue Schranke wirkte nur dahin, die mystische Richtung der Gemüther auf ein inneres Anschauen des in dem Vergänglichen webenden Ewigen zu verstärken; und wenn die Priesterschaft, in Dichtung und Wissen über die Bildung des Volks gebietend, zunächst in selbstsüchtigem Herrschaftsgelüste jene Richtung durch eine entsprechende Umbildung der Religion zu fördern suchte, so mußte sie sich dagegen alsbald in der Lage sehn, nun selbst aus der allgemeinen Stimmung wieder bewegenden Antrieb zu empfangen. Natürlich kam die gezeichnete Wandlung der Dinge nur nach und nach. Die Uebergangsperiode von den alten zu neuen Zuständen spiegelt uns auf das lebendigste das der Zeit nach dritte große Dichtwerk, das Ramayana, wieder.

Während das Geschlecht, dem die Heldenlieder entstammten, mit instinktiver Sicherheit im Handeln sich bewegte, weil der Karakter sich auf dem festen Boden traditioneller Sitte bildete und innerhalb der letztern keine andre Schranke der Geltendmachung kannte, als die eigne Kraft — jener Zug, um dessen willen grade das Volksepos ein so reiner Spiegel urwüchsig menschlichen Wesens ist — wird jetzt im Ramayana ein berechnender Despotismus bestimmend, der in der Art, wie er das Verhältniß der Pflichten zu einander abwägt, die sich befestigende Macht eines einseitig priesterlichen Einflusses bekundet. Die genannte Dichtung verherrlicht nämlich die Gesinnung eines Königssohnes, Rama, der freiwillig dem ihm vom Vater zuerkannten Thron entsagt und in die Verbannung zieht, weil kurz vor der schon angeordneten Weihe jenem von einer seiner Frauen arglistig und gegen den eigensten Willen das Versprechen abgelockt worden war, einem andern Sohne die Nachfolge

zuzuwenden. Die Brüder selber wollen Râma bei seinem Rechte schützen; aber dieser läßt sich nur durch das Gefühl der Pflicht bestimmen, seinen Vater vor Wortbruch zu bewahren. Nur ganz entsprechend dem Geiste, in welchem die Dichtung so das sittliche Bewußtsein der Nation einseitig zum Dulden und Entsagen zu schulen sucht, kann es dann erscheinen, daß die Phantasie in derselben von dem Gebiete der lebendig wirkenden That sich abwendet zu dem Reich des Mährchenhaften und Phantastischen. Der in den Wald verbannte Held hat eine lange Zeit der Prüfung im Kampfe mit Riesen, Dämonen, einer ganzen Welt der Wunder und des Zaubers zu bestehn, worauf er dann endlich den Thron seiner Väter besteigen kann. So wird denn auch der kriegerische Sinn den ihn natürlich bewegenden Trieben entrückt und in den Dienst mystischer Tendenzen gezogen.

Und auf der Bahn, auf die das Volk hier geführt worden, ging nun das Religionssystem der Priester seiner Vollendung zu. Der Gott der Gebetsandacht, Brahmanaspati, wurde jetzt zu dem Heiligen, Brahman, an sich, dem Inbegriff des Göttlichen überhaupt, in dem Alles, was lebt und wird, seinen Grund und seine Quelle hat. Aber indem so dem philosophischen Priester das Brahman zur Weltseele wird, bringt er nicht etwa dem menschlichen Geiste, der in der Freiheit seine Gottesverwandtschaft empfindet, eine Huldigung, sondern die Idee dient ihm nur, die ganze Ordnung des Lebens, wie das Volk sie sich aufgedrungen fand, mit dem Nimbus des Heiligen zu umgeben, den Stillstand gleichsam unter den Schutz der Gottheit selber zu stellen. Die ganze Welt, die sichtbare, wie die geistige, sagt die Lehre, ist eine Ausstrahlung des Brahman, so aber, daß das Entströmte sich, je einseitiger körperlich es wird, destomehr verdunkelt und von der Heiligkeit des Urwesens entfernt. Dem Urreinen unmittelbar gehören nur die alten Götter an, die nun zu Hütern der Welt werden; ihnen folgen unter den Menschen die Priester, die Brahmanen, die sich nur dem Dienst und der Erkenntniß des Heiligen gewidmet haben; diesen die Krieger, die Schützer des Volks; die dritte Stufe nehmen die Ackerbau- und Handeltreibenden ein; die Glieder der vierten endlich haben nur den übrigen Klassen zu dienen. Der so geordneten Stufenfolge der

Menschen schließen dann als die trübsten und fernsten Ausstrahlungen die Thierwelt und die stoffliche Natur sich an. Ihre eigentliche zwingende Gewalt über die Gemüther erhielt aber diese Lehre erst durch die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, mit denen sie vervollständigt ward. Gliederten sich die Gestaltungen der Weltseele in ihrer Würdigkeit und Reinheit nach der Nähe oder Ferne von ihrem Urquell, dem Brahman, so lag es nahe, daß die Läuterung des Getrübten nur in derselben Stufenreihe der Rückkehr zum lichten Geiste gewonnen werden konnte, in der die Ausstrahlung erfolgt war. Der Mensch der niedern Kaste mußte erst die höheren wieder hindurchgehen, um zuletzt durch Lösung seiner Aufgabe in der dem Brahman am nächsten stehenden den Wiedereingang in das letztere sich zu ermöglichen. Auf diese Weise entstand der Gedanke der Wiedergeburten, der dann auf das erfinderischste ausgebeutet wurde, um die geängstigten Seelen widerstandslos dem Priesterthum zu unterwerfen. Der Idee der Strafe für das Böse, das der Mensch begangen, die nach den frühern Vorstellungen unter schweren Qualen am Orte ewiger Finsterniß verbüßt ward, fügte sich natürlich die Aussicht auf eine Wiedergeburt nur auf einer höhern Stufe nicht passend an; um das Schrecknis zu erschöpfen, mußte man die Geister der Sündigen in die niedrigsten Existenzen, in die Thierwelt, ja die Pflanzen verbannt werden lassen. Und so kam es denn, daß dem gläubigen Schüler der Brahmanen die ganze lebende Schöpfung mit ihren unendlichen Bildungen nur als die äußere Hülle zahlloser Seelen erscheinen mußte, welche, dunkelem Geschicke folgend, den Weg der Rückkehr in den heiligen Urquell suchten. Eine phantastisch ungeheuerliche Anschauung, vor der dem Geiste allerdings kein anderer Pfad, zur Ruhe zu gelangen, mehr verblieb, als der der gänzlichen Weltflucht und Entsagung; und dieser Boden war es denn auch, auf dem der in Aberglauben und Mißstände jeder Art versunkenen Religion durch jenen Königssohn, der den Namen Gautama (Einsiedler) oder Buddha, der Erweckte, erhielt, eine Reform gebracht ward. (Ungefähr 600 v. Chr.) Was einem Leben, das nach keinem andern Glücke strebt als dem, zu welchem das Gemüth nur der Zurückgezogenheit in sich selber bedarf, Inhalt und Frieden geben kann, das trägt diese Lehre mit ihrer Hinleitung zum Aufgehen in

das beseligende Gefühl der Einheit mit dem Göttlichen, welches die Uebung selbstloser Tugend begleitet — das Nirvana gegenüber der Welt des Scheins (Sansara) — unstreitig in sich. Wo sie Eingang fand, ist sie deshalb auch eine Quelle geläuterten Strebens geworden, sie hat eine reine Moral begründet und eine geistige Anregung gegeben, wie die Richtung auf die bildende Kunst geweckt; aber freilich, das Grundübel der indischen Zustände, die Abscheidung des Einzelnen von freier Bethätigung als Glied der Gesammtheit, hat auch sie unberührt gelassen, und bis auf den heutigen Tag hat das Leben des Volks nach dieser Seite hin keinen Keim der Verjüngung gezeigt. Hervorragende Geister haben auf dem Gebiete der Speculation und der Dichtung noch Hohes geschaffen; aber auch hier nur in einseitiger Richtung und, wie schon allein die bedeutendste aller spätern poetischen Schöpfungen, Kalidasa's Schauspiel Sakuntala auf das sprechendste zeigen kann, auf dem Grunde von Anschauungen, die in innerlichst krankhaftem Boden wurzeln. Die Dichtung ist unstreitig reich an großen Schönheiten; tief inniges Gefühl, der zarteste Natursinn ist von blühender Phantasie und edlem Geist getragen. Aber trotz diesen Vorzügen des Werkes fühlen wir uns bei demselben wie in Treibhausluft unter dem Bau der priesterlichen Lehre, in den die Handlung eingefügt ist, einer Lehre, deren traurige Folgen für das gesammte Leben des Volks schon zu deutlich aus den Mängeln, die sie für die Dichtung gebracht hat, sich erkennen lassen. Ueberall spielen, die freie Selbstbestimmung der handelnden Personen und damit den Nerv des sittlichen Lebens hemmend, dämonische Einflüsse in die Wirklichkeit herein. Das Ganze wird von einer abspannenden Weichlichkeit der Stimmung beherrscht, und wir scheiden mit dem Eindruck, daß die Nation, die in dieser Dichtung die Höhe ihrer poetischen Kraft erstieg, der Unfreiheit und Ohnmacht verfallen bleiben mußte.

So giebt uns das Schicksal der Inder den tragischen Beleg, wie selbst die reichste geistige Beanlagung ein Volk nicht vor Verkümmerung schützt, wenn nicht zwingende äußere Antriebe eine gleichmäßige Entwickelung der Kräfte begünstigen. Von Anfang an blieb das indische Volk sich selbst überlassen, ohne Kampf mit fremden Elementen, die ihm den ganzen Werth der Eigenart hätten zum

Bewußtsein bringen und es damit zur vollen Entwickelung und Geltendmachung aller seiner Anlagen und Kräfte anspornen können. Der Freude an der Bewegung abgestorben, zollten die Inder nur dem unerbittlichen Naturgesetz ihren Tribut, indem sie der Freiheit mit ihrer Kraft weckenden Macht für immer entsagen mußten und der Herrschaft des Stärkern unter ihnen anheimfielen.

Den Griechen winkte ein glücklicheres Loos. Ohne Zweifel konnte das Leben, wie es die Stämme in ihren kleinen Kantonen zu führen hatten, erregt unter steten Kämpfen und Fehden, wie es war, auf die Dauer nicht genügen, dem Dasein einen reichern Inhalt zu entwickeln. Immer waren es nur äußere Kräfte unter beschränkten und unentwickelten Verhältnissen, die gegen einander rangen; Triebfedern höherer Art, die auf tiefen Bedürfnissen des Gemüths beruhten, waren dem kriegerischen Treiben fern geblieben. Unter diesen Umständen konnte es nur eine Fügung von den tiefgreifendsten Einwirkungen werden, als zunächst die Stämme der Ostküste in innigen Verkehr mit einem Volke gebracht wurden, dem es gleichsam zum Beruf geworden war, die Schätze der altorientalischen Kultur zu verbreiten — mit den Phönikern.

Durch die Lage ihres schmalen Landstrichs an der syrischen Küste sowohl dem Innern wie dem Meere zu waren die Phöniker gleichsam von Natur auf die Vermittelung des Verkehrs zwischen den Völkern am Euphrat und Tigris und am Nil hingewiesen worden, und mit regsamem, thatkräftigem Geiste hatten sie alle Vortheile dieser Lage mit solchem Erfolge auszubeuten gewußt, daß vor allen ihre Hauptstaaten Sidon und Tyrus bereits zur Blüthezeit jener großen Reiche eine weit sich erstreckende Seeherrschaft üben konnten. Schon um 1300 v. Chr. hatten sie die bedeutendsten Inseln des ägäischen Meeres mit ihrem für den phönikischen Handel und das Fabrikwesen des Volks höchst wichtigen Reichthum an Metallen, Purpurschnecken und Rohstoffen besetzt, und von da begannen sie dann alsbald (seit der Mitte des 13. Jahrhunderts v. Chr.)

auch an den Küsten der griechischen Halbinsel und selbst bis in das Innere des Landes hinein, namentlich in den Kantonen des ionischen Stammes, der den Norden des Peloponnes, Attika und Euböa inne hatte, und denen der Minyer, die in dem spätern Böotien bis zum Süden Thessaliens hinauf wohnten — Handelsstationen und feste Ansiedlungen zu errichten.

Obgleich die Phöniker in allen Grundzügen des Wesens und so auch in den religiösen Anschauungen den semitischen Nationen der Euphratländer innig nahe standen, hatte sich doch ihr Karakter und ihre Kultur unter den Einflüssen einer völlig verschiedenen Lebensweise zu ausgesprochener Eigenthümlichkeit gestaltet. Bei lebhaft sinnlichem Temperament von tiefer Leidenschaftlichkeit der religiösen Empfindung, vereinigten sie mit dieser ebenso scharfen Beobachtungsgeist wie betriebsamen praktischen Sinn; eine Beanlagung, die dann das Leben auf den steten gefahrvollen Handelsfahrten zur See und zu Lande, das den Einzelnen ausschließlich auf die eigene Kraft und Geschicklichkeit verwies, nur geeignet war, zu der ganzen Energie des semitischen Subjektivismus zu entwickeln. Kein andrer semitischer Kultus zeigt uns denn auch das pathische Element in solcher Schärfe ausgeprägt wie der phönikische. Die Lebensfreude, die Dankbarkeit gegen die Segen spendende Gottheit und das Ringen um ihre Gunst gipfelt im Dienste der Aschera in wildem Wollusttaumel; das Schuldbewußtsein und die Furcht vor dem Zorne der zerstörenden Macht des Baal-Moloch treibt zu einer Entsagungskraft, die selbst in ihrer Ungeheuerlichkeit eine gewisse Bewunderung abzwingt: das Theuerste, was der Mensch besitzt, muß geopfert, das unschuldige Kind muß dem Feuertode hingegeben werden, und Vater und Mutter dürfen keine Thräne weinen. Wie scharf und vorherrschend aber in diesen Zügen die Richtung des leidenschaftlichen Volkssinns auf Extreme hervortritt, so spiegelt die Religion doch auch in nicht minder sprechender Weise die edleren Seiten des Sinnes wieder, der die Phöniker ihre hohe Stellung sich erringen ließ. Tief geistig und phantasievoll durchzieht ihre Mythenwelt eine Reihe von Auffassungen, wie sie nur auf dem Boden reicher innerer Erfahrung und auf der Stufe der Reife sich gestalten können. Zu dem erzeugenden und belebenden Sonnengott Baal-Melkart und der Mond-

göttin Astarte als zu den Mächten betend, die sie auf ihren Wanderungen leuchtend begleiteten, faßten sie namentlich den Erstern in seinem Walten als den mahnenden Träger des sittlichen Geistes, der das Leben des Menschen leiten soll. Als durchaus karakteristisch erscheint dabei, daß, während sie auf der einen Seite den Gegensatz der schaffenden und vernichtenden Macht in besondern Göttergestalten personifiziren, auf der andern dieser Gegensatz in einer und derselben Gottheit wieder aufgehoben wird. Melkart selbst ist es, der die verzehrende Gluthhitze der Sommerhöhe mit sich führt, aber sie auch in sich bewältigt, und so wird er dem Volke als gewaltiger Kämpfer, der den Löwen bezwingt, zum Sinnbild der Stärke und Thatkraft, die sich zum Herrn über das Böse macht. Die Astarte als Göttin des Mondes, der in scheinbar willkürlichem Gange eine längere Periode hindurch der Nacht das Licht entzieht, die Schweifende (Dido), die Dunkle (Europe) genannt und als die Göttin des Verderbens und des Krieges erfaßt, wird nach ihrem Verschwinden von dem liebenden Melkart gesucht, endlich findet er sie im fernen Westen, sie ergiebt sich ihm und in der Umarmung des strahlenden Gemahls gewandelt, nimmt nun die finstre Todesgöttin die Züge der lichtvollen heilbringenden Gottheit, der Aschera, in sich auf; aus dem Bunde, der auf den glücklichen Eilanden des Abendmeeres geschlossen ward, wo die Aepfel des Lebens, die Granatäpfel der Aschera, sprießen, erblüht der Segen von Ordnung und Gesetz. Nicht minder tief in verklärender sittlicher Beziehung spricht die Mythe, welche Melkart, wenn mit den kürzern Tagen die Zeit des öden Winters naht, im dunkeln Westen zu Grabe gehen läßt, nachdem er sich dem Flammentod geweiht, um seine Zornesgluth besiegend den Menschen milder zu erstehen. So muß dem unerbittlichen Gesetze des Todes, der Alles, was da wird, beherrscht, auch der Gott verfallen: eine Vorstellung, deren Grundgedanke in der Naturreligion wie der syrischen, so auch der kleinasiatischen semitischen Völker eindrucksvoll ausgeprägt liegt. Das Absterben und Neuaufblühen der Kraft im Kreislauf der Natur wird ihnen zum Leiden, Sterben und Wiederauferstehen einer Gottheit, deren Geschick das Volk feiernd begeht, ihren Tod in Trauerdienst unter der Klage lärmend und tobend die Berge durchziehender Massen, ihre Wiederkehr mit Jubel und bacchan=

tischer Lust. Wie innig dabei die Phantasie den natürlichen Vorgängen sich anlehnte, zeigt in eigenthümlich fesselnder Weise der Adonis-Kultus der syrischen Gibliter, denen das im Herbste durch die Bergerde röthlich gefärbte Wasser des Flusses jenes Namens zum Blute des jugendschönen Gottes (Adon, der Herr) ward, den der Eber des Moloch (die versengende Sonne) getödtet hat.

Bedeutsam indessen, wie in der Bildung der Phöniker dem Angegebenen nach die idealen Elemente erscheinen, so bedingte sich doch die Geltung derselben nach Außen hin wesentlich durch ihre hervorragende Begabung mit allen den Fähigkeiten, welche zu den äußern Bedürfnissen eines reicher entwickelten Lebens in Beziehung stehn. In Allem, was Industrie und Technik betraf, besonders aber in dem Kunstgewerbe, waren sie derart Meister der Arbeit, daß sie mit ihren Waaren alle Märkte beherrschten; und daß es nicht etwa blos mechanische Geschicklichkeit war, was sie auszeichnete, erhellt hinlänglich daraus, daß sie es waren, die aus der babylonischen und assyrischen Keilschrift die Buchstabenschrift hervorbildeten, wie man ihnen denn auch neben dieser größten noch andre bedeutende Erfindungen, als des Erzgusses und der Glasbereitung, glaubt zuschreiben zu müssen.

Wenn wir uns den Stand des innern und äußern Lebens der griechischen Stämme zu der Zeit, als die Phöniker zuerst Zugang bei ihnen erhielten, vergegenwärtigen, so werden wir leicht erkennen, wie ihnen das Vertrautwerden mit einem Volke von solcher Entwickelung des Geistes und solcher Ueberlegenheit im Wissen und Können gleichsam eine neue Welt erschließen mußte. Schon die reichen Waaren der Fremden, prächtige Gewänder und Stoffe, eherne Waffenrüstung, Bildnerarbeiten und Geräthe der mannichfachsten Art; mehr noch als das aber die glänzenden Kulte mit ihren drastischen Formen konnten auf die Phantasie und das Gemüth der noch in primitiver Einfachheit lebenden Bevölkerung nicht ohne die nachhaltigsten und vielseitigsten Anregungen bleiben. So erhalten wir denn auch von der empfänglichen hingebenden Stimmung, welche dieselbe dem syrischen Handesvolke entgegenbrachte, den sprechendsten Beleg

in der Thatsache, daß in zahlreichen Orten der Jonier und der Minyer, wie in Theben, in Orchomenos, in Jolkos, in den Gemeinwesen Attika's, aus welchen später Athen zusammenwuchs, in Korinth u. a. der phönikische Götterdienst selbst mit seinen schlimmsten Auswüchsen, den Tempeldienerinnen und den Menschenopfern, Wurzel faßte. Und mit erfahrener Klugheit wußten die Phöniker dabei den gewonnenen Einfluß auf das materielle Interesse der Bevölkerung zu stützen, indem sie derselben in gemeinnützigen, baulichen Anlagen ihre technische Fertigkeit dienstbar machten. Die großen Bauten, durch welche Orchomenos berühmt wurde, der gewaltige Tunnel, durch den der hohe Wasserstand des Kopais-See's abgeleitet ward und von dem noch heute die Spuren sichtbar sind, das Schatzhaus des Minyas, die siebenthorige Mauer von Theben und andere Werke der Art wurden nur durch phönikische Werkmeister ermöglicht. Wie sollte es uns unter solchen Verhältnissen Wunder nehmen, wenn die fremden Eindringlinge sich allmälig die Aussicht machten, dauernd sich im Lande festsetzen und eine förmliche Herrschaft begründen zu können? Die Hoffnung auf Erfolg mochte um so näher liegend erscheinen, als es den Stämmen in ihrer Vereinzelung an jedem Mittelpunkte fehlte, um ihrem Widerstande einen festen Halt zu geben. Indessen sollte sich doch zeigen, daß das rechnende Handelsvolk die verführerische Macht der höhern Bildung gegenüber der naturwüchsigen Kraft des unabhängigen Geschlechts überschätzt hatte. Je bedrohlicher die phönikischen selbstsüchtigen Pläne sich enthüllten, desto lebendiger rang sich dagegen in dem letztern der angestammte tiefere, edlere Sinn und mit ihm das stählende Bewußtsein überlegener Begabung und höhern Werthes empor.

Ungefähr seit dem Schlusse des 12. Jahrhunderts trat eine völlige Aenderung der Stimmung ein, die Empfänglichkeit schlug in Feindseligkeit um, Kampf gegen die Eindringlinge und ihr Wesen wurde jetzt das Losungswort. Und wie überhaupt nach dem Gesetz der Weltordnung alles Große nur in Kampf und Mühen errungen wird, so wurde derselbe auch hier der Boden, auf welchem dem griechischen Volke die festen Grundsäulen seiner großen Zukunft sich erhoben. Jetzt erst, unter dem Feuer der Begeisterung, mit der das kernige Geschlecht um die höchsten Güter, Vaterland, Religion

und Freiheit stritt, entfesselte sich auf allen Seiten das schöpferische Element in den reichen Gaben des Volks, begann der Geist sich den Zielen einer entwickelteren Lebensordnung zuzuwenden. Während früher der Kanton, die Gemeinde als bewegendes Element nur die Bethätigung gegen Außen gekannt hatte, fing jetzt auch der Zustand im Innern an die Gemüther zu beschäftigen: der staatliche Gedanke ward lebendig.

Die hauptsächlichsten Träger dieses Befreiungskampfes waren zunächst die Jonier gewesen und an ihrer Spitze ein Fürst, von der Sage Theseus genannt, der durch die Vereinigung der bis dahin getrennten Gebiete von Attika die kriegerische Kraft des Stammes, sich der Bedränger zu entledigen, begründete. Es war damit ein Staat geschaffen, der die andern Stämme der Halbinsel vor weitern Anfeindungen durch die Phöniker nöthigenfalls schützen konnte und durch den — was nicht minder wichtig war — ihnen allen ein treibendes Vorbild der Entwickelung eines organischen Gemeindelebens gegeben ward. Für die priesterlichen Sänger begann jetzt eine Zeit neuer Fruchtbarkeit, da ihnen fortan die große Aufgabe wurde, in unmittelbarer Anknüpfung an die umfassender und reicher gestalteten Verhältnisse und Bestrebungen zugleich mit dem religiösen Sinn den Geist der Thatkraft im Volke zu pflegen und so für alle Zukunft den bedingenden Grund zu festigen, daß Freiheit und Religion sich gegenseitig stützten und durchdrangen.

Die Feindseligkeiten zwischen den Griechen und Phönikern hatten indessen mit der Vertreibung der letztern von dem griechischen Festlande ihr Ende nicht erreicht; im Gegentheil brachte es die politische Stellung der Phöniker mit sich, daß sie, wie ihre Uebergriffe zuerst einen spezifisch nationalen Sinn unter den östlichen Stämmen hervorgerufen hatten, nun diesen auch, als er ein bestimmendes Moment in dem Leben der letztern ward, seinerseits angreifend gegen sich gerichtet sehen mußten. Alle materiellen wie geistigen Interessen konnten die griechischen Küstenbewohner, sobald es ihnen bei wachsender Kraft ein Auftreten gegen Außen galt, nur gegen den Osten hinziehen, also zunächst gegen die Inseln, welche die Phöniker als ihre Domäne betrachteten. Während der folgenden Jahrhunderte bilden denn auch die Kämpfe in dieser Richtung die Hauptseite der griechischen Ge-

schichte. Aber während so die staatliche Kraft des Volks an diesen Kämpfen emporblüht, sehen wir das letztere zugleich allen Einwirkungen des Kulturlebens der Feinde mit der gleichen Stärke des Bildungstriebes offen bleiben, wie er denselben einst den Zugang in das heimische Gebiet in so gefahrbringender Weise erleichtert hatte. Nicht nur, daß die Griechen durch die Phöniker, wie schon erwähnt, die für ihr ganzes äußeres Leben höchst bedeutsame Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Industrie, der Gewerbe und der Kunst des Orients, sowie mit den gewichtigsten technischen Fertigkeiten vermittelt erhielten: auch auf die Entwickelung und Ausgestaltung ihrer Religion haben ununterbrochen Jahrhunderte hindurch die phönikischen Kulte und Mythen und ebenso die verwandten der kleinasiatischen Völker den umfassendsten Einfluß geübt.

In der Ausbildung eben der Religion concentrirte sich das ganze geistige Leben, und wo in den fremden Gebilden ein tieferer sympathischer Gehalt dem Griechen aufstieß, da eignete er ihn sich an. So finden wir Baal-Melkart in den verschiedensten Gestalten und Auffassungen in der griechischen Götter- und Mythenwelt: er ist der Kadmos; Melkarts Mythenkreise entstammen die bedeutsamsten Züge der Herakles-Sage; an ihn wie an die Astarte lehnt sich eine reiche Zahl selbst der Zeus-Mythen an. Die Aschera-Astarte ferner war es — um den gegebenen wenigen Winken nur noch dies Eine zuzufügen — an der die Gestalt der Aphrodite, der Göttin des Alles bezwingenden Liebreizes, erwuchs; das letztere Beispiel dabei freilich am leuchtendsten bekundend, wie die Griechen, wenn sie von den Fremden entlehnten, doch zugleich im vollsten Sinne Schöpfer waren, indem sie das Aufgenommene mit dem Adel ihres Geistes gestempelt zu verklärender Höhe emporhoben. Im stolzen Bewußtsein dessen konnten sie denn auch, unumwunden wie sie es gethan, sich als Schuldner der Phöniker in dem ganzen angedeuteten Umfange bekennen. Die geschilderte Bedeutung des Gehalts der Zeit des Befreiungskampfes, das Walten schöpferischer Macht in ihr, das Verhältniß der Wechselbeziehung phönikischer Einflüsse und nationaler Fortschritte spiegelt ihre Sagenwelt ebenso lebendig wie in großsinnig freier Unpartheilichkeit wieder. Gleich an den Eingang ihrer Geschichte haben sie — und zwar zu einer

Zeit, als sich die Entwickelungsmomente als abgeschlossen in allen ihren Richtungen übersehen ließen — im Kadmos den ersten Einwanderer aus Phönikien als den Bringer der eingreifendsten Kulturelemente, des Bergbaues, der Wasserleitung, der Buchstabenschrift, der ehernen Waffenrüstung hingestellt; seine Gemahlin, die ihm auf Kadmeia, der phönikischen Burg bei Theben, im Beisein der Götter vermählt ward, ist die Tochter des Kriegsgottes und der Liebesgöttin, Harmonia, das Symbol des fest geordneten Lebens. Ebenso steht an der Schwelle einer spätern Zeit König Minos von Kreta, der Repräsentant der phönikischen Seeherrschaft, zugleich als der mächtige Begründer staatlicher Ordnung zu einem weisen Gesetzgeber, ja zum Richter in der Unterwelt gemacht.

Auf der andern Seite aber hat die Sage in ganz entgegengesetzter Tendenz in Theseus den nationalen Helden, den glorreichen Bekämpfer phönikischer Macht und ihrer Einflüsse ausgestaltet, hat in ihm den Besieger der Amazonen, in denen die Erinnerung an die männlich gerüsteten Tempeldienerinnen sich erhielt, und den Ueberwinder des Minotauros verherrlicht, jenes Stieres des Moloch, dem blühende Jünglinge und Jungfrauen waren zum Opfer gefordert worden.

Aber nicht blos als Befreier des Volks von dem Uebergewicht fremder Gewalten steht Theseus von der Sage gepriesen: auch die befruchtende Einwirkung der nationalen Begeisterung auf die Fortbildung der staatlichen und sozialen Verhältnisse hat sie mit belehrender Eindringlichkeit in der Person dieses Helden versinnlicht, indem sie ihn nicht allein den verschiedenen kleinen Gemeinwesen der attischen Halbinsel in Athen einen Mittelpunkt der Vereinigung geben, sondern auch die Eintheilung des Volks in Adel, Bauern und Handwerker und die Demokratie begründen läßt.

Während indessen so in den erwähnten mythischen Heldengestalten die Darstellung der geschichtlichen Momente vorherrschend unter dem Gesichtspunkte der ethischen Wirkung ihr Gepräge erhielt, spiegelt sich dagegen mehr einseitig die kriegerische Kraft der Zeit in den Sagen von einzelnen großen Königsgeschlechtern und ihren Thaten an der Spitze der an Macht jetzt gewachsenen Stämme; sei es nun, daß es sich dabei um Kämpfe der letztern gegeneinander, wie in dem

Zuge der Sieben von Argos gegen Theben, oder um kühne Raubfahrten außerhalb der Halbinsel handelt, wie in jener gegen die kleinasiatische Küste, die die Sage später als den berühmten trojanischen Krieg verherrlicht hat. Daß allen diesen Erzählungen wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen, haben wir in keiner Weise zu bezweifeln; und namentlich gilt dies von jener Raubfahrt unter der Führung des Atreiden Agamemnon, in der sich bereits lange vor der Vertreibung der Phöniker von dem griechischen Festlande die innere Erstarkung der bis dahin gespaltenen Stämme ankündigte. Noch heute haben wir in den gewaltigen Trümmern der Burg von Mykene mit dem mächtigen Löwenthore und der s. g. Schatzkammer des Atreus die lebendig redenden Zeugen von dem Walten jenes achäischen Königsgeschlechts, wie uns zugleich grade hier der bildende Einfluß, den das syrische Handelsvolk den Griechen an der Ostküste zugetragen hat, nach der künstlerischen Seite hin unmittelbar vor Augen liegt; denn daß diese mykenischen Bauten phönikischen Ursprungs sind, darüber würden die gelegentlich der letzten französischen Expedition in Syrien gemachten Funde von Resten phönikischer Baukunst den letzten Zweifel nehmen müssen.

Als den Zeitpunkt, bis zu welchem die völlige Verdrängung der nationalen Feinde von dem griechischen Boden erreicht ward, dürfen wir ungefähr das Jahr 1100 betrachten. Das nächste Jahrhundert blieb, wie schon angedeutet, kriegerisch gleich den vorhergehenden; nur daß die jetzt bereits auf Ausdehnung gerichteten Stämme angreifend den Phönikern Abbruch zu thun suchten. Wie in der Welt der Individuen, so findet auch in der der Völker der Trieb der eigenen Geltendmachung seine Beschränkung nur in der Kraft des Andern, und die der Griechen war die überlegenste, die je ein Volk besessen.

Unfehlbar konnten bei diesen Bestrebungen und den mannichfaltig neuen Beziehungen, in die sie das griechische Volk zu der fremden Bildung brachten, die überkommenen Aneignungstendenzen nur weitere Entwickelung erfahren; nimmer aber würde auf diesem Wege, bei der Zerstreutheit der Vorkämpfer griechischen Wesens, das Volk seine ganze schöpferische Kraft haben zur Geltung bringen können, wenn jene nicht in Folge eines völlig umgestaltenden

Ereignisses im Mutterlande in gewaltiger Weise verstärkt worden wären.

Hier zunächst liegt die große Bedeutung der umfassenden Bewegung der griechischen Volksstämme, welche ungefähr um das Jahr 1000 v. Chr. im Norden der Halbinsel begann und später, aus nationalen Tendenzen als die Rückkehr der Herakliden bezeichnet, im Laufe einiger Menschenalter eine gänzliche Veränderung des Besitzstandes der Stämme und eine ganz neue Ordnung der Verhältnisse herbeiführte. Von der ersten Ursache dieser tiefgreifenden Bewegung, ob sie vielleicht durch das Andrängen fremder nördlicher Völkerschaften veranlaßt ward, wissen wir nichts; wir können nur verfolgen — und die gründliche Forschung hat diesen Gang durchaus klargestellt — daß sie in Epirus ihren Ursprung nahm, daß das Volk der Thessalier von dort über den Pindus in das östliche Land, das dann von ihnen den Namen erhielt, hereinbrach und hier zunächst die Arnäer, die Pelasgioten und Dorer am Olympos nach Süden drängend seinen Sitz nahm. Die Arnäer unterwarfen sich ihrerseits das Gebiet um Orchomenos und Theben und erhielten fortan den Namen Böoter; die Dorer setzten sich in der nach ihnen benannten Landschaft südlich von den Abhängen des Oeta und Pindus fest, zogen aber alsbald von hieraus, durch Aetoler und Schaaren andrer Stämme verstärkt, über die Meerenge von Rhion erobernd in den Peloponnes hinüber, wo sie dann, während die Aetoler sich in Elis niederließen, nacheinander die neuen Staaten von Messene, Sparta und Argos gründeten, sowie die Städte Sikyon und Korinth in ihre Gewalt brachten. Einzig die Landschaft Arkadien blieb in ihrem bisherigen Stande. Von der alten achäischen Bevölkerung, die, so weit sie nicht zu Sklaven gemacht wurde, aus der Heimath wich, gelang es einem Theile, sich auf der Nordküste des Peloponnes zu behaupten, und auf ihrem Gebiete hier blieb jetzt der frühere Gesammtname haften; ein andrer Theil wandte sich, gleich zahlreichen Flüchtlingen aus den verschiedenen Gegenden von Hellas, nach Attika und den verwandten Gebieten, wo allein die ursprüngliche Bevölkerung, der ionische Stamm, in seiner Unabhängigkeit unberührt geblieben war. Das schon durch die Beschaffenheit seines Bodens wenig fruchtbare Attika wurde nun aber durch

diese massenhaften Zuzüge so übervölkert, daß die Landschaft naturnothwendig Mittel- und Ausgangspunkt zahlreicher Auswanderungen werden mußte, die dann wieder von andern Punkten aus umfassende Nachfolge und Erweiterung fanden. Und so sehen wir denn während des 10. Jahrhunderts, je nach der Abstammung der Betheiligten, in sich geschlossen Züge auf Züge zu neuen Ansiedlungen theils nach der kleinasiatischen, theils nach der thrakischen Küste sich richten. Im allmäligen, aber unausgesetzten Fortgange dieser Wanderungen können wir zunächst drei verschiedene Gruppen von neuen Ansiedlungen in den angedeuteten Richtungen verfolgen. Die zuerst aus Thessalien nach Attika geflüchteten Pelasger suchten sich jetzt in zerstreuten Schaaren, mehr gegen Norden gewandt, die Einen in Thrakien, die Andern an der Nordwestküste Kleinasiens, wieder Andere auf Inseln wie Samothrake, Imbros und Lemnos neue Sitze, wo sie dann, von festen Burgen aus dem Seeraub ergeben und einseitigen phönikischen und andern asiatischen Einflüssen unterthan geworden, allmälig dem Zuge des griechischen Lebens sich entfremdeten, so daß sie im Gegensatze zu den übrigen griechischen Stämmen die Sondernamen Pelasger und (von ihren festen Thürmen, τύῤῥις) Tyrrhener erhielten. Einheitlicher und planvoller organisirten sich die Wanderungen der Jonier, die sich zunächst auf den Inseln Naxos, Chios und Samos festsetzten und von hieraus dann an der lydischen Küste die Städte Milet, Ephesos und Kolophon anlegten. In ähnlicher Weise zusammenhängend bildeten sich die Ansiedlungen der dritten Gruppe, der Achäer, welche, nachdem sie zuerst die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos und Kyme in Mysien gegründet hatten, von diesen beiden Punkten aus die mysische Küste nach und nach mit 30 andern Städten bevölkerten. Alle diese Auswanderer, Jonier wie Achäer, brachten aus ihrer Heimath, aus der sie nur gezwungen vor den Dorern gewichen waren, alle Erinnerungen an das frühere Leben und seine Zustände als den theuersten Schatz in die neuen Ansiedlungen herüber und pflegten sie um so anhänglicher und treuer, als ihre Lage jetzt nicht minder wie die ihrer Vorfahren gegenüber den phönikischen Eindringlingen treibenden Sporn in sich trug, Patriotismus und Nationalsinn zur höchsten Stärke zu entflammen. Nur mit dem Schwerdt in der Hand und immer auf Krieg gestellt, konnten sie die hier auf

fremdem Boden wiedererlangte Freiheit und Unabhängigkeit behaupten und sichern. Wie hätten sie nicht jetzt mit erhöhtem Stolz an den Sagen und Liedern von den heimischen Helden und ihren Zügen sich erheben und kräftigen sollen, da ihnen hier, was dort aus fremder Vergangenheit berichtet ward, in unmittelbarster Gegenwart lebendig wurde? Wenn sie in jenen Erzählungen von der kühnen Raubfahrt des Agamemnon an die troische Küste hörten, so hatten sie jetzt selbst auf demselben Gebiete den heißesten Streit zu bestehen. Die Achäer, denen sich die verschiedensten Schaaren kleiner Stämme aus dem Norden Griechenlands, Phokier, Lokrer, Magneten aus Thessalien u. a. gesellt hatten, waren, da die Jonier die mittlere Küste Kleinasiens besaßen, auf die Ausbreitung gegen Norden hin angewiesen, und namentlich mußte hier die troische Landschaft der Teukrer mit ihren Rosse weidenden Ebenen und Triften des holzreichen Idagebirgs, in der auch bereits Pelasger sich niedergelassen hatten, ihre Eroberungslust reizen. Von Mytilene aus wurden die Züge begonnen, Städte an der Küste errichtet und die Teukrer immer weiter zurückgedrängt. Was Wunder, daß jetzt die Sänger, die von jeher die eigentlichen Ausgestalter und Träger alles dessen gewesen waren, was das öffentliche und das innere Leben des Volks tiefer bewegte, dem lebenden Geschlechte seine Aufgaben und seine Ziele in den höchsten Glanz zu rücken suchten, indem sie die Thaten desselben im Spiegel der Helden der Vorzeit sich erklären ließen? Und die Anregung dazu mußte um so größer sein, als viele der kriegerischen Führer der ausgewanderten Schaaren sich der unmittelbaren Abstammung von den alten Kriegsgeschlechtern rühmen durften, wie denn der Beherrscher von Kyme die Reihe seiner Vorfahren bis zum Agamemnon selber hinaufführte. Die übrigen Helden, welche neben den Atreiden gegen die Troer gefochten hatten, waren der schöpferischen Phantasie in der Beziehung, sei es auf geschichtliche, sei es auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Stammsitze der verschiedenen Völkerschaften unter Anknüpfung an uralte mythische Vorstellungen unschwer gefunden, und in der That liegt uns heute der Prozeß, in welchem auf diese Weise die Gestalten eines Achilleus, eines Ajas u. s. w. zu ihrem spezifischen Karakter herausgebildet wurden, zur klarsten Anschauung vor. Ebenso finden wir in dem feindlichen

Lager, auf dem troischen Gebiete die geschichtlichen Anhaltepunkte wieder, an denen den griechischen Sängern die Gebilde der Gegner ihrer heimischen Helden erwuchsen: eines Priamos, eines Hektor und Aeneas u. s. w., welche beiden letztern z. B. von den teukrischen Fürsten zu Skepsis im Ida als ihre Ahnherren genannt wurden.

Aber nicht nur den Heldengesang sehen wir auf diese Weise unter den Ansiedlern erweiterten Bahnen zugeführt; auch die Religion ging einen entschiedenen Schritt dem natürlichen Ziele ihrer Entwickelung zu. Wenn je eine Zeit geeignet war, die Menschen in voller Lebendigkeit das Göttliche in ihrem Wesen empfinden zu lassen, so war es diese mit ihren unausgesetzt wachsenden Erfolgen; und die Erfolge wurden einem Geschlechte zu Theil, das durch die Schicksale der Vergangenheit dazu erzogen worden war, die Tage des Glücks nicht zu einer Quelle verderblicher Ueberhebung, sondern der Läuterung und Veredelung werden zu lassen. Die Periode der Wanderung der Stämme in der Heimath mit ihren Umwälzungen und den Leiden und Drangsalen, unter denen so viele Tausende in die Fremde gezogen waren, hatten die Entwickelung tiefern innern Lebens nur auf das Gedeihlichste fördern müssen. So war es nur natürlich, daß jetzt in den frommen Gemüthern neben der Freude an der Kraft der Helden und ihren Thaten auch das lebendige Gefühl der Dankbarkeit gegen die Götter nach Ausdruck rang: die letzteren sollten nicht zurückstehen im Liede gegen den Preis der Helden. Aber indem nun die Sänger die Unsterblichen selbst zu feiern, ihr Walten in Thaten zu versinnlichen unternahmen, mußten sie nothwendig die bisherige unklare Vorstellung von denselben genauer zu umgränzen, ihr Wesen in eine bestimmte Persönlichkeit zu fassen und so dem inneren Auge anschaulicher zu machen suchen; eine Aufgabe, zu deren Lösung in der thatfrohen Zeit natürlich zunächst nur die Gestalten der Helden die geeigneten Züge bieten konnten. Naheliegende Anregung auf diesem Wege war nun in den verschiedenen Beinamen gegeben, unter welchen als der preisenden Bezeichnung ihrer Macht die einzelnen Gottheiten im Gebete angerufen wurden. So war Apollon als der Vernichter der Mächte des Dunkels (ἀπόλλυμι) an verschiedenen Orten auch als Perseus (πέρθω) verehrt. Aus diesem Beinamen ward jetzt eine eigene Wesenheit, ein Sonnenheld, ein begnadeter Vertreter des Lichtgottes: Perseus, der die

schreckliche Gorgo Medusa tödtet. In gleicher Weise ward dann aus einer andern Bezeichnung Apollons als Bellerophontes (der Tödter des Belleros) — ein Name, der noch aus der arischen Urzeit stammte und genau auch dem Gesetze der Lautverschiebung nach einem Beinamen des indischen Himmelsgottes Indra als des Bekämpfers der Dämonen des Dunkels (der Vritra-Tödter) entspricht — ein selbständiger, einem mythischen Königsgeschlechte eingereihter Held geschaffen, der das winterliche Ungeheuer, die Chimaira in Lykien, bekämpft.

Nachdem aber so die Sänger einmal den Anfang gemacht hatten, die Götterwelt dem Menschengeschlechte unmittelbar nahe zu rücken, während zugleich den Helden gleichsam ein verklärtes Vorbild aufgerichtet war, mußten sie sich nothwendig in demselben Maße als sie eindringender über die Ordnung der sittlichen Welt zu denken sich gewöhnten, auch zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn getrieben sehn; sie konnten sich dabei nur als die treuen Träger aller ursprünglichsten Instinkte des Volksgeistes fühlen. Stets war es dem Griechen fremd gewesen, das Körperliche irgendwie als eine unwürdige Schranke des Göttlichen zu fassen, und nie hatte ihm die Religion die Tendenz gehabt, den Menschen die sinnliche Welt als eine Fessel des Geistigen betrachten zu lassen: was die Ehrfurcht gegen die Götter ihn lehren sollte, war, sich in freier Uebereinstimmung mit dem Gesetze der Weltordnung glücklich zu fühlen, sich zur wahren Beherrschung seiner selbst zu erziehn. Die Welt der Götter konnte eben nur ein verklärendes Spiegelbild der Ordnung der menschlichen Dinge sein. In der Zeichnung derselben durfte es deshalb nur gelten, sie als die Träger der verschiedenen natürlichen und sittlichen Kräfte zu karakterisiren, durch deren Aufeinander- und Zusammenwirken das ewige Gesetz zur Darstellung kommt. Auf diesen Punkt hatte sich die Phantasie der Dichter zu richten und dem Streben nach diesem Ziele standen zugleich jetzt Zeit und Umstände in begünstigendster Weise zur Seite. Unausbleiblich mußte sich den Ansiedlern, gereift an innerer und äußerer Erfahrung wie sie in die neuen Verhältnisse eintraten, aus der nun steten und innigen Berührung mit den reichen, phantasievollen Kulten hier der Phöniker auf den Inseln, dort der Kleinasiaten an der Küste eine Fülle neuer Ideen und Anschauungen entwickeln. Und gerade das mannigfach

Unterschiedliche in diesen Kulten, indem die der kleinasiatischen Völkerschaften bei ihrer allerdings nahen Verwandtschaft mit dem sinnlich phantastischen Naturdienste der Phöniker zugleich besondere Einflüsse von den Euphratländern her erfahren hatten, konnte dem Geiste und der Phantasie der Griechen nur doppelte Anregung bieten. In der That sah sich denn auch die Schöpferkraft der Sänger alsbald zur vollen Bethätigung gerufen. Jeder sinnige und tiefe Zug an den fremden Gebilden, vor allen in den Diensten des kleinasiatischen Sonnengottes Sandon und der unter verschiedenartiger Auffassung, von den Lydern als Kybele, als die vielbrüstige Göttin von Ephesos, von den Phrygiern als „große Mutter" angerufenen Göttin der gebärenden Naturkraft, wurde den geistvollen Dichtern gleichsam zu besonderem Antriebe, was in den Anschauungen des Wesens der heimischen Gottheiten Geist und Gemüth beherrschte und erhob, plastisch faßlich zu immer nachdrücklicherer Wirkenskraft auszugestalten. Wo immer eine bedeutsame Anregung empfangen ward, da wurde der betreffende Zug aufgenommen und in der angedeuteten Tendenz verwerthet. Mit den entlehnten Motiven wurde dabei in ungebundener Freiheit geschaltet, einzig aus dem Gesichtspunkte, die das Schicksal des Menschen bedingenden Mächte eindringlich sich spiegeln zu lassen und tiefsinnigen Ideen ausdrucksvolle lebendige Formen zu gewinnen. So wurde — um nur an einzelnen Beispielen das Gesagte zu verdeutlichen — ein eigenthümlich gestalteter heiliger Stein der großen Mutter auf dem Sipylos in Lydien, an welchem das Volk im Herbste die Trauerfeier des Absterbens der Natur beging, der schöpferischen Phantasie der Griechen zur Hülle eines leidenvollen Weibes, der Niobe, der Apollon und Artemis die Kinder, d. h. die Früchte des Frühlings nnd des Sommers getödtet haben; ein Naturbild, dem dann eine bewegende sittliche Beziehung gegeben ward. So geschah es ferner eben hier und in dieser Zeit, daß der Gestalt der an dem Kultus der phönikischen Göttin der Fruchtbarkeit erstandenen Aphrodite Angesichts der phantasievollen Dienste jener kleinasiatischen Geburtsgöttin von dem griechischen Schönheitssinn die festen bestimmenden Züge als der Trägerin aller Reize blühender Anmuth angebildet wurden. — Wie schon die gegebenen Andeutungen erkennen lassen, brachte es dann dieser Schaffens-

proceß seiner eigensten Natur nach mit sich, daß man die Götter immer inniger, theils zu einander, theils zu den Menschen in Beziehung setzte, so daß ihre Gestalten allmälig, in unmittelbarer Handlung sich entwickelnd, zu jenen lebensvollen Individualitäten herausgebildet wurden, in deren gegenseitigem Verhältniß das Walten der übersinnlichen Mächte auf allen Höhen und durch alle Tiefen des Lebens, durch Freud und durch Leid, gleichsam mit der Kraft der Wirklichkeit sichtbar gemacht erscheint.

Während auf diese Weise der Zustand und die Bildung der Griechen auf den Inseln und in Kleinasien den herrlichsten Aufschwung nahmen, hatten sich die Verhältnisse im Mutterlande, wenn auch in anderer Art und nach einer andern Seite hin nicht minder verheißend entwickelt. Die kriegerischen Schaaren der Dorer, welche in der weitaus großen Mehrzahl der Landschaften eine neue Ordnung auf Eroberung begründet hatten, führten den bisherigen Bewohnern nicht allein eine neue jugendfrische Naturkraft zu, sondern auch als einen ihrem ursprünglichen Karakter eignenden Zug, der auf ihrem Wege zur Herrschaft nur sicherer sich ausgebildet hatte, einen das ganze Leben und Denken bestimmenden Sinn planmäßiger Stätigkeit und Beharrlichkeit, wie er dem leicht erregbaren, beweglichen Wesen der übrigen Stämme stets mehr oder weniger fremd gewesen war und blieb. Während der Dorer überall vorherrschend die Ordnung des Gesammtwesens im Auge behielt, blieb der Jonier ebenso vorherrschend auf die ungebundene Bewegung des Individuums gerichtet. So wurde die Entstehung der dorischen Staaten die Ursache, daß fortan in dem Leben der griechischen Völkerschaften zwei tief unterschiedliche Grundrichtungen gegen einander zu wirken begannen, deren wechselseitig treibenden Einflüssen es in erster Reihe mit zu danken ist, wenn die Anlagen und Eigenschaften des Volks sich allseitig zur vollen Höhe und Harmonie entfaltet haben: dort jener Zug des Dorerthums im Staat wie in der Sitte und Bildung auf das Praktische, Reale, Dauernde und Erhaltende; hier die Richtung des Jonismus auf ein von heiterster Schaffenslust poetischen Sinns getragenes, schwungvolles Streben im Reiche der Ideen.

Nicht in so rascher Entwickelung indessen konnte das um- und neugestaltende dorische Element zur vollen Geltendmachung gelangen; allerdings vermochte der Stamm schon von seinem frühesten neuen Sitze zwischen Oeta und Pindus aus durch die Begründung des Weissagungsdienstes seines Hauptgottes Apollon am Fuße des Parnassos, zu dessen Schutze die umwohnenden Völkerschaften, die Amphiktyonen, zu einem Bunde vereinigt wurden, sich eine wichtige Wirkensstätte zu schaffen; indessen dauerte es doch noch ein paar Jahrhunderte, auch nach seinem Eindringen in den Peloponnes, bis der Staat, welcher nachher die Führung erhielt — Sparta — seine feste Grundlage gewann (durch Lykurgos 800 v. Chr.). Aber schon Menschenalter früher hatten doch auch dorische Schaaren an der Ostküste der Seefahrt sich zugewandt und theils in Verbindung mit der alten achäischen Bevölkerung, theils allein begonnen, dem Uebersiedelungszuge der andern Stämme zu folgen; und zwar nahmen sie ihrerseits jetzt entschieden die südliche Richtung. Bereits vor dem Ende des 9. Jahrhunderts finden wir sie im Besitz der Inseln Melos und Kos, sehen sie die Städte Knidos und Halikarnassos an der karischen Küste gründen und sich auf Rhodos und Kreta festsetzen. So standen die griechischen Völkerschaften in herrlicher Blüthe ihrer Kraft von dem bewegtesten Leben umwogt, aus bunter Mannichfaltigkeit der Verhältnisse heraus von den vielseitigsten Bestrebungen erregt, als unter ihnen (ungefähr um 850 v. Chr.) jener große Dichter auftrat, den die Welt unter dem Namen des Homer als den Schöpfer der beiden Epen, der Ilias und der Odyssee feiert.

In diesen Dichtungen erscheinen die Elemente der Weltanschauung, wie sie in der griechischen Natur von vornherein beschlossen lagen, zu harmonisch in sich ausklingendem Aufbau gebracht. Aus der männlich ruhigen Stimmung heraus, in der der Grieche sich gewöhnt hatte, dem unentwirrbaren Gewebe von Fügungen, die das Leben gestalten, als dem unvermeidlichen Schicksal sich zu unterwerfen, hat sich die Erkenntniß des Waltens einer göttlichen Vorsehung gezeitigt, die das Böse bestraft und dem Guten zum Siege hilft, die über alle feindlichen Hemmnisse die Geschicke der Gesammtheit zum Fortschritt lenkt. Die Götter sind zu völlig menschlichen

Gestalten geworden, mit allen Trieben und Leidenschaften des Sterblichen, aber in und über der wechselnden Bewegung hier stellt sich in ihnen zugleich das Dauernde, die ewige Ordnung dar. Sie sind die lebendigen Ideale dessen, was der Erdgeborene erstreben soll. Wo sie redend oder handelnd, sei es zu einander, sei es zu den Menschen, in Beziehung treten, da enthüllen sich gleichsam die Tiefen der irdischen Brust, um uns in der Gesinnung und dem Streite der Neigungen die innern Antriebe erkennen zu lassen, die hier zum Heil, dort zum Verderben führen. In gleichem Verhältniß aber wie die Götter dem Menschen faßlich nahe gebracht sind, hebt sich zugleich in diesem das Gefühl der Wesensgemeinschaft mit ihnen und die Hoheit der Ziele, die dieselbe ihm zuweist. Mit wahrer Demuth gegen die göttlichen Mächte gattet sich ein stolzes Bewußtsein der Menschenwürde, eine glückselige Befriedigung am Dasein, wie sie nur ein Geschlecht beseelen kann, in dem der Einzelne in der harmonischen Bethätigung aller Kräfte und Triebe als Glied der Gesammtheit seine Bestimmung sieht. Und dieser Boden ist es, von dem aus die homerischen Dichtungen durch ihre offenbarende Kraft und Tiefe eine erziehende Schule des Lebens geworden sind, wie die ganze Weltliteratur nichts Ebenbürtiges mehr enthält. Aus allen Theilen derselben spricht mit der tiefsten Eindringlichkeit der Grundsatz, daß der Mensch zum Handeln geboren ist, daß dem Wirken für die Gesammtheit alle seine Triebe dienen sollen. Hier vollendet sich die ihm zugewiesene Aufgabe. Der Tod eröffnet nur den Eingang in ein Schattenreich. Aber Unsterblichkeit des Namens auf Erden ist jedes Opfers werth. Ein kurzes Leben voll Thatkraft und Ruhm soll dem Menschen höher stehn als ein langes ruhmloses Dasein. Schön und erquicklich sind die Gaben der Sinnenwelt, selbst die Götter erfreuen sich ihrer; aber nicht sich selber sind sie Zweck, sondern erhalten erst ihren Werth als die Bindeglieder, welche den Einzelnen allmächtig an die Gesammtheit und ihr Leben knüpfen. Nie hat ein andrer Dichter mit so zaubervoller Anmuth wie dieser jede Freude am Vergänglichen zu verklären gewußt; nie aber auch hat ein anderer zugleich so vorbildlich und in so bewegender Unmittelbarkeit die große Wahrheit erfassen gelehrt, daß nicht in selbstsüchtigem Genießen und nicht in einseitigem Versenken in das Gemüthsleben der Mensch sein

Ziel sich stecken soll, sondern daß seine Kraft dem Wohle Aller gehört, daß nur in der Bethätigung derselben für die höchsten Güter hier edle Sitte, Stärke und Dauer und das Leben einen befriedigenden Inhalt gewinnt. Liebe und Freundschaft hat auch dieser Dichter in aller ihrer Fülle beseligenden Glückes und läuternder Kraft geschildert, aber sie gelten ihm nur im Zusammenhange mit dem handelnden Leben und in ihrer Wirkung auf dasselbe. Wie in der Ilias das Motiv der Freundschaft das eingreifende ist, um den Helden auf die Bahn zurückzuführen, auf der im Kampfe für das Vaterland unsterblicher Ruhm liegt, so führt uns die Odyssee über das weite bewegte Meer des Lebens, auf daß wir in der Liebe den leuchtenden Stern erkennen, der den muthigen Ringer aus stürmischer Nacht zum friedlichen stillen Hafen leitet. So ist dieser Dichter die Quelle, aus der der Trunk die Seele zum Preise beglückenden Einklangs der Weltordnung stimmt. Er weiß es: von allem was da athmet und wandelt auf Erden, ist nichts jammervolleres als der Mensch; aber dennoch kann er den Schatten des herrlichsten seiner Helden sagen lassen: Lieber wollte ich leben als der ärmste der Menschen, denn das weite Reich der Todten als König beherrschen. Wohl aber auch mußte das der Kerngedanke des Dichters sein, der so ganz nur in der Bewegung lebt und webt, der mit so inniger Freude die Aeußerung jedwedes Könnens sieht; dem es das Ansehn des Königs, den Ruhm des schlachtgewohnten Helden nicht schädigt, wenn jener selbst sein Szepter sich glättet, dieser selber sein Bett sich zimmert; der aber freilich bei dieser innersten Achtung der Arbeit erhabenen Sinns betont, daß die Stunde des sklavischen Dienstes dem Manne die Hälfte der Tugend raubt.

Und wie in dieser Uebereinstimmung des auf sich selbst gestellten Menschen mit allen Bedingungen des Lebens, in diesem vollen Einklang zwischen dem Sinnlichen und dem Geistigen die festeste Wurzel gesunder Sitte liegt, so stehen die homerischen Dichtungen zugleich als das höchste Schöne in der Poesie da. Das Grundgesetz derselben, daß sie nicht Schilderung und Beschreibung, sondern Handlung geben soll, ist in höherer Vollendung von keinem Dichter erfüllt worden; kein anderer hat mit fruchtbarerer Einbildungskraft zum sinnlichen Anschaun des menschlichen Wesens geführt. Die homerischen

Bilder sind von einer Wesenheit, Lebendigkeit und Frische, daß ihr Eindruck mit ewig junger Kraft wirkt wie die Natur selber.

Was aber mit den geschilderten Vorzügen die Wirkenskraft dieser Epen so unvergleichlich macht, ist die Einheitlichkeit, in der wir den rein menschlichen Gehalt derselben von dem Volksgeist einer ganzen Zeit getragen sehn. Alle nachhomerischen Dichter — aller Völker und die größten — treten in Reflexion zu den Dingen der Welt, sie sehen dieselben unter zwecklichen Gesichtspunkten; man erkennt, es gilt ihnen das Geschlecht über Zwiespalte und Klüfte im Innern hinwegzuführen. Anders steht Homer seiner Zeit und seinem Stoffe gegenüber. Nicht eine unbedingt freie Phantasieschöpfung des Dichters haben wir in dem letztern vor uns; die Grundbestandtheile desselben sind im eigentlichen Sinne dem Volksgesange entsprossen, das Erzeugniß ganzer Geschlechter, aber die Frucht einer Entwickelung, unter deren naturwüchsigem, glücklichem Gange die gleiche Anschauung menschlicher und göttlicher Dinge Alle als das gleiche Gesetz beherrscht, die noch keinen Zwiespalt in sich trägt. Und ganz innerhalb des Geistes dieser Zeit, in ihm aufgehend, steht der große Dichter, dem wir die Ausgestaltung jener Volksgesänge zu künstlerisch einheitlichen Ganzen verdanken, um deren Mittelpunkt später in einer dem Meister verwandten Sängerschule Erweiterungen sich anlegen, die aber keine Umwandlung mehr erfahren konnten. Daher die gleichmäßige einzige Gegenständlichkeit der Darstellung, die Sicherheit des Instinkts in Denken, Empfinden und Handeln, mit der alle Gestalten sich bewegen und mit der die hier gezeichnete Welt für alle Zeit der Menschheit ein nie alterndes Vorbild bleiben wird.

Der Zustand des Lebens, wie er in den homerischen Dichtungen sich zeichnet, erscheint ungekünstelt in äußerster Einfachheit geordnet, Macht und Recht haben noch nicht gegenseitig ihre Sphäre fest und sicher abgegrenzt; ungebändigte Leidenschaft und Härte in ihrem Gefolge greift dort und hier über; aber die Zeit ist von einem lebendigen Zuge zum Idealen durchdrungen und ernst auf das Wesen der Dinge gerichtet. Die Macht ruht auf der Persönlichkeit, auf der Kraft der That und der Rede, die Menge zählt weder im Kriege

noch im Frieden, aber es wohnt in ihr empfänglicher Sinn für die Größe des Heldenthums, für wahren Manneswerth und Würde, und mit diesem Sinne wird das Urtheil der Gesammtheit, die öffentliche Meinung Hüter des Rechts und höchster Richter. Die Persönlichkeit allein auch giebt dem Stande das unterscheidende Gewicht. DerSzept er tragende König stützt sich zunächst auf die Edlen im Volke, aber er kann auch zu dem Hirten im freundschaftlichen Verhältnisse stehen. Selbst der Niedrigste und Aermste ist stolz auf seine Freiheit gegenüber dem Sklaven; aber schützend steht selbst dem letztern ein aus tiefem religiösen Gemüth erwachsener edel menschlicher Sinn zur Seite.

So geartet und in den Einrichtungen des Lebens auf festen, fruchtbaren Grund gestellt, trug diese homerische Zeit alle Bedingungen im Schooße, um jede dauernde Einseitigkeit der Entwickelung fern zu halten, während sie zugleich in der Vollendung ihres eigensten Karakters zu neuen Bestrebungen und Bildungen trieb. Je leuchtender das Ideal in der Dichtung aufgerichtet worden war, je tiefer in den Gemüthern es wurzelte, desto eindringendere Veränderungen mußten die gewonnenen Antriebe in den überkommenen Verhältnissen hervorrufen. Und in der That sehen wir alsbald neue Elemente sich emporarbeiten, das ganze Leben einer andern Richtung sich zuwenden. Wenn die Epen Homer's nur auf ein Volk ausblicken ließen, das sich in der Gesammtheit gewohnheitswillig und zufrieden der Macht des Herrschers und seiner Helden fügt, weil es in dem Wandel und den Thaten, denen sie sich widmen, die höchsten Zwecke des Daseins erfüllt sieht, im Waffenkampf noch den Prüfstein gottähnlicher Stärke gegen Schicksal und Tod erkennt und denselben damit als Angelpunkt aller Bestrebungen auffaßt; so treten wir fortan in eine Zeit herüber, in der der Einzelne seinen Werth auch nach andern Seiten hin zu suchen, weitere Aufgaben sich zu stellen beginnt, in der die Arbeit des Friedens für die Entwickelung der Dinge die gestaltende Macht wird. Auf das lebendigste vermittelt uns den Uebergang hier der Dichter Hesiodos (800 v. Chr.). In seinen Werken und Tagen tritt uns eine Lebensanschauung entgegen, der auch das Bedürfniß niederer Sphäre und der Kampf mit demselben Triebfeder des Handelns wird, die dem Einzelnen unter

dem Gewichte vielseitigerer Ansprüche der Verhältnisse die bedächtige Sorge für sich und sein Haus in den Vordergrund rückt, ihn auf eine geregelte Ordnung und gewissenhafte Nutzung aller Kräfte ausschauen macht. Neben dem Ritter fängt der Bauer an Bedeutung zu erlangen. Strebsamkeit und Fleiß wird das Losungswort. Da liegt der Sporn der Tugend und selbstsuchtlosen frommen Sinnes. Und mit dieser Lehre wendet sich Hesiod als ein Mann an das Volk, dem die Herrschaft des Rechts, innere und äußere Unabhängigkeit die höchsten Güter bleiben. Während er aber so auf der einen Seite vorherrschend auf das praktische Wirken gerichtet ist, läßt zugleich sein anderes Werk, die Theogonie, deutlich das Erwachen eines tiefern Wissenstriebes der Zeit erkennen. Das Geschlecht fühlt sich zum Sinnen angeregt über den Urgrund und das Werden der Dinge, sieht aus auf die gesetzliche Ordnung in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erscheinungswelt, sucht das gegenseitige Verhältniß der in ihr wirkenden Kräfte zu erfassen. Nur gewohnt indessen, die letztern als Persönlichkeiten anzuschauen, wie überhaupt jeden begrifflichen Prozeß unter Mitthätigkeit der Phantasie in sinnlich darstellende Handlung umzusetzen, hält auch jetzt der Geist den Gedanken in Bilder eingeschlossen. An der Hand der innern Erfahrungen über das Walten der sittlichen Mächte wird die Entstehung der Welt und ihre allmälige Gestaltung in einer Geschichte der Göttergeschlechter und ihres Wirkens auf einander versinnlicht. Indessen konnte das Werk bei der ganzen Beschaffenheit des Stoffes, der Freiheit der Auffassung und Behandlung, die er ließ, von vornherein nur geeignet sein, Aenderungen und Erweiterungen in sich aufzunehmen, und zweifellos sind diese denn auch wiederholt Generationen hindurch erfolgt. Wie dem jedoch sei, die Anlage des Werks gehört unbedingt Hesiod zu, und das ist uns für den Einblick in den Geist der Zeit genug.

Unter dem Einfluß der die letztere durchwirkenden neuen Bildungstriebe beginnt nun bereits seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in allen griechischen Völkerschaften ein bewegungsreiches Ringen gegen die überlieferten Schranken, langsam in der Ausdehnung, aber festen Ganges und seinem wachsenden Gehalte sichernde Formen schaffend. Zunächst zeigte sich der Fortbestand des Königs-

thums in seiner patriarchalischen Gewalt mit dem ganzen Zuge der Verhältnisse sowohl in den dorischen Staaten, wie in allen ionischen Landschaften unverträglich. In den ersten war der erobernde Stamm durch die Unterjochung der eingeborenen Bevölkerung, die Besitznahme und Vertheilung des Bodens ausschließlich unter seine Genossen von vornherein als Begründer eines Herrenstandes aufgetreten, wie dessen Herstellung nothwendig eine ausgeprägt aristokratische Gestaltung der staatlichen Zustände im Gefolge haben mußte; auf der andern Seite nahm bei dem immer regeren Verkehr zwischen den Ansiedlern in Kleinasien und auf den Inseln mit dem Mutterlande Handel und Verkehr und damit die Betriebsamkeit einen solchen Aufschwung, daß alsbald die soziale Lage der dortigen Bevölkerung eine wesentlich andere Gestalt erhielt, indem jetzt die Reichen neben den alten Geschlechtern in ähnlicher Weise eine hervorragende Stellung einnahmen, wie sie sich bei den dorischen Grundbesitzern an ihre Abstammung knüpfte. Unter solchen Umständen lag es denn nur in der Natur der Sache, wenn dort und hier der alte und der neue Adel eine einflußreichere Stellung im Gemeinwesen in Anspruch nahm. Den Augenblick, wo die Bewegung zu diesem Ziele unwiderstehlich ward, bezeichnet die Gesetzgebung des Lykurgos in Sparta, das erste Beispiel der Aufrichtung einer organisch gegliederten eigentlichen Verfassung, und mit der deshalb auch eine neue Periode in der staatlichen Entwickelung der Völker beginnt. Diese Lykurgische Verfassung ließ indessen das Königthum bestehen und begnügte sich, dasselbe durch die Einrichtung einer kräftigen Aristokratie zu beschränken. Gründlicher und entschiedener dagegen vollzog sich während des nächsten Jahrhunderts die Wandlung in den übrigen dorischen und ionischen Staaten. 752 wurde das Königthum in Attika abgeschafft, 750 fiel es in Korinth. Wie irrig im Uebrigen es sein würde, die Triebfedern dieser staatlichen Umwälzungen etwa nur in Ehrgeiz und Willkür zu suchen, wie sie vielmehr nur aus der eingetretenen völligen Veränderung der Verhältnisse des Besitzes und der Bildung hervorgingen, nur das innerlich nothwendige Ergebniß des Ringens quellender Kräfte nach Entfesselung waren, das würde allein schon der erstaunliche Aufschwung, den von der Zeit der Aufrichtung der Aristokratien an das Kolonisationswesen nahm, zur leben=

digsten Anschauung bringen können. Noch ehe das 8. Jahrhundert zu Ende ging, hatten sie weithin nach Osten und Westen die Küsten vom Norden Kleinasiens an bis nach Süditalien und Sizilien mit griechischen Pflanzstädten bedeckt. Nachdem am schwarzen Meere bereits vor der Mitte des Jahrhunderts die Milesier Sinope und an der neapolitanischen Küste die Kymeer Cumae gegründet hatten, hierher nun auch die homerischen Gesänge verpflanzend, so daß alsbald die Vorgänge in denselben an den dortigen Küsten lokalisirt werden konnten, erbauten die Korinther um 735 die Stadt Syrakus auf der Insel Orthygia, und rasch folgte ihnen das euböische Chalkis mit der Anlegung von Zankle, Catania, Leontini und Rhegion; an der Südküste Italiens gründeten Achäer Sybaris und Kroton, Lokrer Lokri, Spartaner Tarent. Gleichzeitig kolonisirten die Chalkideer die Küsten Thrakiens und jener Halbinsel, die nachher nach ihnen Chalkidike genannt ward.

Aber während so die leitenden aristokratischen Kreise auf der einen Seite die Thatkraft des Volkes nach Außen drängten, wurden sie auf der andern zugleich die gestaltenden Träger des einigenden nationalen Gedankens, soweit dieser überhaupt nach der Eigenthümlichkeit der griechischen Natur zur Ausprägung in festen dauernden Formen gelangen konnte. Von bahnweisender Bedeutung war in dieser Beziehung und zwar in doppelter Richtung das Vorgehen des Lykurgos geworden, einestheils indem derselbe, um sein Gesetzgebungswerk fester zu begründen, diesem durch das Orakel von Delphi die göttliche Weihe geben ließ und so das Ansehen der dortigen Weissagung Apollo's vor dem gesammten Griechenvolk erhob; anderntheils, indem er dadurch, daß er nach vertragsmäßigem Abkommen mit dem elischen Könige Iphitos seine Spartaner an dem seit uralter Zeit in Elis dem Olympier Zeus dargebrachten Opfer sich betheiligen ließ, die erste Anregung gab, daß die Opferfeier hier und dann auch die an andern Stellen die eingreifendste Bedeutung für die ganze Nation erhielt.

Der Gedanke, der Lykurgos geleitet, wurde von den Aristokratien der verschiedenen Kantone und Städte noch im Laufe des Jahrhunderts dergestalt befruchtend fortgebildet, daß das Delphi'sche Orakel als ein mächtiges Gegengewicht gegen die in stetem Flusse

weiterwirkenden Sonderrichtungen gleichsam zu einer leitenden Centralgewalt in kirchlichen und politischen Dingen erwuchs. Nicht allein gingen von hier tief in die sittlichen und rechtlichen Zustände eingreifende Anordnungen wie die das Blutrecht, die Reinigung und Sühnung betreffenden Bestimmungen aus, sondern die gesammten Kolonisationszüge, kann man sagen, erhielten von Delphi ihre eigentliche Lenkung: eine Bedeutung des apollinischen Heiligthums, die dann auch durch die Ausdehnung des Amphiktyonenbundes zum Schutze desselben, der bereits am Schlusse des Jahrhunderts fast alle Staaten Griechenlands umfassende, thatsächliche Anerkennung und Bestätigung erhielt.

Und Hand in Hand nun mit den sich so bethätigenden Einwirkungen gingen jetzt die großen Opfer zu Olympia der Ausbildung zu jenen Nationalfesten entgegen, wie sie unvergleichlich in der Geschichte sind. Allein nur auf diese in ihrer Art einzige Frucht griechischen Geistes hier würden wir den Blick zu richten brauchen, um zu erkennen, daß wenn in dieser Zeit der Adel des Volks die Verwaltung der öffentlichen Dinge führte, dieselbe in der That den Händen der „Besten" anvertraut lag.

Wohl wurzelte die Sitte, die Götter durch den Wettkampf um den Preis der reichsten Körperkraft und Geschicklichkeit zu ehren, auf das ursprünglichste und tiefste in dem Wesen jener Anschauung des Volks, welche Körper und Geist unzertrennlich und in so unmittelbarer Wechselwirkung betrachtete, daß ihr nicht allein die Tüchtigkeit des letztern von der Tüchtigkeit des Leibes innig bedingt war, sondern daß sie auch wiederum in der äußern Gestalt einen Spiegel der Seele sah. Das Streben nach Veredelung des Körpers diente in dieser Auffassung zugleich der Erziehung zu innerm Adel; vor der Harmonie des sittlichen und sinnlichen Gefühls wuchsen die Begriffe des Guten und des Schönen bis zu gegenseitiger Deckung in einander. Aber anregend und belebend wie der Gedanke war, der die Sitte trug — nimmer würden jene Kampffeste zu dem Glanze und der Bedeutung sich haben entwickeln können, wie es geschah, daß die gesammte Griechenwelt zu denselben ihre tüchtigsten Männer unter dem Schutze eines Gottesfriedens aussandte und daß der Siegeskranz die höchste Ehre brachte, welche dem Sterblichen vergönnt war, wenn nicht die Lenker des Staats in der freudigen Pflege nationalen Sinnes

und patriotischer Tugend ihre eigenste Aufgabe gesehen hätten. Auch kann nur als ein weiteres Zeugniß des fruchtbringenden Waltens des Adels in dieser Beziehung das Ergebniß der Forschung betrachtet werden, daß gerade dies Jahrhundert es ist, in welchem neben der Benennung der in Kleinasien inniger in sich geschlossenen drei großen Stammgruppen der Aeoler (der Bunten, Gemischten), Dorer und Jonier zugleich die Sage von der gemeinsamen Abstammung aller griechischen Völkerschaften von Deukalion und dessen Sohn Hellen ihre Entstehung fand und die Gesammtbezeichnung als Hellenen gebräuchlich ward.

Indessen, je pflichttreuer der Adel sein Amt in der Leitung der Gemeinwesen verwaltete, in je freierem Sinn er dahin wirkte, den Geist der Mündigkeit im Volke zu verbreiten, desto eher mußte er nach dem Laufe der Dinge gewärtig sein, den Alleinbesitz der Macht sich bestritten zu sehen. Willig konnte seine Herrschaft nur ertragen werden, so lange das Volk sich von seinem überlegenen Geiste die Richtung gegeben sah; sobald es selbst sich zu dem gleichen Standpunkt gelangt fühlte, konnte es nicht fehlen, daß es die Führung der Dinge aus seiner Mitte heraus erstrebte. Von diesem Augenblicke an aber mußte auch ein feindlicher Parteigegensatz beginnen. Der Adel fühlte sich gedrängt, wenn er seine Herrschaft behaupten wollte, in demselben Maße als ihm die innere Berechtigung verloren ging, auf krummen Wegen seinem Ziele zuzustreben und künstlich berechnete Mittel zu gebrauchen. Und solcher verderblichen Stützen seiner Macht standen ihm nur zu viele zu Gebote. Soweit ihm zunächst in den Kulten, deren Leitung in seinen Familien hergebracht war, ein gewichtiger Einfluß auf die Gemüther gegeben stand, pflegte er natürlich vorherrschend den Dienst der kriegerischen Gottheiten, der Heroen. Eingreifender und wirkungsvoller aber waren die Mittel materieller Natur. Mit den gerichtlichen Wahrsprüchen lag die Kenntniß der Gesetze, die Uebung der Justiz ganz in seiner Hand. Und daneben hatte ihm der Besitz der Macht seit lange den Vortheil gegeben, sein Grundeigenthum mehren und durch Häufung der Lasten auf die Aermeren diese von sich abhängig machen zu können. Indessen alle diese Bestrebungen scheiterten schließlich an dem Gange der Verhältnisse, der in den immer lebhafter werdenden

Beziehungen zwischen den Kolonien und dem Mutterlande durch die Handels- und Verkehrsthätigkeit dem Bürgerthume stets wachsenden Reichthum, Erfahrung und Kraft zuführte.

Welche frische Bewegung schon im Anfang des 7. Jahrhunderts das gesellschaftliche Leben in den Gemeinwesen durchzog, in welcher Ungebundenheit geistige Ueberlegenheit in jeder Richtung sich zur Geltung bringen konnte, davon geben uns die Dichtungen des Archilochos (720—670), wie sie uns neben den erhaltenen Fragmenten die spätern Schriftsteller erkennen lassen, einen höchst anschaulichen Beleg. Nachdem bereits Hesiod berathend und lehrend, wie er auf die Quelle wahren und dauernden Glücks hinwies, die Objectivität verlassen hatte, in der bei Homer der feste Sittenbau einer ganzen Zeit sich spiegelte, nahm jener Dichter jetzt das Leben und Treiben der unmittelbaren Gegenwart, und zwar aus seinen eigensten Begegnissen und persönlichen Beziehungen heraus, zum Inhalt seiner Gesänge. Seine dichterische Begabung dabei war so groß, daß ihn die Griechen selber neben Homer nennen. Glühend leidenschaftlicher Empfindung stand reicher Geist, glänzende Phantasie und feinster Formensinn zur Seite. Aber was den Dichter von allen seinen Vorgängern bedeutsam unterscheidet, ist die Offenheit, Kühnheit und Schärfe, mit der er sich den Dingen und Personen gegenüberstellt. Ganz und gar ist in ihm die Subjectivität aus den überlieferten Schranken des Gesammtlebens zum Durchbruch gelangt; und wenn seine Poesie auch zunächst nur im Privatleben zu einer schneidenden Waffe wurde, wie er denn wegen dieses Karakters derselben von seinen Gegnern, die er mit vernichtendem Spott zu treffen wußte, nicht minder gefürchtet ward wie allgemein bewundert, so war doch damit der Anspruch auf das politische Gebiet gleichsam schon besiegelt.

Und eben diese völlige Befreiung der Persönlichkeit in Denken und Empfinden, die Archilochos vertritt, ist die gewichtige Erscheinung, in der sich der Eintritt des Volkes in eine neue Periode der Entwickelung kennzeichnet. Wenn sich bisher der Einzelne bei der straffen Einheitlichkeit der Sitte in der Welt seines Innern in einen geschlossenen Ideenkreis gebannt sah, so ist ihm jetzt unter dem Zusammenfluß vielseitigerer Elemente des Lebens mit neuen Zielen der

ganze Reichthum und die Berechtigung der individuellen Richtung zum Bewußtsein gekommen; er begnügt sich nicht mehr, sich in dem wiederzufinden, was bisher der Gemeingeist geschaffen hat: sein Wesen soll in seiner Besonderheit auch wiederum zum Bilde des Allgemeinen werden; er fühlt den Beruf erwacht, als freies Glied des Ganzen die Gattung zu vertreten.

So beginnt nun durch alle Schichten der Bevölkerung ein wetteiferndes Ringen, das überkommene Ideal der Gesammtheit zum Gegenstand der eigensten Erkenntniß zu machen, zum lebendigen Besitz es zu erwerben. Auf allen Gebieten des Lebens, im Staat wie in der Kunst, bethätigt sich ein Drang zum Schaffen, das innerlich Empfundene und Erstrebte zur äußern Darstellung zu bringen. Dort zeigt er sich in dem rührigen Kampfe gegen die Alleinherrschaft des Adels und für Ausdehnung der Rechte des Volks, hier in dem erwachten Triebe, von dem innersten Gehalt der Ideenwelt nun auch dem Auge aus dem leblosen Stoffe ein sprechendes Abbild zu gestalten. Erst dieses Jahrhundert brachte der bildenden Kunst jene Grundlage in sich gefestigten organischen Gefüges, aus der in so engem Bunde Gesetzlichkeit und Schönheit sich entwickeln sollte. Der Architektur, die vom Tempelbau ausging, waren bis dahin die Grundtheile desselben, die Cella oder das Gemach des Gottes und die Raum öffnende Säule nur in rohen und unbestimmten Verhältnissen und Formen, meist in Holz gearbeitet, überliefert. Ebenso bestand das Götterbild aus einem unförmlich, oft nur säulenartig geschnitzten Holzblock, an dem nur das Haupt, die Hände und die Füße angedeutet waren, und dem deshalb auch lediglich durch kostbare Bekleidung mit Metall oder andern Stoffen eine gewisse Wirkung verliehen werden konnte. Zweifellos jedoch waren bereits in diese ersten Kunstansätze bei den beiden großen Stammgruppen der Jonier und der Dorer fremdländische Elemente eingedrungen, an denen sich dann auch auf diesem Gebiete die unterschiedliche Richtung, die sie karakterisirt, herausbildete. Schon die Säule mit ihrem Kapitäl und ihrer den Karakter des ganzen Baues bedingenden Gestaltung macht jene Einflüsse erkennbar. Bei den Joniern weist sie, den Zug des Phantasievollen, Zarten und Weichen im Linienschwunge tragend, auf Elemente vom Euphrat her,

für die dorische ist der Ursprung in der s. g. protodorischen der Egypter gegeben. Wenn aber schon von Alters her sich gewichtige Einflüsse des Fremden wirkend zeigen, so mußte es dann nothwendig eine für die ganze weitere Entwickelung des griechischen Kunstgeistes höchst folgenreiche Thatsache werden, daß seit den 60er Jahren Egypten zum ersten Male den Griechen ohne alle Schranken geöffnet ward. Griechische, namentlich ionische Söldlinge waren es gewesen, die dem Abkömmling des alten egyptischen Königshauses, das um 726 den Thron an den Aethiopierfürst Sabako verloren hatte, dem Psammetich, wieder zur Herrschaft verhalfen (664), und von da ab lebten nicht allein Schaaren griechischer Handelsleute in Egypten, sondern die Könige behielten ein förmliches Heer griechischer Söldner im Dienste; am Ende des Jahrhunderts belief sich die Zahl derselben auf nicht weniger als 30,000 Mann. So sahen sich die Griechen — bei der geschilderten raschen Entfaltung und Ausdehnung des Verkehrs kann man sagen: das ganze Volk — in voller Unmittelbarkeit eine geschlossene großartige Kunstwelt aufgethan, in der gleichsam der tiefste Gehalt einer Jahrtausende alten umfangreichen Kultur verkörpert lag. Zum ersten Male erschien ihnen hier die äußere Form zum sprechenden Ausdruck inneren Lebens geworden, regte ein ausgeprägtes Stylgefühl sie an. Und der ihnen befreundete König Psammetich selbst suchte seine Regierung durch die Wiederbelebung der großen Tradition der Vergangenheit in neuen glänzenden Bauwerken zu verherrlichen. Wie hätte beim Anblick alles dessen der jugendlich aufstrebende Geist der Griechen nicht auch in den Tiefen des eigenen Volksgemüthes die bildende Kraft zu gehobener Thätigkeit aufrufen sollen, um im lebendigen Schaffen nacheifernd ihres Wesens und ihrer Ziele sich klarer zu werden? Und diese Eindrücke fruchtbar zu machen, dem Berufenen mit der Anregung auch Spielraum und Gelegenheit zu seiner Geltendmachung zu gewähren, gestaltete sich der Gang der Verhältnisse in Griechenland in der günstigsten Weise.

In den gesammten Gemeinwesen hatten die im Bürgerthum erwachten Selbständigkeitsbestrebungen zunächst freilich keine andere Folge, als daß der Adel sich noch enger zusammenschloß und durch eine wirksamere Organisation in der Verwaltung die Handhabung

der Zügel sich erleichterte. Nur diese Tendenz war es, in der in Athen um 682 die Regierungsgewalt, die seit siebzig Jahren ein zehnjähriger Archont geführt hatte, unter neun einjährige Archonten, die vom Adel der vier Stämme gewählt wurden und die Vertreter der (360) Geschlechter zum Rathe hatten, vertheilt ward; und in der That bereiteten diese in der Art, wie die neue Verfassung durchgeführt wurde, ihren Einfluß wie ein Netz über alle Klassen des Volkes aus. Zu gleicher Zeit führte der souveräne Adel in Sparta einen zweiten schweren und langwierigen Krieg gegen die Messenier (685—670), um die Institution, die in seinem eigenen Lande die Grundbedingung seiner Macht wie des Karakters aller Einrichtungen des Lebens und der Erziehung geworden war — das Sklaventhum der unterworfenen Bevölkerung — auch auf das Nachbarland auszudehnen. Leicht erklärlich rief der Druck solcher Verhältnisse in den griechischen Staaten wachsende Erbitterung hervor. Indessen war doch der sittliche Kern im Volke zu gesund und fand bei der Unbeschränktheit des öffentlichen Lebens, die der Adel nicht antasten konnte, zu gedeihliche Pflege, als daß nicht im Großen und Ganzen die Einsicht sich hätte maßgebend erhalten sollen, daß leidenschaftliche Ausschreitungen und gewaltsame Umsturzversuche der Freiheit nicht nützen, sondern nur neue und größere Uebel würden im Gefolge haben können. Dagegen bildete sich nun seit der Mitte des Jahrhunderts in einer großen Anzahl von Gemeinwesen aus dem Kampfe der Gegensätze zeitweilig jener eigenthümliche Zustand der sogenannten Tyrannis hervor, der für den politischen Sinn des griechischen Volks in sofern einzig karakteristisch erscheint, als er, unterschiedlich von dem sonst verwandten aufgeklärten Absolutismus der neueren Zeit, der auf ein stehendes Heer sich stützte, in Wesen und Verlauf sich gleichsam als eine dem Drange der Umstände nachgebende gegenseitige Selbstbeschränkung an sich feindseligster Leidenschaften und Parteien darstellt. Einzelne hervorragende Männer benutzten den inneren Zwiespalt, um sich zur Herrschaft aufzuschwingen und erhielten sich in der unumschränkten Gewalt. Hatte wahre oder angenommene Sympathie mit der Sache des Volks ihrem Ehrgeize zum Besitze der Macht verholfen: behaupten konnten sie dieselbe bei dem Mangel der Organisation auf Seite des Bürgerthums nur,

indem sie die berechtigten Forderungen auch des Adels vertraten, und der letztere mußte sich seinerseits jenen gegenüber in die Bedürfnisse der Zeit fügen lernen. So war der Gewalthaber genöthigt, seinen Standpunkt über den Parteien zu nehmen, und die letztern dagegen, ihre Bestrebungen am Interesse der Gesammtheit zu läutern. Nicht überall freilich entwickelte sich der Zustand in so gleichmäßig fördernder Weise, im Allgemeinen jedoch mit weit über den einzelnen Staat hinausreichenden wohlthätigsten Wirkungen. Vor allen bedeutsam für die gesammte Griechenwelt wurden unter den Bestrebungen jener neuen Fürsten ihre Pflege der Künste, die der Natur der Sache nach mit der Sorge für die religiösen Interessen im innigsten Zusammenhange stand.

Schon der Name des ersten dieser Herrscher, Kypselos von Korinth, der dort um 655 die führende Gewalt des Adelsgeschlechts der Bakchiaden stürzte, ist für die Kunstgeschichte in hohem Grade wichtig, da er uns für den Einblick in die Entwickelung derselben den ersten festen Anhalt bietet. Noch in späterer Zeit wurde eines kolossalen Standbildes des Zeus, das ganz aus Gold mit dem Hammer getrieben war und das Kypselos nach Olympia stiftete, als einer großen Merkwürdigkeit gedacht; sein Sohn Periander, der ihm um 625 in der Herrschaft folgte, weihte ebendahin die sogenannte Kypselos-Lade, ein Gefäß aus Cedernholz, das in fünf Reihen übereinander in mit Gold und Elfenbein eingelegten Schnitzereien Darstellungen aus der griechischen Sage enthielt, deren Inhalt allerdings durch beigefügte Schrift erklärt werden mußte, so daß sich schon dadurch der Stand der Unfreiheit in dem Streben kennzeichnet, den Stoff mit Leben zu durchdringen; wie denn auch die Beschreibung namentlich in der phantastischen Bildung der Gestalten altassyrische Einwirkungen noch durchaus vorherrschend erscheinen läßt. An Bauwerken errichtete Kypselos ein reiches Schatzhaus in Delphi zur Aufnahme der Weihgeschenke der Korinther. Myron von Sikyon, dessen Vater in dieser Stadt die Tyrannis begründet hatte, baute ein solches Schatzhaus, prachtvoll in Erz ausgestattet und mit zwei Kammern, die eine in ionischem, die andere in dorischem Styl, versehen, in Olympia. Nicht minder rege und strebend aber als unter dem Schutze der genannten und anderer

Fürsten, wie des Theagenes von Megara (625), entfaltete sich das Kunstleben zu gleicher Zeit in den ionischen Städten in Kleinasien und auf den Inseln. Anschaulich in seiner ganzen Mächtigkeit tritt uns der Schaffenstrieb in dem in Samos um 630 an Stelle des abgebrannten Hera-Tempels neu aufgeführten Bau entgegen, der eine Breite von 190 und eine Länge von 350 Fuß besaß. Vierzig Jahre später legten dann die Ephesier ihren Artemistempel in noch gewaltigeren Verhältnissen an. 220 Fuß breit und 435 Fuß in der Länge haltend war er mit einer doppelten Reihe von 60 Fuß hohen, je aus einem Steine gearbeiteten Säulen umgeben. Die Skulptur angehend, so hatte bereits um 650 Melas von Chios angefangen, Bildsäulen in parischem Marmor zu fertigen, indessen wurde das Götterbild für den erwähnten Heratempel zu Samos von Smilis von Aegina noch in Holz gearbeitet. Um 600 schritten dann die beiden Samier Rhoekos und Theodoros zum Erzguß vor

In gleichem Verhältniß wie der Tempelbau hatte sich auch der Kultus zu vollern, reichern Formen entfaltet. Tief religiös, wie der Volksgeist war, so daß man sagen kann, nie hat eine andere Religion so wie die griechische das ganze Leben in allen seinen Aeußerungen durchwaltet, mußte sich der breiter und tiefer werdende Gehalt der Zeit und ihrer Bestrebungen auch in dem Dienste der Götter spiegeln. Und gerade dem Kernpunkte des letzteren, an dem jeder Einzelne im Innersten betheiligt war, der Hymne beim Opfer und ihrem Vortrage, wuchs zunächst aus dem in individueller Eigenart aufwogenden Empfindungsleben eine neue erhebungsvolle Weihe zu. Dieselbe Wandlung der Geistesrichtung, welche in der Poesie der Subjectivität ihre freie Geltung gab, hatte mit der gesteigerten Anregung aller Gemüthskräfte auch den musikalischen Sinn zu erhöhter Triebkraft geweckt. Die Frucht davon war das schöpferische Wirken des Hymnensängers Terpandros von Lesbos (650), der an dem Muster der lydischen Pektis die griechische viersaitige Kithara auf sieben Saiten brachte und dann mit dem so vervollkommneten Instrumente dem Chorgesange in ausdrucksvollerer Begleitung und geregelter karakteristischer Rhythmik eine eigentlich künstlerische Grundlage gab. Von nun an konnte es natürlich nicht fehlen, daß der

Choral, der bis daher nur ganz unentwickelt und vereinzelt, namentlich im Apollodienste, als Päan im Gebrauch gewesen war, allmälig den Einzelvortrag der Hymne zurücktreten ließ, um so mehr, als sehr bald neue Momente sich geltend machten, die gewonnenen Ansätze in umfangreicherm Verhältniß und zu tieferer Bedeutung herauszubilden. Bei den größeren gemeinsamen Opfern, wie sie zu Delphi, auf Delos und an vielen andern Stellen begangen wurden, traten jetzt die Kitharoden und Chöre der verschiedenen Festgesandtschaften in Wettstreit mit einander; alle diese Sänger begegneten sich als Träger von Erfahrungen, wie sie das frühere Leben der Griechen nicht hatte mit sich führen können. So lange noch eine unumstrittene oberste Gewalt an der Hand einer Alle mit gleicher Macht umfangenden Sitte über die Stämme waltete, besaß der Einzelne in dem Glauben, den Anschauungen der Gesammtheit mit der sichern Regel für sein Handeln auch eine feste moralische Stütze gegen jedweden Schicksalsschlag. Jetzt hatten diese Bande sich gelöst. Im Ringen tausendfach sich kreuzender Bestrebungen sah Jeder sich einzig auf sich selber angewiesen. Ein Kampf der Sonderinteressen, feindselig gegen einander auftretender Forderungen hatte begonnen, in dem die Leidenschaft zum Richter über Recht und Unrecht sich aufwarf, in dem der Weg zu freigestecktem Ziele überall von der Qual des Irrthums sich umlagert zeigte. Grade in diesem Jahrhundert legten die Zustände in den ionischen Städten Kleinasiens, wo Wohlstand und Bildung am meisten vorgeschritten war, auf das eindringlichste die Gefahren bloß, von denen die Zersetzung altüberkommener Verhältnisse und die Gestaltung neuer im Staatswesen begleitet zu sein pflegt. Namentlich in der reichen Handelsstadt Milet wüthete Jahrzehnte lang ein wilder, blutiger Parteienzwist, der immer neue Schaaren der Bürgerschaft in die Fremde trieb, um an fernen Gestaden sich eine neue Heimath zu gründen, bis es endlich auch hier gegen den Schluß des Jahrhunderts der vermittelnden Tyrannis des Thrasybulos gelang, die streitenden Theile in gegenseitiger Nachgiebigkeit zu versöhnen und zu gedeihlichem Zusammenwirken hinüber zu führen. In den Eindruck, welchen dieser wechselvolle Gang der Dinge, mit den Schäden der Gesellschaft, die er im Gefolge hatte, auf die Gemüther hervorbringen mußte, lassen uns die Dichter jener

Landschaften in dieser Zeit, die Poesien eines Mimnermos von Smyrna, eines Simonides von Samos einen hellen Blick thun.*) Zum ersten Male bricht in diesen Gesängen durch die männlich heitere beglückende Lebensfreude das Elegische, die Trauer über die Hinfälligkeit des Menschen, die Vergänglichkeit des Glückes als ein Grundton hervor. Man erkennt: Angesichts solcher Stürme des Lebens, wo zwischen den auf- und niedersteigenden Wogen unaufhörlich der Abgrund drohte, mußte das religiöse Bedürfniß wol drängender werden, war dem Gemüthe zwingender Anlaß gegeben, gegenüber der trügenden Gebrechlichkeit des Irdischen auf den wandellosen innern Halt der Seele auszuschauen.

Und so von diesem Stimmungszuge bereits tief ergriffen, waren grade die Jonier nun in Egypten in die regsten Beziehungen zu einem Volke getreten, bei dem die Physiognomie des ganzen Lebens wie dazu gebildet war, den Geist nach jener Richtung hin auf das Fesselndste und Eindringlichste zu beschäftigen. Die in jugendlichem Thätigkeitsdrang in die Fremde gewanderten Griechen fanden sich hier inmitten eines Staats gestellt, der in allen seinen Einrichtungen, in allem, was sich der Anschauung bot, nur das einzige Ziel zu verfolgen schien, das Volk für ein Dasein nach dem Tode zu erziehn. Ihn in jedweden Theil seines Organismus hinein mit dieser Tendenz sich durchdringen zu lassen, hatten die Naturverhältnisse des Landes alle fördernden Bedingungen zu unwiderstehlichem Zusammenwirken vereinigt. Unberührt von fremden Einflüssen in einförmiger landschaftlicher Umgebung und in einem Klima erwachsen, in dem der Kreislauf des Jahres in schwankungsloser Gleichartigkeit sich vollzieht, in Einklang mit der stillen Majestät, in der das Auge am stets lichtklaren Himmel die Gestirne ihre festen Bahnen ziehen sieht, hatte das Volk an dieser Natur von früh an beschaulichen Sinnes das Beharrende im Wechsel zu erfassen sich gewöhnt und von dem Eindruck desselben die Grundrichtung seines Denkens empfangen. Konnte dieser Betrachtungsweise der Gedanke an eine völlige Vernichtung geistigen Wesens schon von vornherein

*) Man sehe die 2. Elegie des Mimn. bei Theod. Bergk Poetae lyrici graeci S. 314; die Jamben des Simonides ebendaselbst S. 500.

nur fernab liegen, so erklang dagegen in der wunderbaren Erscheinung, wie das von öder Wüste umschlossene Nilthal alljährlich gleichsam durch ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit zur Spendung üppigen Reichthums sich befruchtete, ein mächtiger Ton der Verheißung, daß von der liebevoll sorgenden Macht, die hier neues Leben weckte, auch der Seele kein ewiger Tod beschieden sei. Der Unsterblichkeitsglaube wurde der Kern der egyptischen Religion, wie ihn in dieser Bedeutung in höchster Einfachheit der Osiris-Mythos darstellt. Der lebenspendende Gott wird von seinem rothfarbigen Bruder Thyphon, dem versengenden Gluthwind der Wüste, erschlagen und seine Leiche in den Nil versenkt. Trauernd sucht Isis, die dürre Erde, die Spuren des Gemahls, bis sie die Leiche endlich an den Gestaden Phönikiens findet, von wo sie sie dann zur Bestattung nach Egypten zurückführt. Hier aber ist bereits Horos, der Sohn des Osiris und der Isis herangewachsen und hat wiederum den Typhon erschlagen. Osiris erwacht von seinem Scheintode, steigt aber nun hinab in die Unterwelt, um dort zu leben und zu herrschen. — Unter dem Walten der Priesterschaft, deren Einfluß allmächtig wurde, weil schon die wirthschaftlichen Bedingungen des Landes, die Bodenbeschaffenheit und die großen Arbeiten, die sie forderte, sowohl das technische Wissen, das jene allein besaß, wie eine eingreifende Autorität dem Volke zum obersten Bedürfnisse machten, wurde dann in berechneter strengster Einheitlichkeit die gesammte Regelung des Lebens, alles Schaffen und Thun zu dem Unsterblichkeitsgedanken in so innige Beziehung gebracht, daß Diodor die Karakteristik der Egypter dahin zusammenfassen kann: „Sie nennen die Wohnungen der Lebenden Herbergen, da wir nur kurze Zeit in denselben zu wohnen haben, die Gräber der Verstorbenen aber heißen sie ewige Häuser, als den ein unbegrenztes Leben in der Unterwelt Zubringenden bestimmt; für die Einrichtung ihrer Häuser sorgen sie deshalb weniger, bei den Gräbern aber erscheint ihnen die prunkvollste Ausschmückung nicht übertrieben" (I. 51). Und wie diese eigenthümliche Geistesrichtung der Egypter auf jeder Seite ihrer Zustände und Verhältnisse in die Erscheinung trat, so mußte sie zu sinnigen Beobachtern, wie den Griechen, in bewegendster Unmittelbarkeit auch aus den gewaltigen Bauwerken sprechen, in denen gleichsam

das ganze Volk geholfen hatte, den Geist, von dem es durchwirkt war und den die Priesterschaft trug, zum sichtbaren Ausdruck zu bringen. Wenn in den kolossalen Grabdenkmälern der Pyramiden gleichsam mahnende Zeichen des unabwendbaren Todes aufgerichtet standen, so umwehte die ungeheuren Säulenhallen der Riesentempel mit den starren Steinbildern in ihrer Stille und ihrem Dunkel ein heiliger Schauer, als sollte die Seele dem Sitze des Richters der Unterwelt, des Osiris, selber nahen; ein Eindruck, den die Grundform der Pylonen am Eingange, sowie des Mauerbaues inmitten der Säulenhallen nur verstärkte: mit den nach obenzu geneigten Seitenflächen schienen sie zum Hinabsteigen in die Tiefe zu laden. Und der Erhabenheit der die Gesammtanlage durchwaltenden Gedanken und Empfindungen entsprachen die Reihen der gigantischen Sphinxbilder, die zu der heiligen Stätte hinführten.

Doppelt empfänglich gemacht durch die heimathlichen Erlebnisse wandten die Griechen jetzt allen diesen Anregungen einer durch Jahrtausende gereiften Kultur vertiefte Theilnahme zu; die verwandten Ideen, wie sie sie theils als urarischen Besitz in ihren eigenen Mythengebilden überkommen, theils im Verkehr mit den asiatischen Völkerschaften umbildend aufgenommen hatten, erschienen ihnen jetzt in neuem Lichte. — Die Arier der Urzeit hatten das Absterben der Natur, das Hinsinken des Sommers vor dem nahenden Winter in verschiedenartigen, vielgestaltigen mythischen Bildern angeschaut, als ein Verschwinden des Lichtgottes, als ein Eingehen desselben zum Schlafe, aus dem er dann im Frühling wieder erwachte, oder er war auch dem Andrang der Dämonen der Finsterniß gewichen, bis ihn endlich ein siegreicher Kampf zu seiner Herrschaft zurückführte. Noch die Griechen in Delos und Milet feierten den Abschied und die Wiederkehr Apollons. Ein andres sinniges Bild knüpfte sich in einem attischen Hymnos an die Demeter, die mütterliche Erde, die Göttin des Ackers. Es ward in ihm erzählt, wie die liebliche Tochter derselben, die Kore, die keimende Saat des Frühlings, vom dunkeln Hades geraubt und in die Unterwelt entführt worden sei, wo sie vor der suchenden, schmerzvoll klagenden Mutter verborgen

gehalten werde. Bei allen diesen Vorstellungen aber waren die Griechen stets von der Auffassung beherrscht geblieben, welche in den Geistern des Dunkels und des Todes nur vernichtende Mächte sah, der das Leben in der Unterwelt nur als ein trauriges Schattenleben erschien. Von der Zeit gegen das Ende des 7. Jahrhunderts an sehen wir nun in dieser Auffassung eine innerlichst eingreifende Umwandlung vorgehn und zu tief bedeutsamen Neubildungen im Kultus führen. Das Gebiet des letztern, auf dem sich diese zunächst vollzogen, waren die Dienste der Demeter und des Dionysos, der Gottheiten des Feld- und des Weinbaues, die gerade in dieser Zeit der Tyrannis, da die neuen Fürsten das Interesse der Bauern gegen den Adel zu schützen hatten, mit berechneter Vorliebe gepflegt wurden. Die gewandelte Fassung des bezüglichen Hymnos bereitete die gewichtige neue Einrichtung vor. Von der Demeter ward jetzt gesungen, daß sie, von dem allsehenden Helios über den Aufenthalt ihrer Tochter aufgeklärt, im Zorn gegen Zeus den Olympos mied und sich trauernd in ihren Tempel zu Eleusis zurückzog. Die Erde stand ohne Frucht, dem Geschlechte der Menschen drohte der Tod durch Hunger, die Götter blieben ohne Opfer. Da sandte Zeus durch Hermes die Aufforderung zum Hades hinab, die Kore wieder zu entlassen; Hades gehorchte. Beglückt sahen Mutter und Tochter sich wieder; aber als Demeter erfuhr, daß Hades ihre Tochter bereits gezwungen, den Apfel mit ihm zu essen, das Zeichen der ehelichen Gemeinschaft, da erkannte sie, daß sie nicht mehr beständig des Zusammenlebens mit der Tochter werde froh bleiben können. Ein Drittel des Jahres müsse diese nun bei ihrem Gatten in der Finsterniß zubringen; aber wenn die Erde sich mit duftenden Blumen bedeckt, dann solle sie aus dem Dunkel wieder emporsteigen. — Man sieht, diese neue Gestalt des Mythos birgt eine völlig veränderte Stellung zu den Gedanken des Vergehens der Dinge, des Todes, des Waltens der unterirdischen Mächte. Die schreckenvolle Persephoneia des Homer ist zu der lieblichen Kore geworden, die der Erde den Schmuck des Frühlings sprießen läßt, das Reich des Todes ist zu einer Quelle neuen Lebens gewandelt, die Saat, die hier oben erstirbt, wird dort zu frischem Werden gezeitigt; mit dem Aufgehn dieser Anschauung ist aber auch dem Menschen die tröstliche Aussicht

verbürgt, daß die Götter der Tiefe auch ihn zu neuem Dasein erstehen lassen werden. Wie die Auffassung der Persephoneia ändert sich nun auch die der übrigen Mächte der Unterwelt; der finstre, Verderben bringende Hades wird fortan zum Pluton, dem Geber des Reichthums; die Erinnyen, die furchtbare Racheschaar der Persephoneia, wandeln sich zu den Eumeniden, den Wohlgesinnten, die durch Reue zur Besserung führen.

So hatte die Vorstellung, die dem Osiris-Mythos seine tiefe Bedeutung gab, auch den Geist der Griechen bezwungen; denn daß sie in der Unsterblichkeitslehre die Schüler der Egypter waren, ist von ihnen selbst stets zugestanden worden; aber freilich bekundeten sie wiederum auch hier, ähnlich wie gegenüber den Einwirkungen, die ihre Baukunst von Egypten her erfuhr, sowohl die allsiegende Eigenart ihres Wesens, wie die überlegene Schöpferkraft ihrer Phantasie. Wie sie von dem egyptischen Tempelbau sogleich den Zug zum Großen und Mächtigen aufnahmen, aber statt daß dort der mystische Hang zur Versenkung in die Innerlichkeit das Gepräge gab, ihrerseits in der Beziehung jeder Linie und jedes Theiles zum Ganzen die Befriedigung und Freude an der Schönheit der Welt zum Ausdruck brachten; setzten sie nun in ihrem verheißenden Mythos an die Stelle des starren Gedankens ein Bild, das in wunderbarer Plastik den ewig sich erneuernden Prozeß der Schöpfung wiederspiegelt.

Zu der gleichen Zeit, in der der Kore-Mythos die angegebene Gestalt gewann, erfuhr auch der Dionysos-Dienst zu der gleichen Tendenz hin umbildende Einflüsse von Asien her. Seit Alters hatten die Griechen dem Gotte der zeugenden Naturkraft, dem Bringer der Herbstgaben, des Freude spendenden Weins, alljährlich zwei große Feste gefeiert; im Herbste zur Kelterzeit ein heiteres Dankfest für die gewonnene Erndte; im Frühjahr zur Zeit der Faßöffnung ein ebenfalls von fröhlichem Sinn getragenes Bittfest, in welchem der Segen des Gottes für den kommenden Sommer auf das Land herabgerufen ward. Begreiflicherweise besaßen diese Feste in dem freude- und lusterfüllten Tone, der sie beherrschte, mit den schwärmenden geräuschvollen Diensten, in denen die Kleinasiaten das Leiden und Sterben und Wiederauferstehen ihrer zeugenden

Gottheit begingen, manches Verwandte; indessen hatten sich die Griechen gegen diese phantastischen Gebräuche bislang doch immer ablehnend verhalten. Als jedoch während des 7. Jahrhunderts der ganze Karakter ihres Lebens nach allen Seiten hin bewegter und schwungvoller wurde, änderte sich allmälig die Stimmung und zugleich begann namentlich der Gedanke der Klage um das Verschwinden des Gottes eindrucksvoller auf ihr Gemüth zu wirken. So kam es denn, daß sie gegen Ende des Jahrhunderts jene Trauerfeier in ihrem eigenthümlichen Zuschnitt auch in ihren Kultus aufnahmen. Um die Zeit der Wintersonnenwende zogen Schaaren von Frauen und Mädchen bei Fackelschein und bei dem Schalle von Handpauken und Flöten tobend durch die Berge; unter Klagen wurden dem geschwundenen Gotte geheiligte Thiere zerrissen, deren rohes Fleisch dann verzehrt ward (nach einer auf Kreta entstandenen Sage war der junge Bacchus, Zagreus, von den Titanen zerrissen worden, aber auf Zeus Geheiß von der Demeter wieder mit einem neuen Körper bekleidet; ein Mythos, in dem greifbar der Gedanke der Vertheilung des Göttlichen in die Vielheit der Dinge sich versinnlicht); unter wilden Tänzen erschallten die Rufe an den Gott um Wiederkehr im Frühling. Dieser Gedächtnißfeier des Verschwindens des Dionysos gegenüber gestaltete sich dann das Fest der Faßöffnung im Frühjahr zu einer Feier seines Auferstehens.

Die dem religiösen Ideenkreise der Griechen so neu zugebrachten Elemente erhielten nun einen einzigen leuchtenden Mittelpunkt in den Eleusinischen Mysterien. In der Durchbildung dieses Weihedienstes galt es dem Volke in das, was an tiefem Gehalt unter leicht trübender Form in den herübergenommenen Gebräuchen verborgen lag, den vollen Einblick zu gewähren und zugleich denselben zu seiner ganzen Wirkenskraft zu bringen. Der Inhalt und Karakter jener Feste, die in die kleineren und großen Eleusinien zerfielen — die erstern im Frühjahr, die andern zur Erndtezeit gefeiert — bestand nämlich in religiösen Aufführungen, Gesängen und scenischen Darstellungen, welche den Kern der erwähnten Demeter- und Dionysos- (Zagreus-) Mythen zur unmittelbaren Anschauung versinnlichen und so den Eingeweihten an den Schicksalen der Götter des Menschen eignes Loos und Wesen offenbar machen

sollten. Der Höhepunkt der Herbstfeier war das in der Krypta des Tempels vorgehende Schauspiel, welches die Reihe der Ceremonien, in denen die Geschichte der Demeter und der Kore symbolisch wiedergegeben war, beschloß, und worin in aufeinanderfolgenden Bildern die Seele zum lebendigen Schauen der Qualen des Tartarus und der Wonnen der Seligen geführt ward. Die großen Dichter und Weisen Griechenlands und Roms haben den Eindruck und die Wirkung dieser Mysterien als von wunderbarer Macht und Erhebung gepriesen, stählend für das Leben und den Tod; und wohl wird Jeder ihrem Ausspruche vollsten Glauben schenken, der an sich die unvergängliche und läuternde Kraft des Eindrucks erfahren hat, welchen die Bilder eines Dante von den Leiden der Hölle und der Seligkeit des Paradieses auf das Gemüth hervorbringen können, und der dabei bedenkt, daß in jenen Darstellungen der Griechen, geleitet von erhabenem Geist und höchstem Schönheitssinn, alle Künste in lebendiger Unmittelbarkeit harmonisch zusammenwirkten.

Wenn indessen auf diese Weise die innersten gemüthlichen Bedürfnisse in ihrem Streben nach Befriedigung vor allem an den Demeter-Kultus sich anlehnten, so blieb doch der Hauptträger der geistigen Fortentwicklung der Nation der Dionysos-Dienst. Wie es wesentlich der reichere, bildungsfreudige Trieb innern Lebens gewesen war, was der Einführung der aufregenden orientalischen Gebräuche den Weg gebahnt hatte, zeigte sogleich die Entstehung des Mythos, welcher die Verbreitung jener Dienste als einen unwiderstehlichen Triumphzug des geistweckenden Gottes darstellte, auf dem dieser die Widerstrebenden mit der Nacht des Irrsinns geschlagen habe. Dionysos wird nun fortan auch ein Wald- und Berggott, den auf seinen Zügen alle lebenwirkenden Geister der Flur, Nymphen, Satyrn u. s. w. begleiten. Bei dieser Auffassung lag es denn durchaus nahe, daß die zu erhöhtem Schwunge angeregte Phantasie und ein tieferer Schaffenssinn zur Verherrlichung des Kultus grade dieses Gottes sich begeistert fühlte. Und nicht zufällig war es, sondern innerlich begründet in dem allgemeinen Geisteszuge, wenn der gefeierte Hymnensänger Arion in Korinth unter der Herrschaft des Periander (600) seine dichterische Kraft eben dem dionysischen Festliede zuwandte, indem er dasselbe durch eine mehr

künstlerische Gliederung zur Aufnahme eines umfassenderen Gedankengehalts geeigneter machte und dem letzteren zugleich dadurch eine Richtung auf das Karakteristische gab, daß er den Chor seinen gemessenen Reigen am Altare in Satyrkleidung aufführen ließ.

Alle diese Erscheinungen lassen uns mit sprechender Lebendigkeit die schöpferische Gährung des geistigen Lebens dieser Zeit erkennen; aber sein volles Licht erhält der vorstrebende Karakter der Bewegung doch erst in der Verfolgung der staatlichen Zustände. Die tiefern Erkenntnisse, welche die Kulte in ergreifenden Symbolen bereicherten, waren unter der lebendigen Anregung der kernigen Naturwüchsigkeit, die die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse beherrschte, gewonnen worden und hatten hier ihre festen Wurzeln. Grade darum, weil keine Seite des Lebens für sich abgeschlossen, sondern sie alle sich einander bedingend und fördernd in organischer Gemeinsamkeit entwickelten, steht das Griechenthum als eine so einzige mustergültige Schule der menschlichen Bildung da. Die innere Harmonie, welche die Feier der Mysterien beseelte, die sichere Freudigkeit, welche den Dionysoskultus hob, war nicht blos das Ergebniß der Reife einzelner hervorragender Geister, sondern das Volksgemüth war ihr Träger. Davon brachte schon im Beginn des folgenden (6.) Jahrhunderts die Gestaltung der Dinge in den erster Reihe für den nationalen Fortschritt maßgebenden Staaten, namentlich in Athen, den glänzendsten Beleg.

Wir haben schon oben angedeutet, wie in dieser Zeit in der Tyrannis ein neues Fürstenthum sich aufrichtete, das seine Kraft aus der Aufgabe zog, die schroffen Gegensätze der lebhaft kämpfenden Parteien zu mildern und zu versöhnen, den ungebändigt ringenden Kräften das Maß echter Freiheit anzuerziehen; wir betonten dabei aber auch zugleich, wie der gesunde Geist des Volks diesen Bestrebungen entgegen kam und eben dadurch das Walten jener Fürsten ersprießlich machte. Nur den eigenen Genius verherrlichte das Volk, indem es die hervorragendsten Männer, die mit unbeschränkter Gewalt an die Spitze des Staats berufen wurden — einen Solon, einen Pittakos von Lesbos, grade weil sie mit dem Grundsatze der Selbstbeherrschung als Lehrer und Führer der Nation vorangingen, unter die Zahl derer aufnahm, die mit besondrer Betonung

als die Weisen geehrt wurden. Unter allen Völkerschaften aber bekundeten die Athener ihren Beruf, die geistigen Führer der Griechen zu werden, in dem friedlichen Siege, den das Bedürfniß einer Umgestaltung des Staatswesens auch über die bis dahin in ausschließlichem Besitze der Gewalt gewesene Aristokratie errang. Unter allseitiger Uebereinstimmung wurde Solon mit unumschränkter Vollmacht zur Neuordnung des Staats bekleidet (595). Innerhalb zehn Jahren hatte derselbe seine Aufgabe vollendet, und die Verfassung, die er aufrichtete und der er eine von dem entsprechenden Geist getragene Gesetzgebung hinzufügte, zeigt ihn als den größten und schöpferischsten Staatsmann des Alterthums, indem er der Entwickelung zur Freiheit eine ganz neue Bahn eröffnete. Zum ersten Male wurde in dieser Verfassung das politische Recht von der Geburt völlig unabhängig gemacht und statt dessen auf den Besitz begründet.

Bisher war die ganze Ordnung und Führung der staatlichen Angelegenheiten lediglich in der Hand der adligen Geschlechter gewesen, die, wie sie in den sämmtlichen Unterabtheilungen der vier Stämme, in welche das Volk getheilt war, die Verwaltung und das Gerichtswesen inne hatten, so auch durch ihre Vertreter den Rath der Executivgewalt bildeten. Solon richtete jetzt eine wirkliche Volksherrschaft ein, indem er die Gesammtheit der Bürger an der Regierung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten theilnehmen ließ; allerdings nach verschiedenen Stufen der Berechtigung, aber doch so, daß keiner im Volke des sittigenden und kräftigenden Bewußtseins, das jene Betheiligung mit sich bringt, verlustig ging. Seinem offenen Ausspruche gemäß, daß das Volk dann am besten seinem Führer folge, wenn es weder zu sehr freigelassen, noch auch bedrückt sei, begnügte er sich, die Gewähr zu schaffen, daß die Uebelstände in den bisherigen Verhältnissen beseitigt wurden, ohne die als heilsam bewährten Elemente des Bestehenden zu schädigen. Die Macht der Aristokratie, die Jahrhunderte hindurch der Hauptträger der Bildung und des Karakters gewesen war, wurde deshalb nur umgrenzt, nicht gebrochen. Als der Hauptmaßstab für die Betheiligung an den politischen Rechten wurde der Besitz von Grund und Boden aufgestellt. Je nach diesem und dem Ertrage desselben wurde das

gesammte Volk in vier Klassen getheilt und ausschließlich den drei oberen das Recht der Bekleidung von Staatsämtern zugewiesen. Zugleich aber wurde ihnen auch die entsprechende Pflicht zur Tragung aller Lasten auferlegt, der Kriegsdienst im Felde, die Ausrüstung für denselben, sowie der Aufwand für sonstige öffentliche Zwecke. Das Recht der Wahl zu allen Stellen dagegen, deren Inhaber überdies für ihre Amtsführung verantwortlich waren, verblieb der Gesammtheit. Die eigentliche Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt wurde einem Rathe von 400 Mitgliedern, je 100 für jeden der vier Stämme übertragen; jeder Beschluß desselben über Krieg und Frieden jedoch, sowie jedes neue Gesetz bedurfte der Zustimmung der Volksversammlung, die alle drei Monate zu berufen war. Die Archonten behielten nur die Executive, aber die Bekleidung ihrer Würde war dabei das Vorrecht ausschließlich der ersten Klasse. Die Rechtspflege wurde der Hauptsache nach ganz in die Hand des Volks gegeben; die Archonten und ihre Beauftragten hatten zu erkennen; aber in allen peinlichen Fällen stand dem Verurtheilten die Berufung an einen Hof von Geschworenen, die Heliäa, zu, zu welchem jährlich 4000 Bürger, welche das dreißigste Jahr überschritten hatten, ausgelost wurden. Als Schlußstein endlich dieser Einrichtungen wandelte Solon den Areiopag, ein uraltes Blutgericht, zu einer höchsten Behörde um, welche mit unbeschränkter censorischer Gewalt die Aufrechthaltung der Verfassung und der Sitten bewachen sollte. Die Mitglieder dieser Behörde wurden auf Lebenszeit bestellt und bestadnen einzig aus Männern, welche das Archontat bekleidet hatten.

Eine gleich reiche und inhaltvolle Errungenschaft, wie sie in dieser Verfassung den Athenern aus ihrem Ringen gegen die drückende Allgewalt der Aristokratie entsproß, wurde freilich keinem andern griechischen Staate mehr zu Theil; nur der an Tiefe und Vielseitigkeit unvergleichliche Geist jenes Volks konnte einen Solon hervorbringen und ungehindert walten lassen; aber die versöhnlichere Stimmung der Parteien, auf der das Werk sich aufbaute, lag in der Zeit und trug auch den übrigen Staaten ihre Frucht. Nicht nur, daß die unter dem innern Frieden zunehmende Reife des politischen Sinnes der Freiheit sicherern Boden brachte; auch der natio-

nale Gemeinsinn und die Elemente, die ihn trugen, strebten zu erhöhter Regsamkeit auf. Nach dieser Seite lagen die treibenden Motive, als die Amphiktyonen um 586 ihrem Bunde zum Schutze des delphischen Tempels eine neue Weihe dadurch verliehen, daß sie das bis dahin alle acht Jahre zu Delphi gefeierte große Opfer zu einem bereits jedes vierte Jahr zu begehenden Feste nach dem Vorbilde des olympischen umwandelten. Während das Opfer bisher nur von einem Wettstreit der Kitharoden begleitet gewesen war, wurden diesem fortan neben einem Wettkampf im Flötenspiel auch athletische Kämpfe, sowie die ritterlichen Spiele, das Wettfahren und Wettreiten, hinzugefügt. Zu derselben Zeit mit dieser neuen Einrichtung der pythischen Spiele verherrlichte Periander, der Herrscher von Korinth, den Ruhm seiner Regierung durch die Begründung der isthmischen Spiele bei dem dem Poseidon dargebrachten großen Opfer, mit den gleichen Kampfarten, wie sie bei jenen stattfanden. Und schon sehr bald darauf — 572 — glaubten auch die Argiver, die seit Alters her eine leitende Stellung im Peloponnes beansprucht hatten, zur Wahrung ihres Ansehens einen solchen Mittelpunkt der idealen Bestrebungen der Nation, wie er von jenen Staaten aus geschaffen war, ebenfalls begründen zu müssen. Seit jener Zeit ließen sie auch ihrerseits das im Thale von Nemea zu Ehren des Zeus gehaltene Festopfer mit glänzenden Spielen begehn, zu denen alle zwei Jahre, wie es bei den isthmischen geschah, die Blüthe der gesammten Hellenenwelt zu Wettkämpfen jeder der üblichen Arten vereinigt ward.

Auf diese Weise stellt sich uns bereits in den ersten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts das griechische Leben in allen seinen Tendenzen und Bestrebungen in festen Umrissen ausgeprägt dar. Richtung und Ziel sind mit Sicherheit erfaßt. In Bezug auf den Staat hatte Athen als leuchtendes Vorbild für alle in seiner Verfassung die sichre Gewähr auch der ferneren organischen Fortentwickelung gewonnen. Der Bau der Religion hatte in den eleusinischen Mysterien seinen vollendenden Abschluß erhalten; in Zukunft konnte es sich nur darum handeln, Sitte und Denken mit der dort ange=

schauten Wahrheit völlig zu durchdringen. Ebenso war die Kunst sich ihrer Aufgabe und der Bedingnisse zu derselben fest bewußt geworden. Die Architektur hatte sich bereits zu abgeschlossenem System gestaltet. Auf imposantem Stufenbau erhob sich das Haus, das das Bild des Gottes umschloß, theils nur mit einer offenen Vorhalle versehn, theils rundum von Säulen umgeben, deren verbindender Architran wie bestimmt schien zum Tragen von Bildwerk, in welchem das Walten und Wirken des Gottes dem Auge sich versinnlichte. Zu gleichem Zwecke stellten sich die das flache Gebälkwerk abschließenden Giebelfelder dar. Und so stand gleich wie die Architektur auch die Skulptur von vornherein in den Dienst des Kultus gestellt. In dem Bilde des Gottes wie in den Darstellungen aus dem ihn betreffenden Sagen- und Mythenkreise lag ihr das Ziel gewiesen: sie hatte das Götliche der Menschennatur in der Bildung des Körpers zum Ausdruck zu bringen; und von diesem ihrem ersten Ausgangspunkte hat sie Wesen und Karakter ihrer Richtung für alle Zeit bewahrt. Allerdings trat sie alsbald und in immer umfassenderer Weise auch zu den unmittelbaren Vorgängen und Bedürfnissen des Lebens in Beziehung und wandte sich namentlich der Darstellung geschichtlich hervorragender Persönlichkeiten und Ereignisse zu; aber stets blieb es ihr eigenthümlichster Grundzug, jedes zufällige Moment möglichst fern zu halten und vom Besondern den Blick aufs Allgemeine, von dem Vergänglichen auf das den Gedanken an das Ewige Erweckende, Ideale zu richten. Freilich, der Stand der Bildnerei in dieser Zeit, wie auf ihn die etwa der Scheide des Jahrhunderts angehörenden (im Museum von Palermo befindlichen) Metopen von Selinunt, u. a. Perseus die Medusa tödtend, Herakles mit den Kerkopen, einen Schluß gestatten, giebt sich noch durchaus unentwickelt, auf primitiver Stufe folgt die Technik altasiatischen Mustern, nur aus dem ersten Dämmerlichte künstlerischen Bewußtseins ringen sich die ungelenken, rohen Formen auf; aber doch spricht in ihnen aus kühner Bewegung bereits ein eigenartiger Geist und ein energisches Wollen. Und den Sinn für die schöne Form zu klären und zu reifen, waren ja die zahlreichen nationalen Spiele mit ihren Wettkämpfen hinfort eine begeisternd anregende Schule. — So konnte sich der Volksgeist auf jeglichem Gebiete der vertiefenden Durchbildung

und Ausgestaltung der gewonnenen Grundlage widmen, und auf diesem Wege führte nun das 6. Jahrhundert zu jener Reife, die sich die Erreichung des Höchsten zur Aufgabe setzen konnte.

Meisterhaft, wie die Solonische Verfassung in ihrem Gesammtorganismus den Bedürfnissen des Staates angepaßt worden war, so blieb doch in einem Punkte mit Sicherheit vorauszusehen, daß sie die bisherige Quelle der Zerwürfnisse nicht völlig schließen würde. Wie wir gesehen haben, hatte der große Staatsmann in conservativem Geiste bei seiner Neuordnung die Eintheilung des Volks in die alten vier Stämme mit ihren Unterbezirken völlig beibehalten und den Einfluß, den hier die adeligen Geschlechter überkommen hatten, nur dadurch verändert und beschränkt, daß einerseits der Adel nicht kraft der Geburt irgend ein politisches Recht mehr übte, sondern nur als Großgrundbesitzer, und daß andrerseits der Gesammtheit durch das Recht der Wahl zu den Aemtern die möglichste Bürgschaft gegeben ward, die Führung ihrer Angelegenheiten nur Männern ihres Vertrauens überlassen zu sehen. Der ganze Theil des Bürgerstandes aber, der aus Handel und Gewerbe seinen Unterhalt zog, blieb, mochte das Vermögen noch so groß sein, von der Wählbarkeit zu den Regierungs- und Verwaltungsämtern ausgeschlossen. Die Berechnung der Forderungen von Zeit und Umständen, von der Solon bei dieser Ordnung der Verhältnisse geleitet worden, war ohne Zweifel durchaus zutreffend gewesen; aber ebenso zweifellos wurde nun die Fruchtbarmachung der Verfassung wesentlich von der größern oder mindern Befähigung des Standes der kleinen Bauern bedingt, ihre gewonnene Selbständigkeit zur Geltung zu bringen. Und hier zeigte sich alsbald, daß Solon das Gewicht des überlieferten Gemeindeorganismus zu gering angeschlagen hatte, daß eben in den korporativen Verbänden dort und im Kultus der Einfluß der Geschlechter seine Hauptwurzel besaß und von einer Stärke war, gegen die die gesetzlichen Bestimmungen ohnmächtig blieben. Unter solchen Umständen war es denn kaum zu verwundern, wenn der Adel schon nach Kurzem seine Ansprüche ganz wieder zu der frühern Höhe erhob. Schien sich doch nun zu erweisen, daß er seine bisherige Macht

nicht unberechtigten Mitteln verdankt habe, jetzt stand er auf anerkannt gesetzlichem Boden und sah sich dazu auf allen Seiten von schützenden Formen umgeben. Das Bürgerthum seinerseits mußte dagegen die frühere Ueberhebung des Adels in demselben Maße unwilliger wiederkehren sehen, als es sich mit der Zunahme seines Wohlstandes und seiner Bildung an Bedeutsamkeit wachsen fühlte. Indessen würde die Aristokratie bei dem trefflichen Organismus der Verfassung nichtsdestoweniger schwer angreifbar gewesen sein in ihrer Stellung, wenn sie sich in völliger Einigkeit zu erhalten gewußt hätte; aber nicht lange dauerte es, so standen die Häupter verschiedener durch Alter und Reichthum hervorragender Geschlechter in herrschsüchtigen Factionen einander gegenüber, um die Lage zu besondern Vortheilen für sich auszunutzen, indem dabei die einen auf dieser, die andern auf jener Seite im Volke nach einer Stütze suchten. Daß dieser Zustand, dieses stete Wogen sich bekämpfender Bestrebungen, dies Ringen von Selbstsucht und Schwäche für eine ungestörte Festwurzelung der Verfassung wenig Aussicht ließ, blieb Solon selbst am wenigsten verborgen; mit aller Offenheit und Energie wies er auf die drohenden Gefahren hin; allein vergebens, er selbst sollte es noch erleben, daß sein großes Werk wieder einer Alleinherrschaft wich; aber freilich, diese Alleinherrschaft fiel einem Manne zu, der durch seine Gaben und Eigenschaften gleichsam berufen war, um für das in der Vertheidigung seiner Rechte unerfahrene Volk wider seine Gegner einzutreten. Peisistratos, das Haupt einer ihren Ursprung zu dem homerischen Nestor hinaufleitenden Familie und naher Verwandter Solons, hatte sich von Anfang an sowohl aus kluger Berechnung, um sich an die Spitze des Staates zu bringen, wie aus wirklicher Sympathie die Bekämpfung der schädlichen Einwirkung beschränkten aristokratischen Parteigeistes zur Aufgabe gemacht, und auf dem Wege zu diesem Ziele stand ihm neben dem Zauber einer schönen, durch leutseliges Wesen fesselnden Persönlichkeit nicht allein eine reiche Begabung als Staatsmann und als Feldherr, sondern auch der Besitz der ganzen Bildung seiner Zeit zur Seite. Dem Glanze dieser äußern und innern Vorzüge entsprachen die Erfolge. Schon nach kurzer Laufbahn hatte sich Peisistratos nicht nur bei den untern Klassen, denen

der Druck von früherer Zeit am fühlbarsten geblieben war, die hingebendste Liebe erworben; auch die Gemäßigten und Freigesinnten in dem übrigen Theile der Bevölkerung zollten ihm eine solche Achtung, daß er alsbald (im J. 560) ohne gewaltsamen Kampf und ohne die Verfassung und die Gesetze zu stürzen, mit der Besetzung der Burg die Tyrannis aufrichten konnte. Die Aristokratie freilich blieb ihm feindlich gesinnt und zweimal brachte sie es dahin, daß er den Besitz der Gewalt aufgeben und das Land verlassen mußte; seit seiner zweiten Rückkehr jedoch (538) gewann seine Macht eine solche Festigkeit, daß er sie bei seinem Tode (527) seinem Sohne Hippias unangefochten hinterlassen konnte. Auch während dieser letzten Periode seiner Regierung blieb die Verfassung unverletzt bestehn; sein Geist und sein Karakter und der ideale Sinn, in welchem er ebenso die Veredlung der Bildung des Volkes wie die Sorge für die Macht und Größe desselben sich angelegen sein ließ, waren die starken Stützen seiner Herrschaft, und diese ist deshalb auch über Athen hinaus für ganz Hellas von dauerndem Einfluß geworden.

Wenige griechische Staatsmänner haben sich um das gesammte geistige, religiöse und Kunstleben der Nation so eingreifend verdient gemacht wie Peisistratos. Die Tiefe seiner Bestrebungen bekundete sich dabei vor allem durch die Sorge, mit welcher er die poetischen Schätze der Vergangenheit im weitesten Sinn nutzbringend und fruchtbar für das Volk zu machen suchte. Er war es, der zuerst die Handschriften der homerischen Gesänge sammeln, sichten und zusammenstellen ließ und so als Ganzes erst zum vollen Eindruck und Wirken brachte. Gleiche Sorgfalt wandte er den Handschriften des Hesiodos zu, deren theologische Tendenzen einen tiefen Zug seines eigensten Wesens berührten, während er dieselben zugleich zu der Richtung der Zeit in einer neuen lebendigen Beziehung fand, wie sie ein Staatsmann seines Sinnes nicht ungepflegt lassen konnte. Die Strömung in dem geistigen und Gemüthsleben, aus der sich die Eleusinischen Mysterien hervorgebildet hatten, war bisher an Umfang und Kraft nur stets gewachsen. Das Räthsel des Lebens, der Wechsel der Dinge, die Frage von dem Schicksale der Seele nach dem Tode, die dort den Kern der Weihe bildeten, beschäftigte das Denken in immer ausgebreiteterem Maße; eine Bewegung, die ihren

Entwickelungszug ebenso durch die gemehrten Versuchungen eines reicher gewordenen Lebens erhielt, wie durch den überhaupt gesteigerten Forschenstrieb, den die erweiterten Beziehungen der Nation zum Auslande mit ihren Forderungen größern, vielseitigern Wissens nothwendig im Gefolge haben mußten.

In der That war bereits seit dem Anfange des Jahrhunderts von dem kleinasiatischen Jonien aus auf dem Boden vorgeschrittener Kenntnisse, namentlich in der Astronomie und Mathematik eine ganz neue Weise der Betrachtung der Natur begründet worden. Nach dem Vorgange von Thales von Milet (600) begannen einzelne hervorragende Geister auf dem Wege reinen Denkens das Uebersinnliche in seinem Walten als eine Einheit zu fassen und die Beziehungen desselben zu der sichtbaren Welt unter dem Gesichtspunkte organischer Gesetzlichkeit zu betrachten. Der Gedanke eines einheitlichen Grundprinzips aller Dinge und der Harmonie seines Wirkens wurde nun der Mittelpunkt der philosophischen Bestrebungen verschiedener Schulen (der ionischen, eleatischen und pythagoreischen), welche über die Probleme der Natur und ihrer Werdekraft und die Beziehungen des Menschen zum Weltganzen tiefgeistige und phantasievolle Combinationen und Anschauungen entwickelten.

Auf die große Mehrheit der Nation indessen, die noch durchaus von dem überlieferten gläubigen Sinn beherrscht war, übte diese Art der Weltbetrachtung zunächst weniger Einfluß, ihr blieb der Entwickelungsgang vertrauter, welchen die fortschreitenden Ideen innerhalb der Volksreligion auf dem Gebiete des Mythos nahmen. Von besonderer Bedeutsamkeit aber für die Richtung der Zeit war hier der Gedankenbau, in welchem der Dichter Onomakritos aus den Mysterien ein förmliches philosophisch-theologisches System entwickelte und zwar indem er den Dionysos Zagreus zum Mittelpunkt der Götter und der Welt machte. Der von den Titanen zerrissene und verschlungene, aber von Zeus wiedergeborne Dionysos ist ihm der reine Geist, das Gute an sich geworden, die Menschen dagegen sind aus dem Blute der Titanen geschaffen. Ihre Aufgabe nun ist es, sich aus den Banden der rohen Naturgewalt zu lösen und zum Dienste des geistigen Gottes zu läutern. Der Lohn des beharrlichen Strebens auf diesem Wege, das in gewissen Weihen und

Gebräuchen eine Stütze hat, ist das ewige Leben. Eine solche Lehre durfte jedoch, eingreifend in den Kreis der heiligen Mysterien wie sie war, einer höhern Autorität nicht entbehren, wenn sie Eingang finden sollte, und so führte sie Onomakritos im Zusammenhange mit alten Gesängen, die dem Orpheus zugeschrieben wurden, zu diesem Sänger der Urzeit hinauf, den die Sage hatte lebend in die Unterwelt hinabsteigen und auf die Erde zurückkehren lassen. An sich aber konnten diese Anschauungen ohne Zweifel nur als ein Erzeugniß des die Zeit durchwaltenden tieferen sittlichen Geistes erfaßt werden, so daß Peisistratos sicherlich von keiner Seite her zu tadeln war, wenn er den Tendenzen des Onomakritos den förderndsten Vorschub leistete, indem er zugleich den Bestrebungen desselben ein noch weiteres Feld eröffnete.

Zur Zeit Solons und des lydischen Königs Krösos, der in so tragischer Weise sein großes Reich durch die Perser verlor (549), waren in Kyme und Erythrae in Kleinasien die Sprüche der Sibyllen, weissagender Weiber im Ida, gesammelt und ins Griechische übersetzt worden; die an wechselvollen Schicksalen reiche Zeit sah sich durch diese Bücher gefesselt. Jetzt nahm Peisistratos davon Anlaß, auch mündlich überlieferte alte attische Gesänge, welche neben anderm, namentlich auf den Demeterkultus bezüglichen, mystischen Inhalt Weissagungen u. s. w. bewahrten und einem angeblichen Sänger der Vorzeit, Musäus, zugeschrieben wurden, durch Onomakritos aufzeichnen und als ein Orakelbuch zusammenstellen zu lassen, das dann später in den Tempel der Athene auf der Akropolis niedergelegt ward.

In gleichem Sinne, in welchem wir Peisistratos in den berührten Anordnungen bezüglich der religiösen Bewegung der Zeit thätig sehen, geschah ein andrer Schritt desselben, der für die Ausgestaltung der griechischen Bildung von den wichtigsten Folgen wurde. In der Gemeinde Ikaria bei Marathon war der Dionysosdienst in Anknüpfung an alte Sagen von jeher mit besonderem Eifer gepflegt worden, und so hatte auch, nachdem in den Mysterien dieser Kultus überhaupt vertieft war, ein Dithyrambendichter aus jener Gemeinde, Thespis, demselben dadurch eine besondere Weihe zu geben gesucht, daß er den Chorführer sprechend und zwar mit einer karak-

teristischen Maske versehen, die Thaten des Gottes und damit seine Bedeutung feiern ließ. Dem Solon war diese Neuerung noch durchaus ungehörig erschienen; Peisistratos dagegen erkannte mit tiefem und vorsehendem Blick sogleich die innere Beziehung, in welcher dieselbe zu dem Bedürfnisse des Volks stand, das Moment der Lehre im Kultus bewegender und reicher als es bisher in den Hymnen und Chorgesängen hatte zur Geltung kommen können, vertreten zu sehen. Hier lag der schwache Punkt der griechischen, wie aller heidnischen Religion; zu vorherrschend nahm sie ihrem Grundwesen nach die Phantasie in Anspruch; eine Gefahr, gegen die nur die Gesundheit des öffentlichen Lebens Schutz bot; je ausgedehnter aber das letztere mit seiner höheren Entwickelung zugleich die Keime der Zersetzung in sich aufnahm, desto nothwendiger wurde es, im Kultus unmittelbarer und eindringlicher die Kraft des Gedankens walten zu lassen. Erwägungen dieser Art waren zweifellos für Peisistratos bestimmend, als er Thespis die Dionysien auf die von ihm eingeführte Weise auch in Athen begehen ließ (536) und die neue Ordnung hier fortan unter den Schutz und die Pflege des Staates stellte. So hatten sich aus dem einfachen preisenden Festliede bei der Dionysosfeier die Grundbestandtheile eines lyrischen Dramas entwickelt.

Die erwähnten tiefgreifenden Mittel, um mit reifem und erfahrenem Sinn die geistige und religiöse Bildung des Volks zu beeinflussen, waren indessen nicht die einzigen, durch welche Peisistratos seine Regierung fruchtbar zu machen suchte: das Volk sollte den idealen Sinn, der ihn leitete, und damit die Schönheit und Majestät des nationalen Geistes auch in äußerlicher Erscheinung schauen und sich an ihm erheben lernen. Der Bau eines Zeustempels, den er unternahm, wurde als der größte in ganz Griechenland angelegt; er maß 354 Fuß in der Länge und 171 Fuß in der Breite, hundert und zwanzig Marmorsäulen von 6 Fuß im Durchmesser und über 60 Fuß in der Höhe sollten das Gebälk tragen. Leider blieb der mächtige Bau unvollendet, aber auch in diesem Zustande stellt ihn Aristoteles mit den Pyramiden in Vergleich. Aus demselben leitenden Gesichtspunkte hob der Volksherrscher dann das größte Fest der Athener, das Fest ihrer Schutzgöttin, die Panathenäen zu einem den großen Nationalspielen ebenbürtigen Glanze.

Den Söhnen des Peisistratos, Hippias und Hipparchos, gelang es längere Zeit hindurch, die ererbte Macht ungeschwächt zu bewahren, da sie in ihrer Regierungsweise verständigen Sinnes den Spuren des Vaters folgten; als indessen nach einer Verschwörung, welcher Hipparch zum Opfer fiel (514), Hippias einen freiheitsfeindlichen Weg einschlug und seine Herrschaft auf die bloße Gewalt zu stützen begann, mußte er der Feindschaft des Adels, der die Hülfe der Spartaner gewonnen hatte, weichen; ein Vergleich verschaffte ihm freien Abzug (510), worauf er sich dann rachebrütend an den Hof des Perserkönigs Darius begab. Der Eingriff Spartas in die Athenischen Angelegenheiten aber sollte in der Entwickelung der griechischen Dinge nach mehr als einer Seite hin ein gewichtiger Wendepunkt werden.

Sparta war nicht lange Zeit darauf, als Solon das Staatswesen der Athener neu geordnet hatte, auf das Betreiben eines seiner größten Bürger hin, des Cheilon, ebenfalls zu einer durchgreifenden Reform seiner Verfassung geschritten, jedoch der ganzen Vergangenheit des Staats entsprechend in wesentlich unterschiedlicher Tendenz. Hatte es in Athen gegolten, das Volk gegen die Uebergriffe des Adels zu schützen, so galt es dagegen Cheilon, den Adel gegen die Gefahr zu sichern, welche die Vorgänge der Zeit in so manchen der griechischen Staaten näher zu führen schienen, daß das Königthum an der Spitze der theils mit geringen Rechten begabten, theils völlig rechtlosen Bevölkerung eine Tyrannis begründe. Zugleich sollte der Adel, in dessen Leben eine früher nicht gekannte Neigung zur Verweichlichung sich zu zeigen begann, zur alten Einfachheit und Strenge der Sitten zurückgeführt werden. Als Mittel zu diesen Zwecken ward eine bisher untergeordnete Behörde, deren Mitglieder von den Königen ernannt wurden und diese in gewissen Fällen zu vertreten hatten — das Collegium der Ephoren (Aufseher) — zu einem vom Adel gewählten förmlichen Sicherheitsausschuß gegen Königthum und Volk umgewandelt, der dabei aber zugleich auch eine ausgedehnte Disciplinargewalt über die Spartiaten selbst erhielt. Die Könige waren fortan in allem ihrem Handeln der ein=

greifendsten Ueberwachung dieser Behörde unterstellt, während sich das gesammte Volk außer den Spartiaten der weitestgehenden Willkür überantwortet sah. Bei so bestellter Einrichtung des Staats konnte freilich von jener höchsten Freiheit, die in dem ungebundenen Wetteifer aller edlen Kräfte des Geistes und Gemüths ihre Blüthen treibt, nicht mehr die Rede sein; aber der nächste Zweck, der beabsichtigt worden, ward allerdings erreicht. Sparta wurde wieder in vollstem Maße, was es in erster Zeit gewesen: ein kerniger, wohldisciplinirter Kriegerstaat; und was ihm an innerer Vielseitigkeit abging, wurde ihm, wenn das anders ein Ersatz sein konnte, durch erhöhte Geltung nach Außen hin eingebracht. Wenige Jahrzehnte nach der in den Jahren 580—570 angenommenen Reform stand Sparta an der Stelle von Argos als die leitende Macht im Peloponnese da, selbst von den fernsten Ländern der bekannten Welt als solche ehrend anerkannt.

Auf solcher Höhe schien dem Staate nun durch die Wirren in Athen Gelegenheit geboten, seinen Einfluß auch über den Isthmus hinaus zum herrschenden zu machen. Die angesehensten Häupter des Adels waren es, welche den Beistand Spartas gesucht hatten. Aber es sollte sich zeigen, daß das letztere über die Wirkung der Tyrannis der Peisistratiden irrig gedacht hatte. Grade den Mann, der den Absichten der Spartaner die festeste Stütze schien sein zu müssen, den Alkmäoniden Kleisthenes, sahen sie seinen Parteigenossen das edelste Beispiel patriotischen Bürgersinns geben. Im Besitze der Gewalt hätte derselbe ohne Zweifel auch den ausschreitendsten Ansprüchen des Adels Genüge schaffen können; aber er dachte anders, er hatte erkannt, daß grade diese Ansprüche die Quelle der Gefahr gewesen waren, von der mit der Freiheit auch die Unabhängigkeit des Vaterlandes nun bedroht stand. Dort lag der einzige Punkt, in welchem die Solonische Verfassung nicht bewährt gefunden war: sie hatte Einrichtungen bestehen lassen, die dem Reifen des Volks zur Mündigkeit und damit zum vollen Gebrauch seiner Rechte entgegenstanden. Die hier gebliebenen Lücken in dem Werke waren auszufüllen und so erst demselben die volle Festigkeit und Dauerbarkeit zu geben. Aus diesem Gesichtspunkte, den Bauer aus den Banden starrer Gewöhnung, die ihn in Abhängigkeit erhielten,

zu befreien, nahm Kleisthenes nun eine völlig neue Eintheilung des Volks nach Stämmen und Gemeinden vor und begründete auf diese den Organismus der Regierung und Verwaltung. Statt der bisherigen vier Stämme wurden zehn errichtet, deren jeder wieder in zehn Gemeinden getheilt ward. Entsprechend diesen Abtheilungen wurde der Rath von 400 Mitgliedern auf 500 gebracht, je 50 von den einzelnen Stämmen zu wählen, während er zugleich durch die Zuweisung nicht unerheblicher, bisher von den Archonten geübter Rechte noch entschiedener zum Träger der Souveränetät gestaltet ward. Zum Appellhof der Heliäa hatte jeder Stamm fortan jährlich 500 Bürger auszulosen, so daß die Gesammtzahl der Geschworenen von 4000 auf 5000 erhöht wurde, und die Berufung wurde jetzt für alle Fälle gestattet. Nachdem durch diese Reformen eigentlich erst die Solonischen Tendenzen zu ihrer vollen Durchführung gebracht worden, suchte Kleisthenes nun schließlich auch der Geltung der Verfassung gegenüber etwaigen unterwühlenden Bestrebungen ehrgeiziger Männer eine bessere Bürgschaft zu verleihn, als ihr der Solonische Areiopag gewährt hatte, indem er die Bestimmung in die Gesetze aufnehmen ließ, daß Jeder, der von 6000 Bürgern in der Volksversammlung als gefährlich bezeichnet würde, auf zehn Jahre solle verbannt werden können.

Der Bau der Freiheit stand jetzt in Athen vollendet, Dank der Tiefe und dem Schwung des idealen Sinns, in welchem der Einzelne sich als Glied der Gesammtheit im Dienste höherer Zwecke fühlte. Nicht geschenkt hatte Kleisthenes die Freiheit dem Volke, von diesem war sie durch lange und ausdauernde Geistesarbeit errungen und verdient worden; jener hatte nur als der treue Träger dieses Geistes gehandelt. Alles schöpferische Streben der Nation auf dem Gebiete des Staats, der Ideen wie der Kunst besaß oder suchte seinen Mittelpunkt in Athen. Hier war es gewesen, wo ein sichrer Blick das bildende Element in dem neuen Dithyrambos des Thespis erfaßt und der Gesammtheit zur Pflege übergeben hatte, und schon jetzt am Schlusse des Jahrhunderts trieben die dort gelegten Keime zu weiterer Gestaltung auf, indem der athenische Dichter Phry-

nichos dem von Thespis dem Chore zugegebenen Redner noch einen zweiten Sprecher gesellte und bereits über den Kreis der Götter- und Heldensagen hinaus Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart in Behandlung nahm. Während so die dramatische Dichtung in Athen ihre erste feste Grundlage erhielt, nahm ihr zur Seite auch die hochentwickelte lyrische Poesie hier ihren Sitz. Die gefeierten Sänger der Schönheit, des Weins und der Liebe, Simonides von Keos und Anakreon, waren schon durch die Söhne des Peisistratos vom Hofe des Polykrates von Samos nach Athen gezogen worden, und begeistert wurde nun in Liedern der Preis der Freiheit gesungen. Aber auch die bildende Kunst konnte der hebenden Strömung erfrischten Lebenszuges nicht entrückt bleiben. Zahlreiche Denkmäler, Statuen u. s. w. verherrlichten die Ereignisse und die Männer, die zu dem Siege des Volks in maßgebender Beziehung standen; und wie der künstlerische Geist während dieses Jahrhunderts auch in der Skulptur unablässig und mit immer wachsendem Erfolge strebte, zur Freiheit der Bewegung und zur Schönheit durchzudringen, davon sind uns in bedeutsamen Werken aus diesem Zeitraum beredte Zeugen erhalten. Die merkwürdige Apollostatue von Tenea (in der Glyptothek zu München), welche etwa der Mitte des Jahrhunderts entstammt, läßt schon das gediegenste Studium schöner Körperbildung erkennen, nur daß es sich in der Ausprägung gehaltenster Ruhe noch unverkennbar an egyptische Vorbilder anlehnt. Dagegen zeigen uns die (ebenfalls in München befindlichen) Statuen der Kampfscenen griechischer und trojanischer Helden, welche die Giebelfelder des Athenetempels auf dem dorischen Aegina schmückten, und die ungefähr dem zweiten Decennium des 5. Jahrhunderts angehören, die ganze Kraft und Selbständigkeit griechischen Geistes in allen Beziehungen bereits zu voller Geltung gelangt. Die erregteste, in vielseitige Momente gegliederte Handlung ist hier der Gegenstand, und die Darstellung ist dabei an die schwierigsten räumlichen Bedingungen gebunden. Bei der Lösung der Aufgabe aber sucht der Künstler nur in sich selber das Gesetz, und aus der Tiefe reinsten Kunstsinns sehen wir ihn schöpfen. Noch liegt allerdings über den Formen eine gewisse Dürre und Kälte, die Bewegung hat die volle natürliche Leichtigkeit und Spannkraft noch

nicht gewonnen, die Gesichtszüge haben etwas Starres, Maskenartiges, aber im Uebrigen sind die Gestalten ebenso wahr wie schön gebildet, und meisterhaft giebt sich das Grundwesen der Kunst erfaßt in der freien und lebenvollen, harmonischen Einordnung der Theile in das Ganze. Angesichts dieser Marmorgruppen werden wir uns von dem Stande der Skulptur am Schlusse des 6. Jahrhunderts, von dem Kunstwerthe der Statuen athenischer Heroen und Freiheitshelden oder der großen Arbeiten wie jenes Viergespannes mit dem Wagenlenker, durch welche ein Ageladas von Argos, der Lehrer des Phidias und des Polyklet, den Sieger in den olympischen Spielen des Jahres 516 verherrlichte, eine angemessene Vorstellung machen können.

Mit dem vollständigen Siege der Freiheit, der festen Begründung einer wirklichen Volksherrschaft in Athen mußte nun aber nothwendig auch die staatliche Stellung desselben in Griechenland eine wesentlich andre werden. So lange in sämmtlichen Gemeinwesen die Leitung der Dinge einseitig in der Hand der Aristokratie oder einzelner Männer lag, konnte es der öffentlichen Meinung nicht einfallen, den Vorrang, den Sparta gewonnen hatte, grundsätzlich zu bestreiten; jetzt aber war allen der starren spartanischen Adelsherrschaft feindlich Gesinnten in dem athenischen Staate ein Vorkämpfer erstanden, den schon die Sorge für die eigene Sicherheit darauf hinweisen mußte, den gegensätzlichen Bestrebungen dort eine Stütze zu werden. Auch erkannten die Spartaner sofort und in vollem Umfange die Gefahr, die ihnen drohte. Kaum daß sie sahen, wie ihre Absicht, dem Adel zur Herrschaft zu verhelfen, vereitelt war und Kleisthenes dagegen die Freiheit nur erweitert und befestigt hatte, regten sie nicht nur die Thebaner und die Chalkidier auf Euböa zum Kriege gegen die Athener auf, sondern als dies Mittel fehlschlug und sich gerade hier erst recht erwies, daß Freiheit Macht giebt, suchten sie sogar die sämmtlichen peloponnesischen Bundesgenossen für den Plan einer gewaltsamen Zurückführung des Hippias zu gewinnen. Allein es war zu spät; die Kraft der Thatsachen übte ihre

klärende Wirkung; die Erwägung, daß jedes Gegengewicht gegen die Uebermacht Spartas nur der Selbständigkeit und Freiheit Aller zu Gute komme, siegte, und das letztere mußte fortan mit dem Spruche des Schicksals zu rechnen sich gewöhnen, daß nicht mehr ererbtes Ansehen, sondern nur die lebendig sich bewährende Kraft über den Besitz der Macht in Griechenland entscheiden solle.

Unzweifelhaft trug diese emporwachsende Rivalität zwischen den beiden Staaten schwere Gefahr des Zwiespalts und verhängnißvollen Kampfes in sich; indessen noch stand sie unter dem Banne einer aufstrebenden reinen Begeisterung, und der Gang der Ereignisse sorgte dafür, daß dieselbe ihre ganze befruchtende Kraft entfalten konnte.

Schon seit dem Jahre 570 hatten die Griechen der Halbinsel die Staaten ihrer Stammgenossen an der kleinasiatischen Küste einen nach dem andern ihre Unabhängigkeit zunächst an die lydischen Könige und nach der Eroberung des Reiches derselben durch die Perser (549) an diese verlieren sehn. Hülfegesuchen der Bedrängten, die namentlich an die Spartaner ergangen waren, hatten sie kein Gehör gegeben; zu einseitig blieben die einzelnen Landschaften den nächsten eigenen Angelegenheiten zugewandt, als daß sie zeitig hätten die unausbleiblich von dem Weltreich ihnen drohenden Gefahren ins Auge fassen und Vorkehrungen zu ihrer Abwehr treffen sollen. Selbst als um 515 der König Darius mit einer ungeheuren Macht den Kriegszug gegen die Thraker und Skythen antrat, um auch den Norden Europas sich zu unterwerfen, und so die Gefahr bereits an der Griechen eigenste Thore pochte, ja als dann des Darius Heer vernichtet ward und die verfolgenden Skythen durch Gesandte die Spartaner ebenfalls zum Angriff aufrufen ließen — blieben sie ruhig. Erst als unter den ungünstigsten Aussichten die kleinasiatischen Stammesgenossen, von ihren selbstsüchtigen Statthaltern aufgestachelt, einen thörichten Aufstand begannen (um 500), ließen sich, sehr zur Unzeit, die Städte Athen und Eretria auf Euböa zu einer Unterstützung derselben verleiten, zu schwach, um den Empörten nutzen zu können, aber hinreichend, um den Perserkönig mit der feindseligsten Gesinnung auch gegen die Griechen der Halbinsel zu erfüllen und überdies längst gehegte Eroberungspläne desselben zu reifen. So kam es denn, daß alsbald nach der Besiegung des Aufstandes zur Ausführung jener Pläne geschritten

und ein gewaltiges Heer zur Niederwerfung Griechenlands in Bewegung gesetzt ward (492).

Jetzt aber erwachte der ganze Stolz und die Hoheit des Volksgeistes, der seit Jahrhunderten überall, wo er mit dem Ausland in Berührung gekommen war, in bewußtem Selbstgefühl dem Fremden den Stempel seiner allsiegenden Ueberlegenheit aufgedrückt hatte. Allerdings waren der Muthlosen und Verzweifelnden, die an Unterwerfung dachten, noch viele; aber die beiden Staaten, die mit jedem Jahrhundert mehr den nationalen Kräften die formbildenden Führer geworden waren, Athen und Sparta, gingen voran in einem erhabenen Aufschwung der Gemüther, der niedriger Gesinnung keine Macht mehr ließ zu schaden. Alle Eifersucht vergessend, nahmen sie in engstem Bunde den Kampf auf Leben und Tod um Vaterland und Freiheit auf, und die Thaten, die sie in den nun folgenden Kriegen vollbrachten, die Tage von Marathon, Thermopyläe und Salamis sind, leuchtend durch die Weltgeschichte, der Menschheit das begeisternde Zeugniß von dem göttlichen Gehalt jener Lebensanschauung des Griechenthums geworden, die im Wirken für die Gesammtheit dem Menschen sein höchstes Ziel giebt, der Unabhängigkeit und Freiheit höchste Güter sind.

Nie aber auch sind in solchem Geist gebrachte Opfer der Waffen mit herrlichern Erfolgen gekrönt worden. Athen, das zuerst bei Marathon (490) im Kampfe weniger Tausende gegen ein mächtiges Heer sein ganzes Dasein einsetzte und das dann, von Themistokles berathen, bei der Wiederkehr des Feindes mit mehr als einer Million von Streitern das mit aller Habe verlassene Land vom Meere aus bei Salamis (480) zurückeroberte, wuchs jetzt, nachdem auch die Heranziehung der vierten Klasse der Bürger zum Flottendienste die Ausdehnung aller Rechte und Pflichten der übrigen auch auf diese zur Folge gehabt hatte, zugleich nach Außen zu einer Sparta völlig ebenbürtigen Stärke empor. Und gleichen Schrittes mit dieser Erweiterung der Macht des Staates stieg nun auch im ganzen Umfange des geistigen Lebens und der Kunst das Schaffen zum höchsten Gipfel der Vollendung auf.

Unmittelbar an den Kultus sich lehnend, haben wir gesehen, hatte sich die Dichtung zur dramatischen Form entwickelt und so von

vornherein ihre Ziele mit den Tendenzen der Religion auf das innigste verbunden. Gleichmäßig durch die äußern Bedingungen der Gestaltung wie durch das geistige Bedürfniß des Volks wurde sie darauf hingewiesen, dem letztern den sittlichen Kerngehalt seiner Mythenwelt und in ihm die Grundsätze griechischer Lebensweisheit zur unmittelbaren Anschauung und eindringlichen Lehre darzulegen.

Aus der innersten Tiefe des sittlichen Sinnes des Volks heraus war es geschehen, daß je ungebundener seit der homerischen Zeit das Moralgesetz dem individuellen Denken unterworfen ward, desto nachdrucksvoller in den Mythen der Gedanke an ein unabwendliches vorbestimmtes Schicksal, wie es sich in den Orakelsprüchen verkündete, plastische Gestalt gewonnen hatte. Den Gefahren jener Anschauung, welche das Wesen der Tugend in die richtige Mitte zwischen ein zuviel und zuwenig setzte und damit die Kraft des sittlichen Bewußtseins zu der Sache einer taktvollen Gewöhnung machte, konnten allein Verstandesgründe, einzig auf die Zweckmäßigkeit gestützt, nicht begegnen. Ein Mann von der Größe des Geistes und Karakters wie Solon mochte, ohne die sichere Harmonie seines Innern getrübt zu fühlen, bei der Betrachtung des Verhältnisses von menschlicher Freiheit und Schicksal, Glück und Unglück, nur die äußere Erscheinung in dem Gange der Dinge betonen, indem er sagte: „Das Geschick bringt den Sterblichen Gutes und Böses und unentfliehbar sind die Schickungen der Götter. Allen droht Gefahr bei ihren Werken, und keiner weiß, wie das Begonnene enden wird. Der Eine unternimmt ohne Vorbedacht ein gutes Werk und fällt in große und schwere Verschuldung, und dem Andern, der Uebles thut, giebt der Gott gutes Glück und befreit ihn von den Folgen seines Unverstandes." Der gewöhnliche Mensch aber bedurfte stärkerer Stützen der Sittlichkeit, als diese Betrachtung gewähren konnte, und der Volksgeist fand sie in jener strengen Schicksalsidee, die, wie sie auf der einen Seite unbedingte Ergebenheit in die Fügungen der Götter und Vertrauen in ihre Gerechtigkeit forderte, auf der andern eine stete Mahnung war, in weiser Selbstbeschränkung die Seele gegen jeglichen Wandel des Geschickes gefestigt zu halten. Und wie jener Glaube in der Vergangenheit als starker Hebel frommen Sinnes sich erprobt hatte, so knüpften jetzt auch die großen Dichter, die die Zeit

gebar, vor allen ein Aischylos (geb. 525) und ein Sophokles, (495 — 405) hauptsächlich an ihn in ihren Tragödien an, um die Tiefen ihres Schauens über menschliche und göttliche Dinge dem Volk zu offenbaren. In Flammenzügen ließen sie aus ihrer Darstellung der Mythen die Erkenntniß leuchten, wie es ewige Satzung der sittlichen Weltordnung ist, daß jede Ausschreitung der Leidenschaft Verderben nach sich zieht, daß die Schuld unausweichlich fortwirkend Schuld gebiert, daß aber die Gerechtigkeit der Götter strafend jeden Frevel trifft. Nicht jedoch nur in der bewegenden Hinweisung darauf, was Leiden bringt, sind diese Dichter die großen Lehrer der Menschheit geworden; noch größer stehen sie in dem erhabenen Sinne da, mit dem sie Leid und Schicksal zu besiegen lehren. Wo immer die edlere Seele sich gebeugt fühlt unter dem Drucke, mit welchem feile niedere Gesinnung der Menschen im Leben wie es ist ihren Flug zum Höhern hemmt: hier wird sie sich zu freiem Selbstvertrauen gehoben sehen; grade in dem Kampfe gegen das Schicksal hier offenbart sich mit siegender Gewalt des Menschengeistes ganze Kraft und Hoheit.*) Wie aber auch diese Dichter innerhalb eines wahrhaft großen Volks sich fühlten, in dem jeder Einzelne des Göttlichen seiner Natur sich bewußt war, wie begeisternd beide Theile einander wechselseitig hoben, das zeigt sich mit überwältigendem Eindruck in der dritten Abtheilung der Oresteia, den „Eumeniden“, wo es die Lossprechung des Orestes von der Schuld des gottgeheißenen Muttermordes gilt: die Entscheidung läßt der Dichter da die Götter Apollon und Athene selbst dem höchsten athenischen Gerichtshof, dem Areiopag, übertragen. Hier stellt sich uns zugleich der innige Zu-

*) Dies sittlich stählende Moment, wie es der Schicksalsidee und ihrer Behandlung durch die Tragiker inne wohnt, war es ganz eigentlich, was auf dem Höhepunkte unsrer Dichtung Schiller zur Wiederaufnahme derselben ihrer ganzen Strenge nach bestimmte; und schwerlich möchte zu bestreiten sein, daß in Bezug auf jenes Moment grade die Braut von Messina die eindrucks- und wirkungsvollste aller seiner Tragödien ist. Nicht etwa einer ästhetischen Grille folgte der Dichter dabei, sondern einzig dem tiefen Triebe seines Karakters, durch seine Ideale seine Zeit zu reinigen. Von diesem Gesichtspunkte aus sollte denn auch die Kritik das Werk vor allem würdigen und nicht nach einem fremden Maßstabe.

sammenhang der Tragödie und der Religion, sowie in dieser die Stellung der Griechen zum Sittengesetze auf das lebendigste vor Augen. Durch jenen Zusammenhang bedingte sich dann auch allein schon die typische Idealität der Karakteristik der handelnden Personen, deren Individualisirung nicht weiter geht, als eben die Darlegung der sittlichen Tendenz gebieterisch erfordert.

Während so die Dichter in der Tragödie läuternd und erhebend das Göttliche im Menschen in seiner vollen Majestät erfassen ließen, erhoben sich neben ihnen nun auch die bildenden Künste — zunächst die Plastik durch Phidias von Athen, Polykletos von Sikyon und Myron aus Eleutherä — zum Höhepunkt der Ausbildung. Phidias und Polyklet vor allen waren es, die in der höchsten Vergeistigung der schönen Form dem griechischen Göttergedanken körperliche Gestalt verliehen; und noch heute erkennen wir bewundernd vor den erhaltenen Nachbildungen ihrer größten Werke, den Kolossalbüsten der Zeusstatue zu Olympia und der Herastatue zu Argos (im Vatican und in der Villa Ludovisi zu Rom), wie allerdings die griechische Kunst für die Darstellung des göttlichen Ideals an diesen Schöpfungen für alle Zeit ihr Vorbild nehmen mußte. Gleichsam in seinem Gesammtgehalt erfaßt steht hier das Menschenthum verklärt. In diesen hehrste Kraft und reinste Milde einenden Zügen scheint jede große Leidenschaft des Mannes und des Weibes in voller Kraft beschlossen zu liegen, aber sie alle beherrschend thront eine göttlich erhabene Ruhe. Und dieselbe beseligende Harmonie, welche die Mängel des Irdischen abstreift, liegt über den Göttergestalten ausgegossen, die uns unter den Bildwerken des Parthenon (zum größten Theil im britischen Museum zu London) erhalten sind; zugleich gewinnen wir an diesen Gebilden eine Vorstellung, wie an jenen Statuen des Zeus und der Hera die übrigen Theile der Gestalt und ihre Gewandung mit dem Karakter und Ausdruck des Hauptes in Verhältniß standen. Vergeblich hat die Plastik der neuern Völker gerungen, sich zu der Höhe der Kunst, die dort erreicht ist, wieder emporzuheben: mit der naiven Wahrheit der Natur das Tiefste des Gedankens und den höchsten Zauber des Schönen zu verbinden, wie es hier geschehen, war nur dem Jugendalter der Menschheit, nur diesem beglückten Volke vorbehalten. So

wenig jemals wieder der griechische Göttergedanke lebendiger Glaube werden kann, ebensowenig wird je wieder die Skulptur zu der vollendet einheitlichen Durchdringung des Stofflichen mit dem Seelischen gelangen, die in den griechischen Musterstatuen in jedem Punkt der Körperfläche athmet. Wenn schon der Karakter des griechischen Lebens, die Sitte an sich, jene nationalen Spiele, jene Ringschulen, die Art der Kleidung das Studium des menschlichen Körpers des höchsten begünstigte, so war eben diese Sitte nicht nur das Ergebniß äußerer Gründe, sondern der Ausfluß der ganzen geistigen Richtung des Volks, und jenes Studium wurde mit der Entwickelung des Schönheitssinns gleichsam ein edler nationaler Trieb. Dagegen liegt dem öffentlichen Leben der neuern Welt jene Begünstigung weit ab und zwar gleicher Weise dem innersten Gehalt der Bildung nach, die in allem Körperlichen nur dem Geiste untergeordnetes Mittel sieht. Die neuere Kunst*) sucht einseitig aus dem Geiste heraus nach der Form, das Körperliche wiegt ihr nur, soweit die Idee in ihm karakteristisch sich bethätigen kann. Der Grieche dagegen konnte das Geistige und Sinnliche in der Anschauung nicht trennen, der Körper war ihm eben und zwar als Ganzes der Spiegel der Seele, und indem er ihn unter dem Gesichtspunkte der Schönheit betrachtete — war es in stiller Ruhe oder in der kühnsten Bewegung — wurde er ihm unmittelbar auch der Träger göttlichen Geistes. Auf der andern Seite bildete sich ihm jede besondere Auffassung geistigen Wesens in gleicher Unmittelbarkeit zu einer in allen ihren Theilen harmonischen Gestalt aus. So mußte sich Polyklet nothwendig auch zugleich ein geistiges Ideal zum Ziele setzen, indem er das der „Kanon" genannte Werk schuf, das den menschlichen Körper in der höchsten Schönheit des Ebenmaßes zeigen sollte und über welches ihm nachgerühmt wurde, daß er wie kein Andrer vor oder nach ihm in diesem einen Werke das Wesen der Kunst selbst beschlossen habe. Und hier eben liegt der wunderbare Zauber, der uns bei der Be=

---

*) Wir schließen hier die großen italienischen Bildhauer der Renaissance, Michel Angelo und die anderen nicht aus. Als am nächsten kommend dem griechischen Geiste würden wir die Rafaelische Statue des Jonas (in S. Maria del Popolo zu Rom) betrachten.

trachtung der griechischen Bildwerke, auch der rein menschlichen Gestalten, wie in dem Festzuge zur Feier der Panathenäen am Parthenon, so ahnungsvoll umfängt: das Ideale derselben wird Natur, in der jeder Zug bis in die kleinste Linie hinein von warmem Lebensgefühl durchdrungen ist. Das Umfassendste aber in dem Ineinanderwirken von geistigem Gehalt und belebendem Schönheitssinn leistete Phidias in seiner Zeusstatue; die Tiefe der Anschauung machte sie gleichsam zum Symbol des Griechenthums überhaupt. Daß der Grieche in ihr seine eigenste Lebensauffassung erfüllt sah, daß ihr Eindruck ihn des höchsten Glückes reinen Menschenthums genießen ließ — dies war die Bedeutung jenes Ausspruchs, daß, wer sterbe, ohne dieselbe gesehen zu haben, nicht selig zu preisen sei.

In innigem Bunde mit der Plastik und von verwandtestem Geiste getragen entwickelte sich die Architektur. Hatte sich der Tempelbau in seinem Organismus schon zu Anfang des 6. Jahrhunderts zur vollen Insichbeschlossenheit gestaltet, so war seitdem der künstlerische Geist in stetem Fortschritt bestrebt gewesen, den Eindruck des zwecklich Bedingten im Bau zum Anschauen einer auf sich selber ruhenden Schaffenskraft zu verklären; und mit den Werken, mit denen dieser Entwickelungsprozeß jetzt sich abschloß — an erster Stelle das Parthenon und die Propyläen zu Athen, die Schöpfungen der Baumeister Iktinos, Kallikrates und Mnesikles — haben die Griechen auch in dieser Kunst die unerreichten Muster des vollendet Schönen aufgestellt. Wie Großes und Herrliches die neueren Völker in ihren verschiedenen Baustylen hervorgebracht haben; so durchsichtig und klar hat keines die höchsten Aufgaben dieser Kunst zur Lösung gebracht: daß die das Zweckliche einschließende Konstruktion und die Form organisch einander bedingen sollen wie Körper und Seele, daß im Gefüge des Stofflichen, in dem Verhältniß des Einzeltheils zum Ganzen die wechselseitige Bedürftigkeit zur Geltung komme und daß ebenso jedwedes Schmuckwerk den inneren Bezug, in dem es zu dem Theile wie zu dem Ganzen steht, karakteristisch versinnliche und überall auf diese Weise die freischaffende Phantasie beherrscht erscheine von dem gesetzlich ordnenden Geiste. Von maßvoller Höhe in der flachen Bedachung den zu dem Gotte Betenden gleichsam auf die Erde zurückweisend, in dem Säulenbau ringsum

der freien Natur sich öffnend, scheint der Bau zu verkünden, daß er nur zum Preis der Harmonie der Welt geschaffen sei.

In der Plastik und der Architektur schritt das Griechenthum, indem es zur vollen und erschöpfenden Darstellung seines innersten Wesens trieb, zugleich den ganzen Umfang der Kraft und des Gehalts dieser Künste aus; nicht völlig in dem gleichen Maße war dies in der Malerei der Fall. Allerdings, soweit das Gebiet derselben mit dem der Plastik zusammenfällt, erstieg die Zeit auch hier die Höhe. In Zeichnung und Farbenglanz, sowie in markigem Gehalt der Karakteristik stand schon der Zeitgenosse des Phidias, Polygnotos, der u. a. die Halle der Propyläen mit Scenen aus der Zerstörung Trojas schmückte, als großer Meister da; und wie die Darstellung bewegter Handlung auch in der Komposition später zum Vollendeten sich entwickelte, das zeigt das (im Museo Borbonico in Neapel befindliche) Mosaikbild der „Alexanderschlacht", wo ein weltgeschichtlicher Moment der Schlachtentscheidung mit den einfachsten Mitteln in einer Kraft versinnlicht ist wie kaum jemals wieder. Aber wie reich das betreffende Gebiet ist, es besitzt die Malerei auch ein ihr spezifisch eigenes Feld des innersten seelischen Lebens, dem die Sehnsucht nach dem Unendlichen den Inhalt giebt in ahnendem Gedankenweben; der subjectiven Stimmung des Gemüths, in der diesem alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist, und für dieses Feld mußten die Griechen ihrer ganzen Richtung nach die Mittel der Kunst unentwickelt lassen. So blieb ihnen, um nur dieses einen Punktes zu gedenken, der ganze Reichthum der Empfindungen, die die Betrachtung der Natur erweckt, so gut wie völlig unverwerthet für die künstlerische Darstellung; zu sehr standen ihrem Interesse die objectiven faßlichen Gestaltungen des handelnden Lebens im Vordergrunde. Auf jenem inneren Gebiete alle Tiefen zu öffnen und mit dem Glanz des Schönen zu durchleuchten, blieb den neueren Völkern vorbehalten.

Die Verherrlichung des Menschen auf der Höhe seiner Aufgaben war der Inhalt der griechischen Kunst; und die Wirklichkeit mit ihren gewaltigen Ereignissen, wie die kleinen Volksstaaten die

Macht von Asien niederwarfen, um innerhalb ihrer engen Grenzen fortan eine Weltstellung einzunehmen, hatte ihre Schwingen gehoben. Wenn die Dichtung mit solcher Erhabenheit den großen Satz verkündete, daß der Mensch, der frei sich selbst beherrscht, auch Sieger über die feindliche Macht des Schicksals bleibe, so war ihr das Leben selber Sporn und Vorbild gewesen. Wie hätte diese innige Wechselwirkung nicht doppelt mächtige Anregung geben sollen, um auch an sich die Entwickelung und den Verlauf jener großen Begebenheiten mit Sorgfalt und Eifer zu verfolgen. So trat neben die Dichtung jetzt, sie gleichsam ergänzend, die Geschichtschreibung, und sie stellte sich ihr — ein neues Zeugniß der wunderbaren griechischen Geisteskraft — gleich bei dem ersten Schritte aus den elementaren Ansätzen heraus, mit denen sich bis dahin der Bildungstrieb des Volkes hatte begnügen müssen, an Weite und Tiefe der Auffassung und des Gehalts völlig ebenbürtig zur Seite. Herodotos (geb. 484 in dem kleinasiatischen Halikarnassos) — er war der Begründer des neuen Gebietes — giebt sich uns in seinem Werke als das berufene Organ seines Volkes in dem Bedürfnisse, sich in das Wesen der Gegner, die seine Existenz bedroht hatten, klaren und lebendigen Einblick zu verschaffen und sich auf dem umfangreichen Felde, auf das er sich fortan zur Bethätigung gewiesen sah, mit Sicherheit zu orientiren. Er hatte in seiner Jugend die ausgedehntesten Reisen gemacht durch den Norden Griechenlands und Thrakien bis zur Krim hinauf, dann durch die Hauptländer Asiens bis östlich von Babylon nach Arabien und Egypten und überall mit gründlichem Sinn und eindringendem Blicke sich über die Einrichtungen, die Sitten und den Karakter der verschiedenen Völker, sowie über die Geschichte derselben zu unterrichten gesucht, um dann die Beziehungen seiner Nation zu dem östlichen Welttheile, soweit irgend das Auge reichen konnte, in die frühere Zeit hinauf zu verfolgen. Seine Geschichte ist damit zu einem lebendigen Spiegelbilde griechischen und orientalischen Wesens überhaupt geworden, und zwar von einem Standpunkte der Beobachtung und Behandlung aus geschaffen, dessen ganze Größe am sprechendsten darin sich zeichnet, daß die Geschichtschreibung unserer Zeit am Ausgange einer zweitausendjährigen Kulturentwickelung dem Grundwesen nach zu demselben als

dem maßgebenden zurückgekehrt ist; nur systematisch durchgebildet finden wir hier, was dort durchaus naiv ist. Mit der vollen Universalität griechischen Geistes faßt Herodot das Leben in allen seinen Erscheinungen auf, die Thaten und Geschicke der Völker, die wir sich entwickeln sehen, stehen gleichsam als die nothwendigen Folgen ihres inneren Wesens da, wie er es nach allen Richtungen in der Darstellung der religiösen Anschauungen, der Kunstwerke, der Verfassung u. s. w. zu versinnlichen sucht. Unter all den mannichfaltigen Daseinsformen und Kulturgebilden, die er bei den verschiedenen Völkern zu betrachten hat, ist es im weitesten Sinne der Mensch, d. h. die Natur desselben, wie sie unter allen wechselnden Bedingungen des Lebens sich gestaltet und wirkt, dem sein Forschen und Denken gilt. So schwebt denn auch über seinem Werke, die scheinbar willkürlich zusammengefügten Theile gleichsam zu einem Epos einigend, ein großer sittlich-philosophischer Gedanke; es ist der: daß Freiheit, genügsamer Sinn, Arbeitsliebe, sittliche Zucht und Selbstvertrauen die Völker groß machen, daß aber Knechtschaft, Ordnungslosigkeit, haltlos phantastische Bestrebungen und Uebermuth sie zu Falle bringen; und wie um diese Tendenz des Ganzen auf das nachdrücklichste dem Geiste einzuschärfen, schließt das Werk mit der Schlacht von Platää und Mykale, den großen Siegen der Griechen über die Perser, ab.

Durchaus verschieden in Anlage, Zweck und Karakter von dem Buche Herodots tritt uns die Geschichte des peloponnesischen Krieges von dem 13 Jahre jüngeren Thukydides entgegen. Herodots Werk sollte gleichsam ein Bildungs- und Erziehungsbuch für das ganze Volk sein, das sich in ihm wiederfand in frischer Freudigkeit verdienten Glückes. Thukydides dagegen wurde durch den Zustand der öffentlichen Dinge zur Zeit seines Mannesalters auf einen völlig andern Standpunkt gedrängt. Er fand die Volksherrschaft, nachdem der Schwerpunkt in die Masse gebracht war, allen Uebeln einer egoistischen Demagogie verfallen, nach kurzer glanzvoller Mittagshöhe sah er unter verheerenden Stürmen den Abend kommen. Unter solchen Verhältnissen konnte ein überlegener Mann, wie er, sich weder von dem Geiste der Gesammtheit getragen fühlen, noch mit seiner Betrachtung sich an sie wenden. Nicht mehr die gemüthliche Er-

fassung des ganzen Menschen konnte ihm wie Herodot das Hauptziel sein, sondern vor allem hatte er sich an den Verstand der Höhergebildeten zu richten, um sie über die Ursachen der eingetretenen Veränderung und der durch dieselben bedingten neuen Bedürfnisse zu belehren. Von dem Einfluß Jener allein war noch eine Abwendung der größten Gefahren, eine Wandlung zum Bessern zu erhoffen. Und dieser Forderung der Zeit entsprach die Art seiner Begabung zum Geschichtschreiber. Die tiefste Welt- und Menschenkenntniß geht Hand in Hand bei ihm mit edlem Unabhängigkeitsgefühl, mit Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und feinstem Sinn für schöne Darstellung. Wie ein schöpferischer dramatischer Dichter weiß uns Thukydides in den Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legt, nicht nur die Stellung derselben zu den Ereignissen, ihre Grundsätze und Motive, sondern überhaupt die bewegenden Kräfte der Zeit, die kämpfenden Ideen und Leidenschaften, auf das anschaulichste und lebendigste vor Augen zu führen. Ueberall tritt das Verhältniß von Ursache und Wirkung in den Begebenheiten gleichsam greifbar und mahnend den Blick in die Zukunft lenkend in die Erscheinung. So seine Aufgabe, wie sie die Zeit gestellt, allseitig lösend, ist sein Werk an Inhalt und Form ein vollendetes Muster geworden.

Und der Geist, der die Werke aller dieser Künstler und Denker — wir haben nur einige der größten unter den großen genannt — gezeitigt hatte, trug nun zugleich auch in Perikles den Mann an die Spitze des athenischen Staates, der in seiner großen und harmonischen Natur gleichmäßig dem handelnden wie dem innern Leben zugewandt durchaus dazu gebildet war, das Geschlecht zu immer weiterem neuen Schaffen zu begeistern. Unwiderstehlich in seiner Seelenhoheit, Kraft und Schönheit, wie er sich geltend machte, hieß das Volk ihn vergötternd den Olympier. In ihm steht die Herrlichkeit der Zeit, das Hellenenthum auf seiner Höhe gleichsam verkörpert da.

Aber in dem ewigen Entwickelungsgesetze der menschlichen Dinge lag es geordnet, daß mit dem Tage des höchsten Glanzes der grie-

chischen Welt unausweichlich auch der Beginn ihres Verfalles eintreten mußte. Von den Anfängen auf haben wir verfolgt, wie nur aus der Gemeinsamkeit der Richtung Aller in Denken, Empfinden und Handeln der Geist der griechischen Bildung und der Zustand, den sie begründete, erwachsen war; in der innigsten gegenseitigen Durchdringung von Staat, Religion und Einzelleben hatte das Ideal des Volks sich ausgestaltet; das eine Theil mußte das andere stützen; sobald die eine dieser Stützen wich, mußte die Kraft des Ideales selber siechend werden. Aber sie auf der gewonnenen Höhe zu erhalten, war eben eine Unmöglichkeit.

Wir haben oben gesehen, wie bereits seit Solons Zeit im Zusammenhang mit dem Wachsthum des positiven Wissens unter den forschenden Geistern eine Auffassung der Natur der Dinge und des Weltganzen zu wurzeln begonnen hatte, welche auf völlig anderem Grunde ruhte als die Volksreligion. Ungehemmt hatten sich seitdem die Resultate des Denkens in den verschiedenen Schulen erweitert und vertieft, so daß um die Mitte des 5. Jahrhunderts der Philosoph Anaxagoras in Athen, dem Perikles befreundet, in seinen Vorträgen den Satz begründen konnte, daß der Geist (νοῦς) wie in den lebendigen Wesen so in der Natur die Ursache der Welt und ihrer Ordnung sei. Ohne Zweifel lag schon zwischen dieser Anschauung und dem nationalen Göttergedanken eine Vermittelung schwer zu finden; in seiner ganzen Schärfe machte sich jedoch der Gegensatz erst fühlbar, als Sokrates (470—401) diese Philosophie — indem er dem Menschen, wie derselbe zum Maß der äußern Welt erhoben war, dieses nun auch für sein eigenes Innere zusprach — auf das sittliche Gebiet hinüberführte und unter dem Wahlspruch „Erkenne dich selbst" die Vernunft zum alleinigen Richter und Leiter des Denkens und des Handelns erklärte, die Sittlichkeit zugleich zu einem Wissen machte. Damit war die Subjectivität zum Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens erhoben und der sich selbst bestimmende Geist der Autorität des Staates und des Glaubens, wie dieselbe am eingreifendsten in dem Orakel sich geltend machte, entgegengestellt.

Mit dieser Lehre trat unmittelbar in das Leben ein Element ein, das nothwendig früher oder später auf die überlieferte An=

schauungswelt des Volks bis in die Grundlage hinein auflösend wirken mußte. Die Wahrheiten, welche die Mythen symbolisch in sinnlichem Gewande enthielten, wurden allerdings nicht angegriffen; aber die heilige Scheu vor dem gottgegebenen Gesetz, die der Glaube mit sich führt, jene vor den Geheimnissen des Lebens die Zweifel beruhigende demuthvolle Hingebung an eine höhere Macht, ward untergraben; und ohne jenen Halt kann kein Volk auf die Dauer seine sittliche Kraft bewahren. Die Gefahr, die der Sitte daraus erwuchs, war um so größer, als zugleich das ganze staatliche Leben — und wesentlich durch die Maßnahmen des Perikles, die Einführung des Richter- und des Kriegssoldes, sowie der Bezahlung für die Theilnahme an der Volksversammlung — den bestimmenden Einflüssen der niederen Bürgerklasse preisgegeben und damit seiner hebenden Tendenzen beraubt ward. Das Hereinbrechen dieser Schäden, das Schwinden des früheren maß- und würdevollen Sinnes war es, was den peloponnesischen Krieg, den Athen und Sparta um die Oberherrschaft führten (431—404), so zerstörend werden ließ, daß am Schlusse desselben die Macht des einen wie des andern Staates in ihrem Kerne gebrochen lag. Nie konnte ein Volk der lebendigen Glaubenskraft bedürftiger sein, um sich von tiefem Falle zu erheben, als hier das griechische Angesichts des Gerichtes, das über es gekommen. Wie vorahnend und aus dem tiefsten Verständnisse der Zeit, hatte Sophokles in seinem Oedipus das Schicksal eines Geistes hingestellt, vor dessen eindringendem Blicke das Räthsel von des Menschen Wesen offen liegt und der doch mit allem berechnenden Selbstvertrauen nur das eigene Verderben sich zeitigt. Aber grade jetzt sollte die Philosophie, welche den nach Erkenntniß Suchenden von jeder überlieferten Autorität ab einzig auf das eigene Denken wies, ihren Sitz gleichsam auf den öffentlichen Plätzen aufschlagen. Nur zu begreiflich ist der tiefe Schmerz und selbst der Unwille, womit die Patrioten, die noch ganz auf dem Boden der alten Größe sich gebildet hatten, die Richtung der neuen Lehre betrachteten. Hielt es doch sogar der große Komödiendichter Aristophanes im Interesse des Volkes geboten, den Sokrates, wie er denselben auch verehren mußte, als Unterwühler alles Bestehenden dadurch zu bekämpfen, daß er ihn der Lächerlichkeit preis gab. So dürfen wir denn auch

nicht in ausschließender Einseitigkeit nur einen Schandfleck des sinkenden athenischen Staates darin sehen, wenn derselbe ganz im Widerspruch mit dem sonstigen traditionellen Geiste grade auf dem Höhepunkt seiner Bildung gegen einen Anaxagoras und andere geistesverwandte Denker, selbst gegen einen Sokrates, den reinsten aller Karaktere und verdientesten Bürger, mit den schwersten Verfolgungen vorzugehen, ja den Tod gegen sie zu verhängen vermochte. Freilich konnten die Triebfedern herzloser Grausamkeit nur schlechte, selbstsüchtige Leidenschaften sein, aber unstreitig waren unter den Eiferern auch bessere Gemüther, welche in Schuld fielen einzig aus der mangelnden Erkenntniß, wie die Religion dem fortschreitenden menschlichen Geiste nur erlag, weil sie nicht ausschließlich aus sich selber ihre Kraft zog, sondern ihr Wirken zugleich durch die Gesundheit des staatlichen Lebens und der Sitte sich bedingte. In Harmonie mit diesen beiden Factoren hatte sie zum Größten und Herrlichsten heranbilden können; aber Gemüther, die einmal das innere Gleichgewicht verloren hatten, zur Wiedergeburt des Willens zurückzuführen, vermochte sie nicht. Den großen Sokrates aber begleitete das Bewußtsein in den Märtyrertod, daß sein Leben der Bekämpfung des Wahnes gedient und der Menschheit die Bahn zu neuen Höhen des Daseins eröffnet habe.

Durch den peloponnesischen Krieg und seine Ergebnisse wurde Griechenland in raschem Zuge der Entartung und Ohnmacht zugeführt. Nur ein Jahrhundert verfloß seit jenen glorreichen Siegen von Marathon und Platää, in denen das kleine Griechenvolk die ganze persische Macht zu Boden warf, bis zu dem Tage der Schmach, da durch den antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) der Herrscher eben dieses morschen Perserreiches zum gebietenden Ordner der Verhältnisse zwischen den griechischen Staaten gemacht ward; nur ein Jahrhundert wieder lag zwischen den Zeitpunkten des höchsten Glanzes und des tiefen Verfalls, dort als Athen unter Perikles auf dem Gipfel der Macht und Bildung die Herrschaft über die ganze Griechenwelt erstreben konnte, hier, da Demosthenes, der letzte große Grieche der alten Zeit, seine unsterblichen Reden am Grabe der

griechischen Freiheit und Unabhängigkeit hielt. Der frühere republikanische Sinn war aus dem Volke geschwunden; an die Stelle der stolz und opfermüthig das Gemeinwesen vertheidigenden Bürgermacht war das Söldnerthum getreten; wie tief der Glaube entwurzelt war, zeigte der (dritte) heilige Krieg (356—346 v. Chr.) mit seiner systematischen Plünderung der Tempelschätze; die durchaus auf dem Grunde des öffentlichen Lebens einer thatenfrohen Gesammtheit erblühte Dichtung stieg in die engen Grenzen des Geschickes des Einzelnen, des Hauses und der Familie herab. Wie tief und umfassend aber auch dieser Zerfall alle Zustände und Verhältnisse im Staat und Leben ergriffen hatte: dennoch weilt innerhalb seiner der Blick nicht ausschließlich auf Elementen der Zerstörung; aus den Ruinen sprießen auch bereits die Keime neuen Daseins auf und herrliche Blüthen des Geistes weisen uns prophetisch darauf hin, daß wir am Beginne eines neuen Weltalters stehen, dem ein anderes höheres Ideal zum Ziele werden sollte. Freilich führte der Weg bis zur vollen Ausgestaltung des letzteren noch Jahrhunderte hindurch; nur Schritt um Schritt unter der wechselseitigen Förderung schöpferischer Thaten in der staatlichen wie in der geistigen Welt konnte der Umbildungsprozeß des alten Ideenkreises, mit welchem jedwede der bestehenden Ordnungen verwachsen war, sich vollziehen. Aber darum nicht minder klar liegt die Bahn, welche der schaffende Weltgeist zu seinen Zwecken ging, dem forschenden Auge offen.

Grund und Wesen der neuen Richtung des Geisteslebens karakterisirt sich zunächst in eigenthümlicher Weise dadurch, daß, während bis dahin die Empfindung beglückenden Einklangs zwischen Natur und Geist in heiterer Sicherheit der Seelenstimmung die Betrachtung der Dinge beherrscht hatte, jetzt der Gedanke Ideal und Leben als innerlichst zwiespältige Gebiete erfaßt. Am Eingange des nun sich eröffnenden Weges steht ebenso durch die Fülle und Tiefe seiner Ideen, wie durch die wunderbare Kunst seiner Darstellung hervorragend der große Schüler des Sokrates — Platon (429—348 v. Chr.). Nicht mehr die bestehende Wirklichkeit mit ihren Bedingungen ist der Grund, auf dem die schöpferischen Gebilde dieses Philosophen sich erheben; wir erhalten in dichterischem Geiste das Bild einer Welt entworfen, die als Ganzes und in ihren

Theilen den Eindruck vollendeter Harmonie gewähren soll; in der die Lebensordnung unter den Menschen, die staatliche wie die soziale, allein aus dem Gesichtspunkte angelegt ist, das Göttliche in der Seele ganz in Einklang mit dem Wesen der ewigen Gottheit zu entwickeln; und die Anschauungen, zu denen wir unter dieser Form über den Zweck des Lebens, die Aufgaben des Menschen als solcher und als Bürger geführt werden, sind von einem Adel der Gesinnung und von einer Begeisterung für reine Sitte, Freiheit und Unabhängigkeit getragen, daß sie zu allen Zeiten den Edelsten im Kampfe gegen die niederen Mächte des Lebens eine Stählung und Stütze geworden sind. Alles Hohe und Schöne des griechischen Wesens in sich vereinigend neben der Hinneigung zu der tiefen Mystik des Orients und seinem Gemüthsleben steht Platon gleichsam als ein Mittler zwischen beiden Welttheilen vordeutend auf das Christenthum. Auch ihm erhält der Geist die Helle zum Schauen nur von der Liebe, dem beseligenden Gefühl der inneren Verwandtschaft des im Vergänglichen ausgeprägten Schönen und Guten mit der ewig einen schaffenden Urkraft. — Auf der andern Seite hat der Meister freilich, indem er seine Gedanken über die Bestimmung des Menschen und die Unvollkommenheit der irdischen Einrichtungen nicht aus dem Bestehenden der realen Welt heraus, sondern auf dem Boden des rein Idealen entwickelt — so wenn er z. B. Gerechtigkeit und Gleichheit durch Aufhebung des Eigenthums und der Familie begründen will — der Verderbtheit der Zustände seiner Zeit einen gefährlichen Tribut gezollt: zu verschiedenen Zeiten ist damit ähnlich wie durch Rousseau's Idealismus auch dem unheilvollsten Irrthum das Feld geöffnet worden; allerdings insofern ohne des Griechen Verschulden, als die Bedingungen, an die er die Durchführung seiner Aufstellungen knüpft, eindringlich genug zeigen, daß sich ihm selbst die Grenzen der wirklichen und der idealen Welt nicht verrückten.

Platon hatte mehr die rein wissenschaftliche Erkenntniß des Weltganzen und das Wesen des Menschen in Bezug auf den Staat zum Gegenstande gehabt; zwei andere Schüler des Sokrates, A n t i s t h e n e s und A r i s t i p p o s, blieben ausschließlich der praktischen Seite der Philosophie des Meisters zugewandt; aber während dieser auf der sonnigen Höhe reiner Menschlichkeit, unbeeinflußt von allem

Zwiespalt außer ihm in ungetrübter Harmonie das Wahre, Gute und Schöne als eins gefaßt und in der Bethätigung dieser Anschauung die Erfüllung des Lebenszweckes erkannt hatte, sehen sich jene beiden Männer — unmittelbarer umfangen von allen kämpfenden Gegensätzen einer in tiefer Entartung aufgewühlten Zeit, in ihrer Auffassung von dem Ziele des Daseins zu einer ausschließenden Richtung gedrängt, an deren Ende nur die Wahl zwischen zwei Wegen der Befriedigung gegeben liegt: zu entsagen oder zu genießen. Und aus diesen Bedingungen der Verhältnisse heraus wurden Antisthenes und Aristippos die theoretischen Begründer zweier einander ganz entgegengesetzten Lebensansichten, deren Grundrichtungen sich unter ähnlichen Zuständen wie die damaligen stets mit derselben Entschiedenheit geltend machen, deren Ausgestaltung aber, wie sie hier auftritt, auf die ganze weitere Bildung der Menschheit von tiefgreifendstem Einfluß geworden ist: eine neue glänzende Bewährung der vorbildenden Kraft, mit der der griechische Geist aus seinem Reichthum und seiner Tiefe jede Auffassung des Lebens auf allen Bahnen der Entwickelung in ihrem vollen Gehalte schöpferisch zum Ausdruck brachte. Antisthenes, ein armer Athener, legte in seiner Lehre dar, daß allein in der Kraft der Entbehrung die Würde des Menschen auf ihrer Höhe sei, da derselbe nur durch sie das Bewußtsein der Ueberlegenheit inneren Werthes und damit in jedweder Lage seine Freiheit sich erhalten kann. Aristippos, ein reicher Bürger des üppigen Cyrene, pries dagegen den sinnigen Genuß, wie ihn eine edlere Bildung im Besitze äußerer Güter ermöglicht, als die wahre Glückseligkeit. Beide Lehren wurden am Ende des (4.) Jahrhunderts von den Philosophen Zeno und Epikur in selbständiger Ausführung zum Inhalt wissenschaftlicher philosophischer Schulen gemacht und erhielten von dieser Zeit an den Namen der stoischen und der epikuräischen Philosophie. In der einen wie der anderen war die Tugend als die Bedingung der Glückseligkeit erfaßt, nur mit dem Unterschiede, daß bei Epikur mehr die rechnende Zweckmäßigkeit dieselbe empfahl als am sichersten zu der erstrebten Ruhe und Zufriedenheit führend, während sie dem Stoiker um ihrer selbst willen Zweck ist, indem er auf die Erkenntniß fußt, daß der menschliche Geist als ein Theil der die Welt durchwaltenden

Gottheit selber seine höchste Aufgabe darin hat, der Vollkommenheit zuzustreben, welche jene in der Ordnung der Natur und der sittlichen Welt darstellt. Der Unabhängigkeitssinn dieser Schule gipfelt in dem Grundsatze, zu dem auch die Edelsten das ganze Alterthum hindurch sich bekannt haben, daß der Mensch in jeder Hinsicht der Herr seines Lebens sei und daß der freie Mann, wenn er nicht mehr würdig zu leben vermag, das Recht besitze, sich selbst den Tod zu geben.

In diesen philosophischen Lehren des 4. Jahrhunderts hatte eine gänzliche Wandlung in dem Verhältnisse des Individuums zum Staate ihren Abschluß erhalten: es war von dem letzteren völlig losgelöst und ganz auf sich selbst, die freie Welt seines Inneren gestellt worden. Gegenüber den irrenden Elementen des verdorbenen Staatswesens war mit den dort aufgestellten Grundsätzen dem sittlichen Leben allerdings ein neuer Halt geworden; aber auf der anderen Seite mußte dem Geiste für das, was er durch diese Trennung an Anregung aus der handelnden Welt heraus verlor, ein Ersatz geschaffen werden: das innere Leben in seiner Abgezogenheit bedurfte, um fruchtbar zu bleiben, einer entsprechenden Erweiterung seines Gesichts- und Ideenkreises. Nur nach allen Seiten hemmend stand jetzt noch die nationale Schranke aufrecht, die der griechische Geist in seinem einst berechtigten Stolze um das Griechenvolk als ein auserwähltes aufgerichtet hatte. Die große Aufgabe, dem tiefinneren Bedürfnisse der Zeit Genüge zu leisten, jene Schranke niederzuwerfen und zugleich dem geistigen Leben einen ganz neuen Inhalt zuzuführen, war von der Vorsehung einem Herrscher und einem Philosophen vorbehalten, die an Tiefe und Umfang des Wirkens auf ihren Gebieten ohne Gleichen stehen: Alexander dem Großen (356—323 v. Chr.) und Aristoteles. Beide zeigten sich dabei wie berufen sich in ihrem Schaffen und Streben gegenseitig zu ergänzen und zu fördern.

Bisher waren dem denkenden Geiste bei der Betrachtung des Wesens, der Zwecke und der Bestimmung des handelnden sittlichen Menschen und seines Verhältnisses zur Welt und zur Gottheit die äußeren Dinge nur aus dem Gesichtspunkte der abstrakten Idee von Bedeutung gewesen, und ganz nach seinem subjectiven Ermessen hatte

er mit ihnen gehandelt; ein Verfahren, bei dem es nicht fehlen konnte, daß zu einem wesentlichen Theile die Phantasie das Gebiet in Anspruch nahm, das nur dem Verstande gehört. Aristoteles wandte sich jetzt einem andern Wege zu, indem er die Außenwelt an und für sich selber, den Werth und die Bedeutung des Einzelnen in seiner Beziehung zum Ganzen zum Gegenstande der Forschung machte und die Natur des Geistes nur im Zusammenhange mit den hier gemachten Beobachtungen betrachtete. Das Fußen auf die sinnliche Erscheinungswelt wurde ihm die Grundbedingung jeglichen Erkennens, und entsprechend diesem Ausgehen von dem positiv Gegebenen galt ihm im Forschen nach der Wahrheit jeder Schritt voran nur als sicher, wofern er auf Erfahrung sich stützen konnte und das Ergebniß seines Denkens mit dieser in Uebereinstimmung fand. Und mit dem, was er auf diesem Wege geschaffen, hat Aristoteles der Kultur der Menschheit eine ganz neue Bahn eröffnet. Dem vollsten Umfange nach im Besitz des ganzen Wissens seiner Zeit beherrschte er dasselbe mit so durchdringendem schöpferischen Geiste, daß er die verschiedenen Gebiete nach ihrem Inhalt und ihrer Aufgabe selbständig ordnen und begrenzen, ihnen Richtung und Ziel weisen konnte und auf diese Weise der eigentliche Begründer der Wissenschaften ward. Mit gleicher offenbarender Kraft war sein Blick dabei auf das Reich des Geistes wie der Natur gerichtet, überall auf die Erkenntniß der waltenden Gesetze im Zusammenhange von Ursache und Wirkung aussehend, und in der Art, wie er hier für die Welt des Denkens wie des Handelns auf der einen Seite Wesen und Aufgabe der menschlichen Bestrebungen, auf der andern die Bedingungen ihres Erfolges entwickelte, ist er durch alle Phasen des Bildungsganges hindurch der Lehrer der Menschheit geblieben. Das gilt namentlich und in gleicher Weise von seiner Denklehre, seiner Theorie der Dichtkunst und seinen Schriften über die Moral und den Staat. Und vielseitig und unterschiedlich wie die Gebiete seines schöpferischen Denkens sind: seine Urtheile auf ihnen allen stehen auf so einheitlichem Grunde und der Gesammtbau seiner Anschauungen stützt sich selber so in seinen Theilen, daß die Wissenschaft späterer Zeiten wohl Einzelnes hat bessern und weiterführen können, daß sie aber die Grundlage als unzerstörbar hat anerkennen müssen.

Wenn der König Philipp II. von Makedonien diesen Aristoteles, den größten der Philosophen, seinem Sohn Alexander in dessen 13. Jahre zum Erzieher gab, während er selbst bereits den großen Plan zu dem Zuge gegen das Perserreich mit sich trug, so ist das wohl der sprechendste Beweis, daß es ihm mit jenem Zuge nicht um ein bloßes Gelüst eitlen Ehrgeizes zu thun war, sondern daß der innere Beruf ihn drängte, unter den sinkenden Ruinen der Zeit Neues aufzubauen. Und um das zu erfüllen, was er geplant hatte, reifte dem großen Manne in Alexander der größere Sohn. Um das Haupt dieses herrlichsten aller Könige schwebt der ganze Zauber der idealen griechischen Gestaltenwelt, und er selber hatte seine Freude daran, sein Vorbild in dem Glanz der Heroenzeit, im Achilleus zu sehen; aber blendend schön, wie ihn grade diese politische Hingebung an die überlieferten nationalen Vorstellungen erscheinen läßt: die Größe, um deren willen die Geschichte ihm den ersten Platz anweist, liegt vielmehr darin, daß ihn sein Geist über den Gehalt der Ideenwelt, welche die alten Formen beseelte und die das Griechenthum zu seiner Abgeschlossenheit herangebildet hatte, hinaushob; daß er das griechische Ideal des schönen Menschen zum vergeistigten Begriff des allgemeinen Menschenthums erweiterte. Mit vollstem Einblicke in die Tragweite des Gewollten verfolgte Alexander, als er nach dem Tode des Darius (330 v. Chr.) der legitime Herrscher des eroberten Persien geworden war, das Ziel, den Orient mit seiner größern Stabilität und seiner vorherrschenden Richtung auf Betrachtung und innere Beschaulichkeit mit dem Westen und seinem nie rastenden Gestaltungstriebe im staatlichen wie im Geistesleben innig zu verbinden. Auf dieses Ziel war mit tiefem Bedacht jeder seiner Schritte in der Organisation der eroberten Länder, der Ausdehnung der Eroberung nach Indien, der wissenschaftlichen Durchforschung der neuen Gebiete, sowie sein ganzes Verhalten gegen die unterworfenen Völker, soweit es die Stellung und Behandlung derselben gegenüber den Makedoniern und der griechischen Nation betraf, gerichtet. Auf dem Gebiete sowohl der Religion wie des Staates und des sozialen Lebens machte sich überall gleichmäßig die Erkenntniß seines großen Geistes geltend, daß der nach der Wahrheit suchende Mensch als solcher, wie seine auch Anschauungen über menschliche und göttliche Dinge seien,

gleiches Anrecht hat auf Achtung seiner Würde; daß die Wahrheit selbst kein ausschließlicher Besitz eines Einzelnen, oder eines Volkes, sondern nur Gesammtgut der ganzen Menschheit sein kann. Wie seinen Blick kein Vorurtheil beirrte, wie er nur auf das Wesen der Dinge aussah, das zeigt nichts herrlicher, als jener berühmte Ausspruch, in welchem er der Weisheit der Entsagung eines Diogenes seine bewundernde Huldigung zollte. Und nur unter dem Lichte dieser Auffassung seiner Natur können die Mittel, welche er gebrauchte, um bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin die Vorurtheile zu zerstreuen und die Gemüther für die Verschmelzung orientalischen und griechischen Wesens empfänglicher zu machen, ihre gerechte Beurtheilung finden. Zu diesen Mitteln gehörte es u. a., daß er sich von dem Orakel des Tempels der Oase Siwah nach der Weise der Pharaonen zum Sohne des höchsten der egyptischen Götter erklären ließ; daß er in Babylon selber nach dem chaldäischen Kultus opferte; daß er im Heere wie in den höchsten Stellen der Verwaltung seinen Landsleuten die Perser und diesen wieder die von ihnen unterdrückten Völkerschaften gleichstellte; daß er das Hofceremoniel eines orientalischen Herrschers annahm, daß er viele Tausende der Makedonier mit Perserinnen vermählte, wie er selbst die Tochter des Darius neben der eines baktrianischen Großen zu Gemahlinnen nahm. Die Sorge für die Pflege des ausgestreuten Samens überließ er den zahlreichen Städten und Besatzungsplätzen, die er während der 11 Jahre seiner Kriegszüge bis nach dem heutigen Chokand hinein und die große Handelsstraße über den Hindukuh entlang bis zum Indus und dann wieder durch das mittlere Asien bis nach Egypten hin anlegte, und in denen er überall seine Griechen und Makedonier ansiedelte. Und der Gang der Ereignisse wirkte dahin, daß das Ergebniß dieser Pflege das fruchtbarste und umfassendste wurde.

Das Weltreich Alexanders hatte allerdings nur kurzen Bestand; nach dem Tode seines Begründers wurde es die Beute der ehrgeizigen Generäle desselben und zwar derart, daß mehr als 40 Jahre vergingen, ehe sich schließlich ein dauernder Zustand feststellte; aber die Tendenz von Alexanders Walten blieb darum nicht minder lebendig; ja wenn irgend etwas geeignet sein konnte, den Umwand-

lungsprozeß in der Bildung, durch welchen die Völker einander näher geführt werden sollten, zu beschleunigen, so mußten es diese Kriege sein mit ihren rastlosen Hin= und Herzügen von Söldnern, die nach Hunderttausenden zählten, durch alle Gebiete des Weltreichs, während auf der andern Seite in den verschiedenen monarchischen Staaten, welche sich bildeten, für die dauernde Fortführung des Umgestaltungswerkes nur in förderndster Weise mehre Mittelpunkte geschaffen wurden. Von der hervorragendsten Wichtigkeit wurden in letztrer Beziehung der Natur der Sache nach die Küstenländer, Kleinasien, Syrien und Egypten, und namentlich wuchs unter diesen wiederum das letztre mit seiner von dem makedonischen Könige angelegten neuen Hauptstadt Alexandria zu außerordentlicher Bedeutung empor, indem hier unter der kraftvollen und einsichtigen Regierung der Ptolemäer sich nicht allein der Welthandel und Verkehr concentrirte und das Land so zu großer materieller Blüthe kam, sondern auch zugleich die geistigen Elemente des Neuen eine solche Pflege erhielten, daß Alexandria der Sitz einer ganz neuen und für die gesammte weitre Entwickelung des Alterthums so maßgebenden Bildung wurde, daß sie nach dieser Stadt den Namen der alexandrinischen erhalten hat. Aber auch in dem fernen Osten des Weltreichs erhielt sich lange und tiefgreifend der frische Zug griechischen Lebens und Wesens. Der General Seleukos, dem von dem Erbe Alexanders zunächst die Statthalterschaft Babylonien zugefallen war und der nachher fast den ganzen asiatischen Theil von des Letztern Reiche an sich brachte, wirkte durchaus und auf das gedeihlichste im Geiste desselben fort. Nach allen Seiten hin wurde die Zahl der von diesem gegründeten Städte vermehrt, und wenn auch diejenigen unter denselben, welche, wie namentlich Antiochia am Orontes und Seleukia am Tigris, später von weltgeschichtlicher Bedeutung wurden, mehr der westlichen Hälfte des seleukidischen Reiches angehörten, so war darum die Sorge des Herrschers nicht minder dem Osten zugewandt. In Indien wurden sogar die Grenzen von Alexanders Eroberungen noch erweitert und die Gebiete hier blieben mit dem Westen bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. im blühendsten Verkehr. Als dann um eben diese Zeit, nachdem bereits der Sohn des Seleukos Kleinasien eingebüßt hatte, sein Enkel auch den Osten des Reichs

an die Parther verlor und auf Syrien beschränkt ward, bildete sich in der Bucharei ein besonderes griechisch-baktrisches Königreich, das bis zum Jahre 134 v. Chr. bestehen blieb und von dessen Blüthe man sich einen Begriff machen kann, wenn man hört, daß die Zahl seiner Städte auf nicht weniger als 1000 angegeben wird. Seit dem Jahre 200 v. Chr. war mit diesem griechischen Reiche auch das westliche Indien völlig vereinigt worden.

Schon diese kurzen Angaben über den räumlichen Umfang und die Dauer der Wechselbeziehungen zwischen Orient und Occident, welche die Unternehmungen Alexanders zur Folge hatten, können hinreichen, um das Tiefgehende der Wirkung jener Beziehungen ahnen zu lassen: Wesen und Karakter aber des neuen Geisteslebens, das aus ihnen entstand, zu begreifen, ist es nöthig, das volle Gewicht des Gegensatzes ins Auge zu fassen, in welchem der große König mit seinem Walten und Wirken zu der ganzen Vergangenheit Griechenlands stand. Bis dahin war in den einzelnen Staaten selbst in der Zeit des Verfalles wenn auch nicht dem Wesen doch wenigstens dem Scheine nach die Leitung der Dinge von der Gesammtheit aus erfolgt; auf dem Grunde des republikanischen Staatslebens war die ganze Bildung des Volks gewurzelt; jetzt stellte sich in Alexander plötzlich allen dort überlieferten Anschauungen und Gewöhnungen eine einzige Persönlichkeit entgegen, die mit allgewaltiger Ueberlegenheit des Geistes und des Willens die Kräfte aller für die Entwickelung der Menschheit bisher bestimmend gewesener Staaten in ihren Dienst zwang und bis über die Grenzen des damals bekannten Ostens hinaus ein einziges monarchisches Weltreich begründete; wie durch Zauber war die Bühne des handelnden Lebens bis in Gebiete hinein erweitert, in denen nach den eigenen, auf die leichtgläubige Menge berechneten Darstellungen der Generale Alexanders das Fabelreich sich erschloß, wo Land und Leute von ganz andrer Art und Organisation sein sollten, als auf der bisher bekannten Erde. Gewaltigen Thaten wären Wirkungen von nie gesehener und unberechenbarer Tragweite gefolgt. Wie könnte man sich da sehr wundern, wenn unter den ungeheuren Eindrücken derselben dem erstaunten Geiste der bisherige Maßstab des Möglichen und Unmöglichen entschwand, wenn ihm die Schranke der Erfahrung aufgehoben zu sein

schien und nun an die Stelle der festen Gesetze dieser letztern die Phantasie ihr willkürliches Spiel unmittelbar in das Leben der wirklichen Welt hineintrug? Alexander selbst berechnete die Wirkung seiner mächtigen Thaten auf die Gemüther ganz richtig, als er zum ersten Male es wagte, sich zum Gott erklären zu lassen. Anfangs konnte solcher Anspruch noch Verstimmung erregen; wie sehr er aber aus dem Empfinden der Zeit heraus erhoben worden war, zeigt sich darin, daß schon bei den nächsten Nachfolgern Alexanders und sittlich durchaus unwürdigen Menschen (man denke nur an Demetrius Poliorketes) die Zuerkennung der Bezeichnung als Gott etwas ganz Gewöhnliches ward, ja daß die Ptolemäer in Egypten dieselbe auf den Münzen als ständigen Titel führten. In eigenthümlichster Weise sehen wir hier zwei anscheinend durchaus widerspruchsvolle Züge des Geistes zusammentreffen und grade die Vereinigung derselben giebt dieser Zeit ihren bestimmenden Karakter. Auf der einen Seite bekundete sich in der Vergötterung, wie sie Alexander ward, die hingebendste Verehrung des Großen und Ewigen im Menschen; sie war der Ausspruch eines Geschlechts, das sich als Erben der herrlichsten Errungenschaften schöpferischer Vorfahren fühlte; auf der andern Seite schloß sie nicht weniger das Geständniß in sich, daß den Nachkommen die urwüchsig schaffende Kraft entschwunden sei, das Gefühl, daß sie fortan in ihrem Wohl und ihrem Wehe dem Willen einzelner hervorragender thatkräftiger Naturen überantwortet sein werde, die sich in überlegener Ausnutzung des Zeitgeistes der Herrschaft zu bemächtigen wüßten. In der That hat es nie wieder eine Periode in der Geschichte gegeben, wo wie in dieser der Nachfolger Alexanders des Großen die Geschicke der Völker in so souveräner Willkür durch die Geltung der Persönlichkeit bestimmt worden wären, wie es hier durch drei Welttheile hin geschah; wo so im eigentlichsten Sinne ein Abenteurerthum über die Staaten gewaltet hätte. In einem Zuge und überall gleichmäßig vollzog sich der Uebergang von republikanischem Wesen zu dem monarchischen. Der Einzelne an der Spitze des Staats wurde der alleinige Mittelpunkt der handelnden Welt in der Weise, daß die Artung seines Karakters, seiner Triebe und Neigungen für das Schicksal der Gesellschaft durch alle Kreise hindurch bewegend und bestimmend wurde. In unmittel=

barer Folge dieser Wandlung erhielt jetzt auch das Weib, das früher einzig in dem privaten Leben seine Wirkungssphäre gehabt hatte, eine gänzlich veränderte Stellung. Die Gemahlinnen und Maitressen der Herrscher gewannen jetzt den eingreifendsten Einfluß und die Liebe begann eine geschichtliche Rolle zu spielen. Aber wenn auf diese Weise für die Freiheit und jene Art der Bildung, die nur in der Begeisterung der gotterfüllten Seele ihre Quelle hat, in diesem Geschlechte keine Stätte mehr war, so war doch der Drang nach Erkenntniß nicht geschwächt; er nahm nur eine andere Richtung.

Was der nun sich entwickelnden neuen s. g. alexandrinischen Literatur und Bildung ihrem innersten Gehalte nach das eigenthümliche Gepräge gab, war, daß sie allen unmittelbaren Antrieben des Gesammtlebens entrückt wurde und einzig in den Dienst individueller Bestrebungen und Tendenzen trat. Der Einzelne stand nicht mehr als zu seinem Theil Mitwirkender den öffentlichen Dingen, den Interessen der Nation gegenüber, sondern fortan galt ihm, ganz auf sich selbst zurückgezogen, nur das persönliche Interesse. Die überkommene geistige Regsamkeit, das Bedürfniß der Bethätigung und der poetische Sinn erhielten sich freilich, aber für Gehalt und Ziel der Thätigkeit wurde die Richtung auf das Aeußere, Unterhaltende, Nutzbringende, Positive, das bestimmende Moment; mit der Vergangenheit, wo der Markt und die Rednerbühne, sowie die Hallen und Gärten der Philosophen der Ort waren, von dem die Anregung zur Bethätigung ausging, fehlte ihm so alle lebendige Verbindung, daß er zu ihr wie zu einer völlig abgeschlossenen Zeit nur noch in der Reflexion ein Verhältniß fand. Aber selbst aus diesem, der frischen Schaffenskraft und der sittlichen Hebel immer mehr verlustig gehenden Leben heraus sollten die sich neu gestaltenden Bedürfnisse die Menschheit weitern Fortschritten zuführen.

Die großen Staaten, welche aus Alexanders Reich sich entwickelt hatten, waren allein durch die Waffen und ohne alle Rücksicht auf Nationalität begründet worden; aber je mannichfaltiger ihre Bestandtheile waren, je zufälliger das Verhältniß der Herrscher zu ihnen erschien, desto nothwendiger und unerläßlicher wurde es für diese,

den einheitlichen Stützpunkt ihrer Macht in der griechischen Bildung zu suchen; von dieser aus gestaltete sich der Organismus ihres Landes, von ihr wurde die Verwaltung getragen; die griechische Sprache war die Vermittlerin des Verkehrs zwischen den Völkern, die Trägerin aller Verbindungselemente unter ihnen. Groß und bedeutungsvoll indessen, wie die Huldigung war, die damit dem griechischen Geiste gezollt ward, so konnte es auf der andern Seite nicht fehlen, daß in der steten Berührung mit fremden Vorstellungen die Sprache und mit ihr das griechische Wesen selbst allmälig mehr oder minder fremdartige Einflüsse erfuhr und in Gefahr gerieth, an dem eigenwüchsigen Gehalte schwere Einbuße zu erleiden. Unter diesen Umständen drängte das äußere wie das innere Interesse der Herrscher sowie der griechischen Bevölkerung, deren tüchtigsten Köpfen eben nur das literarische Feld zu freier Bethätigung blieb, gleichmäßig dahin, den gewonnenen Vorrath der Bildung zusammenzufassen und zu ordnen und so den vielfach auseinandergehenden Bestrebungen gleichsam einen Halt zu sichern und ein Vorbild hinzustellen. So entstand denn nun eine in ihrem Karakter ganz neue Wissenschaft, welche sich die Kunde der griechischen Sprache und ihrer Denkmale nach ihrem gesammten Inhalte d. h. mit allen ihren Beziehungen auf religiöse und staatliche Dinge, Sitten u. s. w. zur Aufgabe machte und von ihren Begründern Grammatik genannt wurde. Ihrem Wesen nach auf diese Weise vorherrschend kritisch berichtend und sammelnd zog sie indessen in naheliegender Berührung dann auch die mathematischen und physikalischen Wissenschaften in ihren Kreis, so daß sie die sämmtlichen Kenntnisse der Zeit umfaßte.

Man sieht, der echte Schöpfergeist, der seine Antriebe aus den idealen Kräften des Lebens selbst zieht, war diesen Bestrebungen fremd; die Quellen, an denen sie sich nährten, waren die Bücher, die Luft, die sie zeitigte, die des Studirzimmers, wie denn klosterähnliche, zu gemeinsamen Arbeiten der Gelehrten angelegte Bauten, gleich dem Museum in Alexandria, und die Bibliotheken in andern Herrschersitzen und großen Städten, in Antiochia, Ephesos, Pergamos, Rhodos u. a. die eigentlichen Pflanz- und Pflegestätten der neuen Bildung wurden. Aber wenn so die letztere allerdings der lebendig wirkenden ursprünglichen Natur immer mehr entbehrte, dagegen der

todten Gelehrsamkeit und unfruchtbarer Grübelei das weiteste Feld eröffnete, so sind doch ihre Errungenschaften nicht nur für jene, sondern für alle Folgezeit von hoher und segenvollster Bedeutung geworden. Daß die Erziehung und Bildung der kommenden Geschlechter wesentlich von der Schule und dem Hörsaale aus ihre Leitung erhielt, lag in dem Karakter der Zeit und den Bedingungen ihrer Entwickelung einmal unabwendlich gegeben; aber grade jetzt begann sich in der Ausbreitung des römischen, durchaus einseitig auf das Praktische und reale Zwecke gerichteten Staates nach allen Seiten hin ein Geist zur Herrschaft zu erheben, der der richtigen Schätzung des Kerns der früheren idealen Bildung wenig verwandte Elemente entgegentrug. Unter solchen Verhältnissen war es ein unschätzbares Glück, daß unter dem Walten der ersten Ptolemäer in Alexandria eine Anzahl ausgezeichneter Männer, die für die großen Schöpfungen der Vergangenheit noch das volle Verständniß besaßen, in den Stand gesetzt wurden, dem geistigen Blicke der kommenden Zeit dauernd auf das Beste jener Schätze die Richtung zu geben. Vor allen knüpft sich das Verdienst hiervon an die Thätigkeit der alexandrinischen Grammatiker Aristophanes von Byzanz (240) und Aristarchos aus Samothrake, indem dieselben die Menge der ältern Dichter und Redner aus tiefgehenden strengen kritischen Gesichtspunkten sichteten und klassifizirten und die vorzüglichsten unter ihnen, ihre Werke beleuchtend, als mustergültig zusammenstellten. Mit dieser Thätigkeit haben diese Männer und ihre Strebensgenossen sich nicht nur ihre eigene Zeit dafür verpflichtet, daß dem Unterricht und der Erziehung eine tiefer befruchtende Grundlage gewahrt blieb; auch die unsrige hat ihnen die Früchte davon zu danken, wenn in späteren Jahrhunderten den aus dem Dunkel der Schulen des Mittelalters aufstrebenden Geistern das reinste Licht menschlicher Bildung den Weg erleuchtete.

Wie wichtig es war, das wahre Wesen der Alten in seinen innersten Gesetzen festzustellen gegenüber der Wandlung des Karakters der Zeit und ihres Geschmackes, muß schon der kürzeste Blick auf das, was die Zeit der Grammatiker selbständig in der Poesie hervorbrachte, klar machen. Unter allen ihren Dichtern ist nur ein einziger, Theokritos aus Syrakus (um 270), der uns noch durch den Ton

reiner Natur entzücken kann, und zwar ist sein Feld das Idyll, eine Gattung, die bis zu unsern Tagen herab überall da mit Liebe gepflegt erscheint, wo ein hoher Grad von gesellschaftlicher und künstlerischer Bildung den Trieb nach dem Stande glücklicher Einfalt und Genügsamkeit doppelt mächtig empfinden läßt. Die übrigen Dichtungen der Zeit geben uns fast durchgehends statt des Ergusses wirklicher Begeisterung nur künstliche Rhetorik, statt fördernder Gedanken nur todte Gelehrsamkeit und müssige eitle Spielerei mit Worten. Selbst das bedeutendste dieser Werke, die Argonautenfahrt des Apollonios von Rhodos (geb. 230 v. Chr.), hat für uns auf dem heutigen Standpunkte kaum ein anderes Interesse, als daß es erkennen läßt, wie der antike Karakter allmälig in den modernen überging. Wie sichtlich der Dichter überall Homer vor Augen hat und wie sorgfältig er namentlich bestrebt ist, in der Wahl und Ausführung der Bilder die gegenständliche Plastik zu bewahren: der Geist, der ihn leitet, ist ein völlig anderer. Die Subjectivität, aber ohne von einem kraftvollen Volksthum getragen zu sein, ist sich ausschließliches Gesetz geworden, zu ihr steht alles in Licht und Farbe in Beziehung und damit ist der beschreibenden Weise die Bahn geöffnet. Die Welt, die der Dichter darstellt, hat nicht mehr reale Wesenheit, in der sein eigenstes Dasein wurzelt, sondern ist in ihren Hauptelementen lediglich ein Spiel der Phantasie. Die Götter erscheinen nur noch als Maschinerie, ihr Verhältniß zur Handlung ist rein äußerlich, wo sich ihr Walten bethätigen sollte, da tritt die Zauberei herein. Die Gestalten der Helden sind bloße Schatten und haben von Individualitäten nichts als den Namen; in den gewaltigen Thaten, die Jason vollführt, erringt nicht die gottbegnadete Heldenkraft den Preis, sondern sie sind das interesselose Ergebniß des Zaubers. Dagegen wird nun hier das hauptbewegende Moment, der Mittel- und auch der Glanzpunkt des Epos das Weib und die Darstellung der Liebesleidenschaft. In der Zeichnung der Medea spricht uns in der That in lebendiger Unmittelbarkeit eine eigenwüchsige Kraft an. In allen diesen Zügen der phantastischen Schilderung des Zauberwesens, den ritterlichen Wunderthaten und der dämonischen Leidenschaft berührt sich, sieht man, die Dichtung im Karakter überraschend nahe mit der Romantik eines Ariost und Tasso.

Eine ähnliche Wandlung in der Richtung zu dem modernen Geiste hin, wie sie die Poesie erfuhr, vollzog sich nun auch in den bildenden Künsten, nur daß diese, denen nicht in solcher Weise wie jener die Freiheit Grundbedingung der Blüthe ist und die sich jetzt des förderndsten monarchischen Schutzes erfreuten, der frühern Vollendung sich näher erhielten. Die griechische Skulptur und Malerei war auch während des 4. Jahrhunderts bis auf Alexander in keiner Weise herabgegangen; sie hatte nur, im Einklange mit der Entwickelung des ganzen Lebens und Denkens, einen bewegtern Zug des Individuellen in sich aufgenommen. Noch immer hielten sich die plastischen Werke dieser Zeit, wie die Aphrodite von Knidos des Praxiteles, sein Satyr (von beiden Nachbildungen im Vatikan), die Aphrodite von Melos (im Louvre zu Paris), des Skopas Gruppe der Niobe (Nachbildung in Florenz), auf dem Gipfel des nur im Hochgefühl seines Wesens und nur um der Kunst willen schaffenden Griechenthums. Selbst in der Zeit der alexandrinischen Bildung blieb in der Plastik neben der alten Meisterschaft der Technik der schwungreiche Geist und der Adel des Schönheitsgefühls in voller Kraft; nur macht sich seit dem Beginn derselben allerdings auf der einen Seite eine gewisse Absichtlichkeit, ein Streben nach Wirkung, auf der andern eine Richtung auf den Ausdruck des Pathetischen und Karakteristischen geltend, wie sie von der früheren Höhe des lautern Ideals nothwendig abführen mußten. Als Erzeugnisse dieser Epoche kennzeichnen sich durch den einen oder andern der angedeuteten Züge — theils der rhodischen, theils der pergamenischen Schule angehörend — u. a. die Gruppe des Laokoon (im Vatikan), die sogenannte Gruppe des farnesischen Stiers (in Neapel), sowie der sterbende Fechter (auf dem Kapitol) und die Kriegergruppe: der Gallier, der sein Weib und sich selbst tödtet (in der Villa Ludovisi zu Rom), freilich im Uebrigen bewundernswerthe, nicht wieder erreichte Meisterwerke. — Neben dem Großen dieser Art hatte sich dann im gleichen Verhältnisse, wie seit dem 4. Jahrhundert das öffentliche Leben hinter das private zurücktrat, in der Plastik und der Malerei auch das Genre entwickelt, dem nun eine große Kraft zugewandt ward. Von der Vollendung, zu der dasselbe in der ersteren Kunst in dieser Zeit gelangte, giebt u. a. die kleine

Statue des sogenannten Dornausziehers (auf dem Kapitol), die wir als ihr angehörend zu betrachten haben, sprechendes Zeugniß; wie es in der Malerei gepflegt ward, davon können uns schon die staunenswerth zahlreichen Wandgemälde von Pompeji eine lebendige Anschauung bieten.

Die Architektur verlor allerdings unter den mannichfaltigen Aufgaben, die ihr in den zahlreichen Bauten der neuen Reiche gestellt wurden, die frühere Reinheit und mischte die verschiedenen Style; dafür aber führte ihr die Berechnung erweiterter umfangreicher Zwecke und die Zusammenfassung derselben in größere Anlagen ein Element des Malerischen in der Gruppirung zu, wie es die bisherige Kunst nicht gekannt hatte und das der Phantasie neue befruchtende Anregung geben mußte.

Die Musik endlich begann sich jetzt freier von der Dichtung zu stellen, der Einzelne unabhängiger von den überlieferten Normen seinen persönlichen Empfindungen Ausdruck zu schaffen. Darauf hin müssen wir es deuten, wenn betont wird, wie an den Höfen der Herrscher Sänger und Sängerinnen anfingen, durch Virtuosität sich hervorzuthun. Zugleich bereitete sich ein wichtiger Umschwung in dem Karakter des Tonlebens überhaupt dadurch vor, daß man nun in den östlichen Ländern mit einer größern Zahl von Instrumenten bekannt ward, während andere, wie die Wasserorgel, neu erfunden wurden. Zunächst war freilich der Einfluß davon wenig förderlich, indem er sich in dem Geschmack an roher Massenwirkung bekundete, indessen war die neue Richtung doch gegeben und eine Wandlung konnte nicht ausbleiben.

Wenn nach dem Gesagten der Umwandlungsprozeß der alten Bildung in die neue, wie dieser das Walten Alexanders des Großen die festen Bahnen wies, auf den erwähnten Gebieten im Vergleich gegen die frühere Zeit zunächst allerdings ein Absinken darstellt, so erfuhren dagegen die realen Wissenschaften aus dem veränderten Karakter des Lebens und seiner Begünstigung der Gewerbe, des Handels und der Industrie Anregungen zu Fortschritten, die alles bis dahin Erreichte weit hinter sich ließen; ja die Meister derselben, welche die Zeit hervorbrachte, sind grundlegend geblieben zum Theil bis in unsere Tage herein. So Euklides (um 300 v. Chr.)

für die Mathematik. Von ähnlicher Bedeutung für diese Wissenschaft und die Mechanik wurde Archimedes aus Syrakus (287—212), der Erfinder u. a. der sogenannten Schraube ohne Ende und des Flaschenzuges. Hipparchos aus Nicäa in Bithynien (im 2. Jahrhundert), der größte Astronom des Alterthums, stellt sich nach dem Urtheil der Fachmänner durch seine Beobachtungen und Entdeckungen den größten Neueren zur Seite (u. a. bestimmte er zuerst die wahre Länge des Sonnenjahres). Eratosthenes aus Kyrene (276—194) haben wir zunächst als den Begründer der wissenschaftlichen Geographie zu nennen, zugleich aber kann er in dem Umfange seiner Gelehrsamkeit — er war zugleich ausgezeichnet als Philologe, Mathematiker, Astronom und Philosoph und dabei Dichter — am besten den Kreis der Kenntnisse veranschaulichen, in welchem fortan der Inhalt der sogenannten freien Bildung sich beschloß und der auch von den Römern, die nun in den Vordergrund der Weltbühne traten, als maßgebend für ihre Ansprüche aufgenommen ward.

Das römische Volk erwuchs erst im 8. Jahrhundert vor Chr. und zwar aus den unscheinbarsten Anfängen, nachdem die italienische Halbinsel bereits seit Jahrhunderten von verschiedenen Völkerschaften zum Sitze einer blühenden Kultur gemacht war. Die Sprachforschung unterscheidet drei Urstämme dieser Völkerschaften, den japygischen, der vielleicht zuerst in die Halbinsel eingewandert war und dem wir in der geschichtlichen Zeit in dem südöstlichen Theile, jedoch schon im Absterben, begegnen, so daß er seit dem 8. Jahrhundert unter den griechischen Ansiedlern allmälig völlig verschwand; den etruskischen und den den Griechen nahe verwandten italischen, von welchen der letztere sich in zwei Hauptzweige theilt, den latinischen im alten Latium und den umbrisch-samnitischen, der letztere mit zahlreichen Unterabtheilungen — der Sabiner, Hirpiner, Volsker, Peligner, Marser u. a. — durch das mittlere Italien von der heutigen Romagna an bis nach Apulien hin wohnend.

Die Etrusker hatten ihren Hauptsitz an der Westküste von

der Tiber ab über den Arno hinauf; ein andrer Theil siedelte an der Etsch und den Mündungen des Po; ein dritter endlich in Campanien. Jede der drei Landschaften bildete einen Bund von 12 Städten, in denen ein Priesteradel, die Lukumonen, mit einem gewählten Könige an der Spitze, die unbeschränkte Herrschaft führte. Den Ursprung der Etrusker angehend, so geben ihnen die einen Berichte Lydien zur Heimath, nach den andern wären sie als Stamm der Rasener, wie sie sich selber nannten, von jenseits der rhätischen Alpen eingewandert. Alle noch heute von den Sprachforschern und Ethnologen in Deutschland, England, Frankreich und Italien mit dem größten Eifer gepflegten Bemühungen, die Spuren ihrer Herkunft weiter als bis zu dem letztern Punkte zu verfolgen, sind bisher ohne jedes sichere Resultat geblieben. Um über ihr nationales Wesen eine Anschauung zu gewinnen, bieten uns vor allem die Reste ihrer Kunst einen festern Anhaltepunkt, und nach diesen können wir nur soviel sagen, daß die Annahme einer Verwandtschaft mit dem griechisch-italischen Stamme uns unzulässig erscheint. Jene Reste zeigen uns das Volk allerdings zu einer hohen Kultur gelangt, aber der Karakter derselben unterscheidet sich von der des letztern Stammes auf das schärfste durch den Mangel einer eigentlichen Entwickelung. Der etruskischen Kunst ist durch alle verschiedenen Phasen der Ausbildung hindurch der primitive Grundzug des Unfreien, Unreifen und Barocken aufgedrückt geblieben.

Vom Beginn ihrer Ansiedlung der Seefahrt zugewandt standen die Etrusker schon frühe mit den Griechen in vielseitigem Verkehr durch die Handelsbeziehungen zu den griechischen Kolonien in Unteritalien, wo sie in Campanien, wie bemerkt, umfangreiche Niederlassungen besaßen, theils von den Pomündungen aus. Ueberdies hatten die Griechen an der Küste des eigentlichen Etrurien selbst mehrere Faktoreien angelegt; so in Pyrgi bei Caere (vor 536), auf Elba, wo sie die reichen Kupfer- und Eisengruben bearbeiteten, in Alsion (Palo), in Telamon u. s. w. Daß unter diesen Verhältnissen die etruskische Bildung griechischen Einflüssen auf das weiteste offen lag, bedarf keiner Ausführung und in der That geben sich die letztern in der etruskischen Kunst auf das deutlichste zu erkennen; aber sie sind durchaus äußerlich, nicht in das Innere aufgenommen.

Um unser Urtheil in dieser Beziehung festzustellen, bieten die namentlich im Vatikan vorhandenen Reste ein hinreichend ausgedehntes Feld: zahl- und umfangreiche Malereien aus den Gräbern von Vulci, Tarquinii u. s. w., Vasen, sowie Bildwerke, Schmucksachen und Geräthschaften jeder Art. Die Grabgemälde stellen theils festliche Züge, Reiterfiguren, Tänze, Spiele, Gastmähler, theils größere mythologische Szenen dar. In den erstern Gegenständen macht sich ein assyrisch-egyptisches Element neben dem griechischen vorherrschend geltend. Die Anordnung deutet in ihrer größern Lebendigkeit und dem Karakter der Bewegung auf griechische Muster; Form und Ausführung sind dagegen bei einer ausgesprochenen Neigung zum Schwammig-Weichen eckig, barock und orientalisch-konventionell. Ueberall bekundet sich nur der Geist der Nachahmung. Den Köpfen, die übrigens keineswegs unschön sind und etwas vom griechisch-germanischen Typus haben, fehlt es an aller Karakteristik und innerm Leben. In den mythologischen Szenen dagegen gewahren wir die Technik unter dem griechischen Einfluß auf eine bedeutende Höhe gediehen. Die Zeichnung der lebensgroßen Figuren ist durchaus korrekt, die Gewandung zum Theil, wie in dem Bilde Pluto und Proserpina, mit feinem Gefühl für schönen Linienfluß gebildet. Auf der andern Seite wieder sind die Kompositionen ohne allen schöpferischen Geist, roh realistisch mit sichtlichem Gefallen am Schrecklichen. Auch hier haben alle Gesichter etwas Starres, Ausdrucksloses, und in der Bewegung der Figuren fehlt jedes ursprüngliche Leben.

Ganz den nämlichen Karakter wie die Gemälde tragen die Bildwerke. Mehr den erstbezeichneten Malereien entsprechen die lebensgroßen Figuren auf den Sarkophagen, lang gestreckt ohne Verhältniß in den einzelnen Körpertheilen, sowie die kleinen Gestalten auf den Aschenkisten, bei denen die Körperform in schwammigem Wulst gleichsam nur angedeutet ist. Den Gesichtern ist dagegen überall mehr Fleiß zugewandt. Bei den Sarkophagfiguren, bei den einen mehr, den andern weniger, ganz besonders aber bei den in nicht unerheblicher Zahl erhaltenen Portraitköpfen tritt uns eine bestimmte Individualität glücklich ausgeprägt entgegen und auch hier finden wir den obenerwähnten griechisch-germanischen Typus.

Der gleichen Stufe künstlerischer Ausbildung wie die mytho-

logischen Szenen der Grabgemälde gehören auf der andern Seite die besten der erhaltenen etruskischen Statuen, wie die des Kriegers aus Todi (im Vatikan) und des Redners (in Florenz) an. Die Technik erscheint hier ebenfalls hoch entwickelt, aber ebenso fehlt auch das schöpferische, frei bildende, idealisirende Element.

Das große Geschick in der technischen Arbeit, das diese Statuen erkennen lassen, zeigen auch die Schmucksachen, goldene Kränze, Ketten, Ringe, ferner die Bronze- und Eisenarbeiten, Waffen, Wagen, Geräthe der verschiedensten Art in ausgezeichneter Weise, wie uns denn alle zahlreichen Reste auf diesen Gebieten ein sprechendes anschauliches Zeugniß geben, zu welcher Pracht und welchem Luxus das etruskische Leben entwickelt gewesen ist.

Die Architektur angehend, so trägt namentlich der Tempel der Etrusker eine durchaus originale Grundform, mit dem entschiedenen Typus des nordischen Holzbaues. Er bestand aus einem fast gleichseitigen Viereck, dessen eine Hälfte das eigentliche Haus, die andre eine aus Säulen bestehende Vorhalle bildete. Das Ganze wurde von einem hochgegiebelten Dache bedeckt, dessen Traufseiten erheblich vorragten. Namentlich war das Giebelfeld mit reichem bildnerischem Schmuck, meist aus gebranntem Thon, geziert. Ohne Zweifel haben wir in der römischen Baukunst in verschiedenen Zügen, wie beim Tempel, wenn das Haus sich auf einem Podest erhebt, während nur zu der Vorhalle eine Treppe hinaufführt, sowie in dem hohen Giebel etruskische Reminiscenzen zu erkennen; bei der verhältnißmäßig geringen schöpferischen Kunstanlage der Italiker und der durchaus praktischen Richtung ihres Wesens ist ein solcher früher Einfluß der Etrusker leicht zu erklären; aber ebenso muß uns schon der oberflächlichste Blick auf den ganzen Karakter der etruskischen Bildung sagen, daß die Römer niemals von dieser Seite her eigentlich fortbildende Lehrer erhalten konnten und daß, wenn ihre spätere Entwickelung auch in der Kunst Bedeutendes zeitigte, dies einzig griechischen Einwirkungen zuzuschreiben ist.

In S i z i l i e n, wo die Bevölkerung wahrscheinlich ebenfalls dem latinischen Stamme angehörte, begannen sich seit demselben Zeitpunkt, da der römische Staat entstand, die Ansiedelungen einerseits der Griechen, andrerseits der phönikischen, um 888 von Tyrus aus

an der afrikanischen Küste gegründeten Handelsstadt Karthago in einem Umfang zu verbreiten, daß in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. die beiden Nationen die Insel zu ziemlich gleichen Theilen im Besitze hatten, die Griechen hauptsächlich den Osten derselben, die Karthager den Westen. Von dieser Zeit jedoch nahm einseitiger die Macht der letztern einen immer höhern Aufschwung, derart Jahrhunderte hindurch, daß der Gang der Dinge ihnen die Oberherrschaft über den ganzen Westen des Mittelländischen Meeres und seiner Küstenländer, also auch die Bestimmung der Geschicke Italiens schien zuführen zu müssen; allein in dem heranwachsenden Rom reifte eine andre Entscheidung.

Der Stamm der Latiner hatte in der 34 Quadratmeilen umfassenden Ebene, die er in dreißig Gemeinden unter dem Vorstande Alba longa's bewohnte, bereits seit lange eine in sich geschlossene Nationalität entwickelt, als die Stadt Rom erstand. Von einer eigentlichen Gründung derselben, wie sie die Tradition darstellt, wird nach den Ausführungen Mommsens nicht mehr die Rede sein können und ebensowenig die Ansicht haltbar erscheinen, nach der das römische Volk aus einer Mischung der verschiedenen Racen der Etrusker, Latiner und Samniten hervorgegangen wäre. Für die Art der Entstehung der Stadt, wie der genannte Forscher sie entwickelt, sprechen zuviel innere und übereinstimmende Gründe, als daß sie dem Kerne nach je mit Erfolg sollten anzufechten sein. Nach ihm ging das römische Gemeinwesen in ähnlicher Weise wie einst Athen aus der Verschmelzung dreier Gaue — der Ramnes (Romaner, Römer), Tities und Luceres — hervor, die längst in Unabhängigkeit neben einander bestanden hatten, indem die Bewohner auf den Hügeln des linken Tiberufers ihre Burg besaßen und von den umliegenden Dörfern aus ihre Aecker bestellten. Die Umstände, die ihre Vereinigung herbeiführten, begründeten sich in dem Vortheile der Lage der Oertlichkeit für den Handel — einzig in dieser Beziehung in Latium — als nahe der Küste und doch fern genug, um gegen die zahlreichen Seeräuber geschützt zu sein. Unter dieser Gunst der Lage bildete sich hier allmälig ein Stapelplatz für die

ganze Landschaft. Die Nationalität der Gaue angehend, so stammten die Titier allerdings aus der Sabina, indessen gehörte diese ja einem den Latinern nahe verwandten Stamme an; in den Luceres aber ein fremdes Element zu suchen liegt durchaus kein Anhalt vor und völlig fern muß der Gedanke bleiben, als hätten zu der Zeit, da die drei Gaue zu einem einzigen Gemeinwesen zusammentraten, in den Einrichtungen desselben irgendwie ausländische Elemente zur Geltung kommen können. Der römische Staat erwuchs wie der Baum aus der Wurzel auf ausschließlich national latinischem Boden. Im Uebrigen legte sich das ursprünglich dreitheilige Rom „der sieben Berge", wie Mommsen darthut, einzig um den Palatin; die Stadt, welche das Kapitol zu seinem Hauptpunkte hat, ist erst die Schöpfung des Servius Tullius; bis auf seine Zeit herab bestand auf dem Quirinal eine zweite selbständige Stadt, gegen die in der Niederung zwischen dem Esquilin und dem Quirinal, der Subura, unterhalb S. Pietro in Vincoli ein fester Erddamm errichtet lag und deren Localität auch nach der Vereinigung stets besonders als collis gegenüber den andern montes bezeichnet geblieben ist. Die „sieben Ringe" des Palatin waren der Cermalus, der Abhang des Palatin gegen den in ältester Zeit zwischen diesem und dem Kapitol sich ausbreitenden Sumpf (velabrum); die Velia, der den Palatin mit dem Esquilin verbindende, später durch die kaiserlichen Bauten fast ganz verschwundene Hügelrücken; das Fagutal, der Oppius und der Cispius, die drei Höhen des Esquilin, und endlich die Subura.

Ganz eigenthümlich kennzeichnet den römischen Staat sein streng organisches Wachsthum aus seinen ursprünglichsten Formen und Verhältnissen heraus, sodaß der Geist, der diese trug, alle neu hinzutretenden Elemente unter seinen bestimmenden Einfluß brachte. Und wohl hat das Volk, das jene Formen schuf, gerechten Anspruch auf Bewunderung. Sie entwuchsen den Bestrebungen einer Lebensanschauung, deren Ziele allein innerhalb des Staates sich erfüllen. Wenn dem Griechen das Leben und Wirken im freien Staate nur eins der Mittel war, um zur Ausbildung des vollen Menschenthums zu gelangen und er über jenes Gebiet hinausstrebte in das

Reich des Schönen, so fand der Rom gründende Stamm schon im Staate selbst seine volle Befriedigung; einseitiger war seine Natur dem Nützlichen zugewandt; ihm genügte es in Bezug auf dieses ein fruchtbares Feld zur freien Bewegung und Bethätigung der Kraft zu haben und neben der Freiheit sich der Macht zu freuen, die den Besitz gewährt und sichert. Das Leben innerhalb dieses Kreises war deshalb das Gebiet, auf das ganz vorherrschend das geistige Streben, der Erkenntnißtrieb der Römer sich richtete. Nicht das Verhältniß des Menschen zur Weltordnung, sondern das zum Staat und dessen Ordnungen, wie es das Recht begründet, war es, was in Handeln und Denken ihren Lebensinhalt bildete. Um uns von der Geschichte anderer Völker und Staaten eine lebendige Anschauung zu verschaffen, sind wir gezwungen, in die mannichfaltigsten Gebiete geistiger Thätigkeit auszugreifen, uns eine Fülle von persönlichen Gestalten vor Augen zu führen und sie in den verschiedensten Richtungen des Handelns zu verfolgen; das Moment des Individuellen finden wir als das überwiegend Maßgebende für den Gang der Dinge: der Gehalt der römischen Geschichte dagegen bindet sich fast ausschließlich an die Geschichte der Verfassung und des Rechts; sowohl die innere Fortbildung des Staates wie sein Wachsen nach Außen vollzieht sich auf dem Grunde eines bestimmten Kreises von positiven Rechtsverhältnissen, die alle Bestrebungen der Einzelnen in sich aufnehmen, derart, daß um von der Entwickelung des Staates ein Bild zu geben, der Darsteller sich der Aufführung persönlicher Träger der einzelnen Momente fast entschlagen und gleichsam nur abstrakte Satzungen und Einrichtungen reden lassen könnte. In ihnen spiegeln sich in gleicher Einfachheit und Klarheit die Ursachen der Größe wie des Verfalls des Staates. Eben deshalb aber dürfen wir um so höher das Verdienst Mommsens anschlagen, der in seiner römischen Geschichte grade die Ausbildung der Verfassung mit einem Scharfblick und einer Gediegenheit, welche die ideelle Grundlage derselben bis in die Familie hinein verfolgen läßt, zum ersten Mal durch alle ihre Phasen klarzulegen gewußt hat. An seine Entwickelung müssen wir deshalb, soweit es sich um Positives handelt, wesentlich uns lehnen, indem wir im Folgenden versuchen, in kurzen Zügen die Entfaltung des Karakters der Römer, ihre Bedeutung

für die Weltgeschichte, ihre guten und verderblichen Einflüsse darzustellen. In Bezug auf Auffassung hier folgen wir dagegen nur dem eigenen Urtheil.

Wie tief und einheitlich mit der Consequenz des abstrakten Prinzips die hingebungsvolle Achtung vor einer höchsten Autorität, von der überhaupt die Festigkeit jedes Staatsbaues abhängt, das latinische Wesen beherrschte, zeichnet sich schon in dem Verhältniß der Familie, nach welchem der Hausvater (pater familias) die unbeschränkteste väterliche und eheherrliche Gewalt besaß. Der Vater konnte, lediglich nach seinem Ermessen an den Familienrath gebunden, rechtlich über Freiheit und Leben der Kinder verfügen, des Sohnes für seine ganze Lebenszeit, der Tochter, bis sie in rechter Ehe unter die Herrschaft des Mannes eintrat. Aber mit der Starrheit dieser Rechtssatzung einte sich thatsächlich die würdevollste sittliche Auffassung von dem Zweck und der Aufgabe der Familie und eine innere Einheit derselben, welche selbst durch die fernsten Grade der Verwandtschaft die Erinnerung an den gemeinsamen Ahnherrn in geschlossener Geschlechtsgenossenschaft zu bewahren strebte. Und wie auf diese Weise die rechtliche Machtfülle des Familienhauptes der Kraft und Reinheit des natürlichen Bandes nicht nachtheilig ward, so blieb sie auch weit entfernt, in den einzelnen Gliedern des Hauses das fruchtbare Selbstgefühl, das Bewußtsein persönlicher Unabhängigkeit zu beeinträchtigen. In der Gemeinde, in politischen Rechten und Pflichten war der Sohn dem Vater wie überhaupt die männlichen Verwandten einander völlig gleich.

In dem Verbande dieser freien Familien und Geschlechter stand nun außer den Sklaven eine zahlreiche Klasse Höriger (clientes), die factisch frei, aber auf Grund früherer Unterthänigkeit in mehr oder minder strengem Abhängigkeitsverhältnisse geblieben waren und der rechtlichen Vertretung durch den Bürger (Patrizier) bedurften. Neben ihnen bestanden die zweifelsohne schon seit der Begründung der Stadtordnung in erheblicher Zahl vorhandenen Insassen, ursprünglich Angehörige fremder Gemeinden, die sich, sei es als Grundbesitzer, sei es als Gewerbetreibende niedergelassen hatten und gegen die die Stadt keine andere Forderung geltend machte, als die Bezahlung eines gewissen Schutzgeldes.

Haupt und Herr der Gemeinde, durch deren Wahl bestellt, aber innerhalb der Gesetze unbeschränkt wie der Vater in der Familie, war der König; er leitete den Dienst gegen die Götter, er sprach das Recht und entschied über Freiheit und Leben, er ernannte alle Beamte sowie seine Nachfolger, er schloß Verträge, erklärte alle zum Schutz derselben unternommenen Kriege und führte das Heer im Felde; in der Ausübung dieser seiner Macht band ihn die Sitte einzig an den Rath einer von ihm selbst gewählten Versammlung, den Rath der Aeltern (senatus), ohne daß er sich indessen rechtlich durch diesen bestimmen zu lassen brauchte. Aber wie allmächtig so sein Gebot (imperium) sich darstellt — der eigentliche Souverän war die Gemeinde. Die Gesetzgebung erfolgte nur unter ihrer Mitwirkung, zu jeder Abänderung eines bestehenden Gesetzes war ihre Zustimmung erforderlich; wo es sich um irgend welche Abweichung von der ordentlichen Rechtsconsequenz handelte, wie bei der Verleihung oder Aufgabe des Bürgerrechts, bei der Begnadigung gegen ein Criminalurtheil, bei der Erklärung eines Angriffskrieges, da entschied und beschloß die Gemeinde; ferner wählte sie, wenn der König einen Nachfolger nicht ernannt hatte, einen Zwischenkönig, dem dann die definitive Wahl zu treffen oblag, kurz ihr stand die endgültige Ordnung aller rechtlichen Verhältnisse zu.

„Die Eintheilung der Bürgerschaft ruhte auf dem alten Normalsatz, daß zehn Häuser ein Geschlecht (gens), zehn Geschlechter oder hundert Häuser eine Pflegschaft (curia), zehn Pflegschaften oder hundert Geschlechter oder tausend Häuser die Gemeinde bilden; daß ferner jedes Haus einen Mann zum Fußheer (daher mil-es, Tausendgänger), jedes Geschlecht aber einen Reiter und einen Rathmann stellt. Bei der Zusammenlegung von Gemeinden tritt jede als Theil (tribus) in denselben Grundzahlen auf. In ihrer einfachsten Gestalt begegnet diese Verfassung in dem Schema der späterhin unter römischem Einfluß entstandenen latinischen oder Bürgergemeinden; durchgängig zählten dieselben hundert wirkliche Rathmänner (centumviri) und jeder derselben heißt „das Haupt von zehn Häusern“ (decurio). Aber auch in der ältesten Tradition über das dreitheilige Rom, welche demselben dreißig Curien, dreihundert Geschlechter, dreihundert Reiter, dreihundert Senatoren, dreitausend

Häuser und ebensoviele Fußsoldaten beilegt, treten durchgängig dieselben Normalzahlen hervor." Leicht begreiflich war diese Personalveranlagung in Wirklichkeit nie genau durchzuführen und blieb höchstens Erinnerung an einen einstigen Bestand. Das praktisch Wesentliche war augenscheinlich die Eintheilung in Curien. „Diese waren das einzige functionirende Glied in dem Organismus. Eine solche Pflegschaft war eine wirkliche corporative Einheit, die jede unter einem besondern Pfleger (curio) stand und einen eigenen Priester (flamen curialis) hatte; ohne Zweifel wurde auch nach Curien ausgehoben und geschätzt, und im Ding trat die Bürgerschaft nach Curien zusammen und stimmte nach Curien ab." —

Die Verfassung der römischen Gemeinde war vom Beginn an, wie man sieht, durchaus aristokratisch militärisch, ihrem eigensten Wesen nach auf Ausdehnung der Macht des Staates angelegt; und so kann es denn auch nicht befremden, daß die Ueberlieferung über die Zeit der Könige (die, so wenig sie als Quelle dienen kann, doch in ihrem Pragmatismus meisterhaft den großen politischen Sinn der Römer spiegelt) mit einziger Ausnahme des Nachfolgers des Romulus, des Numa Pompilius (717 — 679) nur von steten Fehden mit den latinischen Gemeinden und immer wachsender Erweiterung des Gebiets der Stadt zu berichten hat. Dem Numa wird dagegen die Einrichtung des Religionswesens zugeschrieben. Ohne Zweifel ist hier willkürlich, was im Laufe der Zeit sich bildete, zum Werke eines einzigen Gesetzgebers gemacht, indessen zeichnet sich damit nur desto sicherer und fester die Einheitlichkeit der nationalen Grundlage, aus der auch diese Ordnung, ebenso wie die staatliche, hervorwuchs. Auf das entschiedenste ausgeprägt steht die latinische oder hier besser gesagt, italische religiöse Anschauungsweise der der andern Nationen der Halbinsel und auch der ihr im übrigen verwandtesten der Griechen gegenüber. Die letztere war einem Volksgeiste entsprossen, der sich in steter unmittelbarster Beziehung zu der äußern Natur und unter der Herrschaft des Triebes empfand, das Wesen dieses Zusammenhangs, die Beziehung zwischen der Erscheinungswelt und dem Uebersinnlichen zu erfassen; ihre handelnde Götterwelt war das Erzeugniß eines immer weiter und tiefer dringenden Denkens über menschliche und göttliche Dinge, und entsprechend

diesem Gehalte, der die ganze Bildung der Nation umschloß, beruhte das Wesen des Kultus auf dem Bedürfniß, Ideen in lebendiger Gestalt anzuschauen. Dem Italiker war die Vielseitigkeit des innern Lebens, die reiche und schwungvolle Phantasie, aus der diese Religion entstanden war, nicht verliehen. Auch er hatte seine männlichen und weiblichen Göttergestalten, aber sie waren nicht wie die der Griechen lebendige Individualitäten, die den Menschen in sein eigenes Wesen einblicken ließen, sondern lediglich Personificationen von abgezogenen Begriffen; alles was an tieferes Sinnen über die Räthsel des Daseins gemahnen kann, lag diesen Gebilden gänzlich fern. Der Wesensgrundzug im Italiker war nüchterne Verständigkeit mit bestimmender Richtung auf das Faßliche und Praktische. Höchst bezeichnend für diesen Nationalkarakter giebt es sich, wie die vielleicht älteste und eigenthümlichst ausgeformte latinische Göttergestalt, der doppelköpfige Janus, ursprünglich wol der allschaffende Gott des Anfangs und des Endes, schließlich nichts andres als den Geist der verständigen Erwägung der Vergangenheit und der Zukunft versinnlicht. Aber wenn so der Italiker im Gegensatze zum Griechen in einseitig vergeistigender Beziehung zu seinen Göttern steht, so erscheint dieselbe doch darum in keiner Weise weniger tief und innig, wie schon das Wort religio das Wesen des Dienstes gegen den Gott als die feste Bindung an denselben (den sittlichen Begriff) bezeichnet. In dieser Auffassung erhielt denn auch die äußere Ceremonie gleichsam als die Verkörperung der Pflicht eine erhöhte innere Bedeutung. Arbeitsfreudig und genügsam beim Landbau die alte kernige Sitte und echte Frömmigkeit bewahrend, glaubte der Italiker, wenn er in den überlieferten Gebräuchen dem Gotte das Seine gab, von diesem dafür auch die Zuwendung seiner Gunst erwarten zu dürfen. Etwas von dem Verhältnisse des förmlichen Vertrages wohnte der italischen Gottesverehrung inne, wie denn ja in der Bedeutung, die dem Gelübde gegeben ward, diese Auffassung ganz entschieden ausgeprägt liegt. Eine Religion von solchem Geiste mochte nicht wie die griechische die Gefahr in sich tragen, den Verlockungen einer willkürlichen Phantasie zu verfallen, aber sie hatte dafür auch nicht die Kraft, einen stets tiefer fortbildenden Geist zu entwickeln und mußte schließlich zum todten Formalismus, zur selbstgenügsamen

Werkheiligkeit führen. Und in der That ist sie nicht allein selbst dieser Consequenz erlegen, sondern durch sie wurden, wie wir sehen werden, auch die gefährlichsten gleichartigen Elemente nachher dem Christenthume zugebracht.*) Ganz abgesehen aber davon, wie weit die italische Religion fruchtbar war und wie weit nicht: dem Geiste, der sie durchwaltete, auf das innigste entsprechend, wurde die Einrichtung des römischen Religionswesens mit bewundernswerthem Geschick dahin getroffen, das Staatswesen in allen seinen Zwecken und Tendenzen mit den religiösen Formen in Beziehung zu setzen und so zu heiligen und zu verklären. Dies giebt sich nicht sowohl in der Begründung der specifisch städtischen Dienste, wie namentlich des Jupiter optimus maximus, des Mars Quirinus, der Vesta (der Göttin des Stadtherdes) u. s. w. zu erkennen, sondern ganz besonders in der Bestellung der beiden Collegien der Augurn und der Pontifices, von denen die erstern aus dem Vögelflug den Willen der Götter zu erforschen hatten, während die letztern mit dem Pontifex Maximus an der Spitze eine Behörde von Sachverständigen bildeten, die mit der Oberaufsicht über den gesammten Kultus, das geistliche Recht, die Ceremonien und das Kalenderwesen betraut war. Keinen Vorgang gab es im politischen Leben und kaum ein Verhältniß im bürgerlichen, auf das nicht der Einfluß dieser in innigem Zusammenhange stehenden Collegien d. h. der staatlichen Gewalt, der sie dienten, sich geltend gemacht hätte.

Bereits den Nachfolger des Numa, Tullus Hostilius (679—640), läßt die Tradition den Kampf mit Alba longa be=

*) Der Mangel des schöpferischen und individuellen Gottesbewußtseins, wie es dem Griechen und dem Deutschen eignet, ist von den alten Italikern auch auf die heutigen Italiener vererbt. Konnte doch noch jüngst einer der erleuchtetsten Vorkämpfer der Freiheit Italiens, der Graf Cesare Balbo in seiner italienischen Geschichte die Lutherische Reformation als ein ganz unnöthiges Werk betrachten: die Welt habe an der Einen katholischen Religion völlig Genüge! Auch ein andrer Gesinnungsgenosse desselben, der im Uebrigen tief gemüthvolle Marchese Massimo d'Azeglio, zeigte für den religiösen und mit ihm innig verbundenen philosophischen Sinn der Deutschen so wenig Verständniß, daß er sie (in seinem recordi) mit diesen Bestrebungen einseitig in das Reich der Wolken verwies.

ginnen, der mit der Zerstörung der Stadt endigte und Rom so zum Führer des latinischen Bundes machte. Auch den vierten der Könige, Ancus Martius (640—617), schreibt die Sage erhebliche Erfolge in der Vergrößerung des Gemeinwesens zu, um dann in seinem Nachfolger, dem ersten Tarquinius (618—578), einen Regenten zu zeichnen, der zu verhängnißvollen verderblichen Bestrebungen neigt. Neben siegreichen Kriegen berichtet die Ueberlieferung von seiner Regierung namentlich die Ausführung gewaltiger Bauunternehmungen, der Herstellung der cloaca maxima, der Entsumpfung des Forums und der Ebnung des capitolinischen Hügels für einen Tempelbau. Außerdem soll er, um die königliche Würde auch äußerlich zu heben, die Abzeichen derselben und die Kleidung, wie sie in Etrurien hergebracht, nebst andern Gebräuchen, öffentlichen Spielen u. s. w. herübergenommen haben. Man sieht, die Tradition spiegelt hier deutlich einen Zustand, in welchem das Königthum zu einer Glanzentfaltung gelangt ist, wie sie absolutistische Tendenzen zu begleiten pflegt, und daß dieser Zustand zugleich im Volke Elemente barg, welche die letztern auf das gefährlichste anregen mußten, lassen uns die Vorgänge unter der folgenden Regierung nicht minder klar erkennen. Auch ist es nicht schwer, sie sich in ihrem Wesen zu veranschaulichen.

Das Verhältniß der Bürgerschaft zu den Clienten hatte im Laufe der Zeit einen völlig andern Karakter erhalten, als es in den Anfängen gehabt. Die Familienhäupter, an die die Bedingungen ihrer Lage ursprünglich sich knüpften, hatten längst Nachkommen Platz gemacht, welche die alten Rechte in voller Strenge weder geltend machen wollten, noch konnten, und so waren die Bande der Bevormundung nach und nach immer lockerer und schwächer geworden. Und wie auf diese Weise die persönlichen Beziehungen der Clienten gewandelt waren, hatten diese auch äußerlich durch ihre Zahl an Bedeutung gewonnen, wie schon der gängig gewordene Name, die „Menge" (plebs, pleo mit Bezug auf die mangelnden Rechte) zeigt. Neben ihnen standen in ähnlicher Lage und kaum minder zahlreich jene Bürger eroberter und aufgelöster Ortschaften, die nach dem politischen Systeme der Stadt, nachdem zwei Drittel des Gebiets als Staatsländerei eingezogen waren, theils gezwungen, theils freiwillig nach Rom übersiedelten, um hier unter dem Schutzverwandtenrecht zu

leben; und endlich die Eingewanderten, welche die Gunst der Verkehrsverhältnisse der Stadt herbeigezogen hatte. Ein großer Theil aller dieser Insassen war allmälig zu Wohlstand und Reichthum gelangt; kein Wunder deshalb, daß sich über ihre völlige Ausgeschlossenheit von allen politischen Rechten und ihre Unselbständigkeit eine steigende Unzufriedenheit unter ihnen kundgab, die um so bedenklicher werden mußte, als sich bei der Haltung des Königthums die frühere Harmonie zwischen diesem und dem Patriziat nun zu lösen drohte.

Aber eben in dieser verhängnißvollen Lage mit ihren Gefahren für den rings von Feinden umgebenen Staat sollte sich der gute Geist der Römer bewähren, indem aus ihr eine Verfassungsänderung hervorging, die der eigentliche Boden geworden ist, aus dem die Freiheit und die Größe des römischen Volks emporwuchs. Durch diese Reform wurde zum ersten Mal als Maßstab für die Regelung der Lasten die Eintheilung des Volks nach dem Besitzverhältnisse verfügt und damit ein Grundsatz in die Ordnung des Staatswesens eingeführt, mit dem fortan die starre Machtherrschaft der Geschlechter unverträglich war. Die Tradition giebt diesem Verfassungswerk den Nachfolger des Tarquinius, Servius Tullius (578 — 534), zum Urheber, denselben König, dessen Namen auch die noch heute angestaunten Reste jener gewaltigen Mauer bewahren, deren Errichtung die Verschmelzung der bisherigen palatinischen und quirinalischen Doppelstadt zu dem weltgeschichtlichen Rom verkündete.*) Dieser König ist deshalb von den spätern Römern stets in ähnlicher Weise als ihr höchster Wohlthäter gefeiert worden, wie von den Athenern Solon. Unter dem Einfluß dieser Auffassung hat sich dann aber allmälig der Blick in das thatsächliche Verhältniß der Entwickelung wesentlich getrübt: bereits der Reform des Servius Tullius sind Neubildungen und Einrichtungen zugeschrieben worden, die erst einer weit spätern Zeit angehören, so daß die neuere Forschung, die einem andern Pragmatismus folgt als die ganz mit

---

*) Die Servianische Mauer umfaßte außer jener Doppelstadt den Mons Tarpejus und den Aventin; der Name der Siebenhügelstadt ruhte indessen fortdauernd nur auf dem palatinischen Rom. Die uns geläufigen sieben Berge (Aventin, Palatin, Capitol, Coelius, Esquilin, Viminal und Quirinal) kennen die alten Schriftsteller nicht. (Mommsen.)

der Sage versetzte national=römische Geschichtschreibung, überall auf die störendsten Unebenheiten und Widersprüche stoßen mußte. Wenige Punkte der Geschichte haben deshalb den Scharfsinn der Gelehrten in solchem Maße beschäftigt wie dieser, ohne indessen lange Zeit hindurch zu mehr als theilweise glücklichem Erfolge zu führen; erst Mommsen ist es auf dem Wege, den er eingeschlagen, gelungen, auch hier volle Klarheit zu bringen. Wie derselbe darthut, war das Servianische Reformwerk, das für die ganze Zukunft des Staates so bedeutsam werden sollte, zunächst rein militärischer Natur und beschränkte sich einzig auf eine Neuordnung des Heerwesens; die politischen Rechtsverhältnisse ließ dasselbe völlig unberührt; es galt eben nur die Befriedigung des ersten in allen Umständen gelegenen Bedürfnisses, durch die lebendige Einordnung aller Volkstheile in das Staatsganze die vorhandenen Gegensätze mit einem sichernden Bande zu umschließen. Sahen diese sich erst in den Dienst eines gemeinsamen Zieles gezogen, so konnte man ihre weitere Ausgleichung ruhiger der Zeit überlassen; ja der innere Gehalt der neuen Ordnung war so treibend in dieser Richtung, daß man dem Urheber derselben die Anbahnung der Republik hat gradezu zum Plane geben können. Den Kern der Verfassung selbst nun angehend, so wurde durch dieselbe die Verpflichtung zum Kriegsdienste, die bisher persönlich gewesen war und nur auf den Patriziern geruht hatte, fortan an den Besitz gebunden und auf alle Ansässigen, mochten sie Bürger oder Plebejer sein, ausgedehnt. Pflichtig zum Dienste wurde jeder ansässige Mann vom siebzehnten bis zum sechszigsten Lebensjahre ohne Unterschied der Geburt. Nach der Größe der Grundstücke wurde, wie Mommsen das Verhältniß auf das anschaulichste begründet, die kriegspflichtige Mannschaft in fünf Klassen eingetheilt, von denen indeß nur die Pflichtigen der ersten oder die Vollhufner, in vollständiger Rüstung erscheinen mußten, während von denen der vier folgenden Reihen der kleinern Grundbesitzer, den Besitzern von drei Vierteln, Hälften, Vierteln und Achteln einer ganzen Bauerstelle zwar auch die Erfüllung der Dienstpflicht, nicht aber die volle Armirung verlangt ward. Nach der damaligen Vertheilung des Bodens waren fast die Hälfte der Bauerstellen Vollhufen, während die Dreiviertel=, Halb= und Viertelhufener jeder knapp, die Achtelhufener

reichlich ein Achtel der Ansässigen ausmachten, weshalb festgesetzt ward, daß für das Fußvolk auf achtzig Vollhufener je zwanzig der drei folgenden und achtundzwanzig der letzten Reihe ausgehoben werden sollten. Während so das Fußvolk in allen seinen Theilen ohne Rücksicht auf die Geburt geordnet ward, wurde dagegen in Betreff der Reiterei, die jetzt von 600 auf 1800 Pferde gebracht ward, bestimmt (wol weil das Corps dauernd zusammenblieb), daß das erste Drittel sich auch ferner als geschlossene Körperschaft nur aus den Patriziern rekrutiren solle, während die beiden neuen Drittel meist aus Plebejern zusammengesetzt wurden. Die nicht ansässigen Leute (proletarii) hatten zum Heere die Werk- und Spielleute zu stellen, sowie eine Anzahl Ersatzmänner, die unbewaffnet mit dem Heere zogen und wenn im Felde Lücken entstanden, mit den Waffen der Kranken und Gefallenen ausgerüstet in die Reihe eingestellt wurden. Zum Behufe der Aushebung des Fußvolks wurde Stadt und Weichbild eingetheilt in vier „Theile“ (tribus), wodurch die alte Dreitheilung wenigstens in ihrer localen Bedeutung beseitigt ward: den palatinischen, den der Subura, den esquilinischen und den collinischen, den der Quirinal und Viminal, die „Hügel“ im Gegensatz der „Berge“ des Capitol und Palatin bildeten. „Jeder dieser vier Aushebungsdistricte hatte den vierten Theil wie der ganzen Mannschaft, so jeder einzelnen militärischen Abtheilung zu stellen, so daß jede Legion und jede Centurie gleich viel Conscribirte aus jedem Bezirk zählte; offenbar um alle Gegensätze gentilicischer und localer Natur in dem einen und gemeinsamen Gemeindeaufgebot aufzuheben, und vor allem durch den mächtigen Hebel des nivellirenden Soldatengeistes Insassen und Bürger zu einem Volke zu verschmelzen.“ Der damalige Bestand des Fußvolks ergab in vier Legionen, jede zu 4200 Mann, eine Gesammtzahl von 16,800 Mann, 80 Centurien der ersten, je 20 der drei folgenden, 28 der letzten Klasse, ungerechnet zwei Centurien Ersatzmannschaft, sowie die der Werk- und die der Spielleute. Zu allen diesen kamen dann die 18 Centurien der Reiterei. Bei steigender Bevölkerung wurde nicht die Zahl der Centurien vermehrt, sondern die Neuzukommenden wurden den einzelnen Abtheilungen eingereiht; eine Einrichtung, von der natürlich die dauernde Einführung einer Vermögensschätzung unzertrennlich

war, die denn auch fortan in jedem fünften Jahre vorgenommen wurde.

In der staatlichen Stellung des Patriziats wurde auf diese Weise durch die neue Verfassung nichts geändert; die politische Alleinberechtigung desselben blieb ungeschmälert; wie eingreifend aber nichtsdestoweniger die Bedeutung dieser Verfassung war, wie tief sie den Keim unhemmbaren Fortschritts in sich schloß, ist nicht eindringlicher anschaulich zu machen, als es in dem Gange der Ereignisse geschieht, in welchem die Berichte den Nachfolger, den zweiten Tarquinius, das Königthum zu Grunde richten lassen. Von der Ermordung des Servius Tullius an folgt eine Gewaltsamkeit und ein Verbrechen dem andern in der königlichen Familie; aber nichtsdestoweniger tritt eine mächtige Partei der Patrizier in fanatischem Eifer mit dem Könige in Bund, nur um das Gewordene wieder umzustürzen, während doch das Walten des Königs deutlich genug zeigte, daß bei einer Rückkehr zu dem alten Zustande überhaupt an eine Herrschaft des Gesetzes nicht mehr zu denken war. In der That setzte sich derselbe in souveräner Willkür über alle hergebrachten Rechte hinweg. Der Senat wurde nicht befragt und nicht ergänzt, Todesurtheile und Confiscationen wurden ohne alle Form verhängt u. s. w. Kein Wunder denn aber auch, wenn alle Bessern im Patriziat, die in Sitte und Sinn für Recht und Würde bisher die Träger der Freiheit gewesen waren, solcher Herrschaft nicht minder abgeneigt wurden, wie es die Plebs längst gewesen war und endlich eine gewaltsame Abwerfung des Zustandes, die Abschaffung des Königthums überhaupt beschlossen. Die Mitwirkung der Plebs dazu war unentbehrlich, ward aber selbstverständlich leicht gewonnen; durch einen allgemeinen Volksaufstand wurde Tarquinius verjagt und Rom zur Republik gemacht (509).

Wenn uns auch die Berichte nicht hinlänglich klar sehen ließen, daß die Umwälzung das wohlgeplante Werk des Patriziats war, so würde es uns die Verfassung sagen, die den neuen Zustand begründete. In ihr giebt sich uns eine lebendige Karakteristik des Patriziats und des Geistes in demselben, wie er die ursprünglichen Einrichtungen der Königszeit geschaffen und getragen hatte und wie er den Gang der Folgezeit bestimmen sollte. Wir begegnen der

starren Selbstsucht und dem beschränkten Stolze eines Standes, der sich den Beruf zum Herrschen angeboren wähnt und der das ererbte Recht mit unbeugsamem Trotze als einen unverlierbaren Besitz vertheidigt; aber auf dem Boden dieser ausschließenden Tendenzen sind ihm auch hohe Tugenden geworden, eine strenge opferfreudige Pflichttreue gegen das Gemeinwesen, wie sie nur da erwächst, wo der Bürger in diesem seinen Lebenszweck erkennt; eine Selbstbewußtheit, der kein Ziel zu hoch ist und ihr zur Seite jene Genügsamkeit und edle Einfachheit der Sitte, die ihre dauerbare Kraft aus der Liebe zum öffentlichen Wohle zieht. So geartet stellte sich der echte Patrizier gleich abwehrend den Willkürübergriffen des Königthums entgegen, wie den Ansprüchen der Menge auf Ebenbürtigkeit im Rechte. Und aus diesem Karakter mußte sich die Plebs ihre Stellung in der neuen Verfassung bemessen sehen. Ohne Zugeständnisse und zwar sehr erhebliche Zugeständnisse konnte das Patriziat allerdings nicht abkommen; schon die Restaurationsbestrebungen der Königlichen machten es nothwendig, die Plebejer fest an die neue Ordnung zu knüpfen; aber was den Kern in der Regelung der Verhältnisse anbetrifft, so kann man sagen, nie hat eine Aristokratie die ihr in die Hand gegebene Macht einseitiger für sich ausgenutzt, als hier die römische. Nicht blos daß den Patriziern allein die Wählbarkeit zu den Aemtern vorbehalten blieb; in dem Organismus der Verfassung ward auch dafür gesorgt, daß sie sie ausschließlich im Interesse des Standes verwalten konnten. Die Gewalt des Königs ging geregelt und beschränkt an zwei jährlich von der Gemeinde gewählte Consuln über; in Zeiten der Gefahr wurde (von einem der Consuln) ein Dictator ernannt, der die ganze Staatsgewalt in sich vereinigte, dessen Amtsführung jedoch die Zeit von sechs Monaten nicht überdauern durfte. Den Plebejern wurde das Bürgerrecht ertheilt in der Form, daß sie in die Verzeichnisse der Curien eingeschrieben wurden, wodurch sie dann allerdings unmittelbar das wichtige Recht erhielten, in Criminalsachen Berufung an die Gemeinde einzulegen; dafür wurden aber jetzt den Curien ihre bisherigen politischen Befugnisse — die Ernennung der Magistrate, Annahme und Verwerfung der Gesetze, die Entscheidung auf Provocation — genommen und auf die Centurien übertragen, deren Gliederung nach dem Vermögens=

stande sich bestimmte und in denen allein die 80 Centurien der ersten Classe zusammen mit den 18 der Ritter alle übrigen an Zahl überwogen, so daß, wie die Besitzverhältnisse waren, den Patriziern immer der entscheidende Einfluß verbleiben mußte. Aber auch formell sollte dieser gesichert werden: für alle Beschlüsse der Comitien wurde die Bestätigung durch den Convent der Patrizier vorbehalten (patres auctores fiunt). Diese Bestimmungen waren indeß nicht die einzigen, welche die Macht der letztern den neuen Bürgern gegenüber festigten; lange geschult in der Kunst zu regieren, wußten sie auch zugleich das Interesse der Reichen unter den Plebejern mit ihrem eigenen zu verknüpfen und so den Stand von vornherein in sich selber zu theilen. Der Senat nämlich, dessen Mitglieder bedeutende ökonomische Vortheile dadurch genossen, daß ihnen die Verfügung über die Staatsländerei und die nur den Patriziern zustehende Nutzung der Gemeinweide unterstellt war, wurde jetzt zu einem bedeutenden Theile aus Plebejern zusammengesetzt (patres [et] conscripti), wobei die Wahl den Consuln zustand, die dann überdies, in Erhaltung eines schon unter den Königen bestehenden Brauchs, alle vier Jahre die Liste revidiren und ergänzen und so etwa gefährlich erscheinende Mitglieder beseitigen konnten. Im Uebrigen gelangte der Senat aus der bisherigen Stellung einer einfach berathenden Versammlung fortan immer mehr zu der gewichtigen Bedeutung einer organisch eingreifenden Behörde, indem er namentlich die Oberaufsicht über den von zwei Quästoren verwalteten Staatsschatz in der Weise erhielt, daß ohne seinen Willen derselbe nicht angegriffen werden konnte. Während so das Patriziat alle constitutiven Gewalten schon an sich beherrschte, gewann die Macht desselben noch eine weitere höchst bedeutsame Stütze auf dem religiösen Gebiete. Während nämlich bisher die Ernennungen der Priester durch den König geschehen waren, wurde jetzt den Männercollegien das Selbstergänzungsrecht verliehen, und die Ernennung der Einzelpriester dem Collegium der Pontifices übergeben. Natürlich erhielt das Standesinteresse durch die Priesterthümer nun eine noch viel einheitlichere Förderung.

Man sieht, thatsächlicher Einfluß auf die Leitung des Staatswesens wurde den Plebejern in dieser Verfassung nur im allergeringsten Maße gewährt. Die ganze Regierungsgewalt mit allen

Vortheilen, die von ihr ausgingen, blieb gleichsam eine Domäne des Patriziats, das nun die Stellung eines in umfassendster Weise privilegirten Adels erhielt. Der alte Geist der Ausschließlichkeit änderte sich so wenig, daß nach wie vor die Ehe zwischen Alt- und Neubürgerthum ungültig blieb. Ja die Gesinnung der Patrizier gegen die Plebs wurde in sofern noch ungünstiger, als sie fortan eifersüchtig zu wachen begannen, daß nicht die Opposition ein breiteres Feld erhalte. Nichtsdestoweniger aber hatten die Plebejer Großes gewonnen. Persönlich jetzt mit den Patriziern unter Ein Gesetz gestellt, hatten sie das hebende Bewußtsein, volle Angehörige eines unter den umgebenden Völkerschaften angesehenen Staates zu sein, und das schwungvolle Selbstgefühl, das damit gegeben war, zur Erlangung weiterer Rechte aufzurufen, sollte nur zu bald die kurzsichtige Selbstsucht des Patriziats den zwingenden Anlaß geben.

Schon seit der ersten Zeit hatten sich unter dem Systeme, nach welchem mit den eroberten Gemeinden verfahren ward, unheilvolle Keime entwickelt. Die Hälfte des gewonnenen Gebiets war an die armen Plebejer theils in Parzellen als Eigenthum überlassen, theils in Pacht gegeben worden; die andre Hälfte hatte das Patriziat für sich als Viehweide in Anspruch genommen, für dessen Nutzung dann dem Staate ein geringes Hutgeld entrichtet ward; indessen war unter den Königen vielfach auch der Plebs die Theilnahme gestattet gewesen. In dieser Praxis trat nun aber seit der Einführung der Republik eine folgenschwere Wandlung ein. In tendenziösester Weise suchte das Patriziat der Plebs die zugewandten Vortheile theils abzuschneiden, theils zu verkümmern. Die kleinen Landauslegungen wurden auf das äußerste beschränkt und die Pachtparzellen statt bisher auf bestimmte Zeit fortan nur unter steter Widerruflichkeit an Begünstigte gegeben; von der Nutzung der Gemeindeweide wurde die Plebs strenge ausgeschlossen. Die genaue Controle über den Besitz des Staates und seine Erträgnisse wurde bei dieser Verwaltung natürlich außerordentlich erschwert, Einzelnen, und zwar stets von den Patriziern, kam zu Gute, was der Gesammtheit gehörte, während die Steuerlast der schon Gedrückten immer schwerer ward. Und jede neue Eroberung, welche den unaufhörlichen Kriegen folgte,

konnte das Mißverhältniß nur vergrößern; die Patrizier fanden steten Gewinn, die Plebejer dagegen hatten nur Opfer zu bringen.

Die unausbleibliche Folge der angedeuteten Verhältnisse, der engherzigen rücksichtslosen Politik, in der das Patriziat sich in seiner allherrschenden Stellung zu festigen suchte, war, daß die Plebejer in tiefe Verschuldung geriethen, und die Noth entwickelte sich so schnell und in einem Maße, daß Alles hätte für ein schleuniges Ablenken von dem betretenen Wege sprechen sollen; statt dessen aber gab man den Mißgriffen noch den schärfsten Nachdruck, indem man den furchtbaren Schuldgesetzen, nach welchen Habe und Person des zahlungsunfähigen Schuldners dem Gläubiger zu eigen wurde, mit unnachsichtiger Härte und ganzer Strenge ihren Lauf ließ. Da erfaßte die Plebejer Verzweiflung. Nach vergeblichen Versuchen, gesetzliche Abhülfe des Druckes zu erlangen, entschlossen sie sich zum Aeußersten. In kriegsgerüsteter Verfassung vor der Stadt auf einer Anhöhe gelagert, die später der heilige Berg genannt ward, drohten sie mit völliger Trennung (495). Diese Entschiedenheit brachte endlich die Patrizier zum Nachgeben; die Ausgewanderten wurden durch ein Abkommen versöhnt, kraft dessen, abgesehen von Verfügungen vorübergehenden Karakters zur Abstellung der augenblicklichen Noth, die Plebs, um sich fortan gegen jede Willkür seitens der Patrizier gesichert zu sehen, besondre Vertreter zugestanden erhielt, die in Anknüpfung an das Amt der militärischen Abtheilungsführer, der Kriegstribunen, Volkstribunen (tribuni plebis) genannt, zur Erfüllung ihrer Aufgabe mit den umfassendsten Rechten ausgestattet wurden. Zunächst zwei an der Zahl von den Curien erwählt erhielten sie die Befugniß, jeden Beschluß der Consuln oder des Senats durch die Einlegung ihres Veto für ungültig zu erklären und daneben wurde ihnen das Recht ertheilt, unbeschränkt, ganz wie der Consul, Criminalurtheile zu fällen und ihren Spruch im Falle der Berufung zu vertheidigen. Der Besitz der vollen richterlichen Gewalt setzte sie in den Stand, selbst den Consul im Amte zu verhaften; sie selbst dagegen wurden für unverletzlich erklärt, so daß jeder, der Hand an sie legte, der Aechtung verfiel. Zugleich wurde, um ihre Beziehung zum Volke möglichst unabhängig von patrizischen Einflüssen zu machen, da die Curiat- und Centuriatversammlungen von einer Magistratsperson geleitet

wurden und die Abhaltung derselben der Begutachtung den Augurn unterstand, eine neue Abstimmungsweise der Bevölkerung nach den Tribus oder Quartieren eingeführt. Die bestehenden vierstädtischen Tribus gaben dabei den Ausgangspunkt; aber diese wurden jetzt auf die innere Stadt beschränkt und neben ihnen aus den Landbezirken siebzehn neue gebildet, so daß das gesammte Gebiet fortan in einundzwanzig Tribus eingetheilt ward. Diese Tribusversammlungen nun konnten ohne alle weiteren Förmlichkeiten von den Tribunen berufen werden und wurden von ihnen geleitet. Die Abstimmenden waren natürlich dieselben wie in den Centuriatcomitien, nur fand der allerdings wesentliche Unterschied statt, daß sie in den letztern nach dem Verhältniß des Besitzes gruppirt waren, während sie in den Tribus einfach nach Köpfen stimmten. Der Kreis der Berathungen dieser Versammlungen war erklärlicher Weise unmöglich genau zu umschreiben, aber ihre Beschlüsse waren in dieser ersten Zeit ohne alle bindende Kraft den Staatsgewalten gegenüber, deren verfassungsmäßige Functionen durchaus ihren bisherigen Gang nahmen.

Daß die Stellung der Plebs durch diese Einsetzung des Tribunats im tiefsten verändert werden mußte, liegt auf der Hand: die Plebejer wurden jetzt eine Macht im Staate; aber ebenso kann man sich auch nicht täuschen darüber, daß die neue Einrichtung die eigentliche Quelle der Uebel, an denen das Volk litt, unberührt ließ. Diese lag in dem Wesen des bestehenden Rechts, wonach dem Patriziat die Möglichkeit gegeben war, alles, was die Kraft und die Arbeit des Volks dem Staate erwarb, einseitig für sich auszubeuten. Wenn die Plebs wahrhaft weise wäre berathen worden, so würde sie den günstigen Moment benutzt haben, um eine regelmäßige organische Einwirkung vor allem auf die wirthschaftliche Verwaltung zu gewinnen; statt dessen wurde ihr im Kerne nur eine Berechtigung der Abwehr zuerkannt und zwar wurde sie dabei auf den Gebrauch eines revolutionären Zwangsmittels gestellt, das auf der einen Seite nur so lange wirksam war, als dem Volke das Uebel tragbar schien, die ganze Staatsmaschine gehemmt zu sehen, und auf der andern durch seinen bedrohlichen Karakter die Gegner zu vorbeugenden Gewaltsamkeiten gleichsam herausforderte. Aber man sieht bei diesem Aus-

trage, wie die Patrizier der Plebs lieber die verfänglichsten Waffen in die Hand geben wollten, als den Rechtsboden opfern, in welchem ihr verderbliches Bereicherungssystem seine Wurzel hatte; und zugleich ergiebt sich nur zu deutlich, daß wenn jener Boden unangefochten blieb, der Grund davon in dem Umstande lag, daß bereits die Vornehmeren unter den Plebejern als Mitglieder des Senats in dem gleichen Interesse mit den Patriziern verbunden waren.

Natürlich konnte solch ein Abkommen von vornherein nicht ohne hinterhaltige Berechnung geschlossen worden sein; die Patrizier getrösteten sich der Aussicht, das Zugestandene gelegentlich wieder zurücknehmen zu können, auf Seiten der Plebs vertraute man, daß mit den erhaltenen Waffen auch schließlich alles Fehlende zu erreichen sein werde. Indessen gab man sich doch damit auf beiden Seiten einer schweren Täuschung hin.

Das Patriziat hätte, wenn blinder Parteihaß überhaupt der Belehrung zugänglich wäre, schon aus dem Ende des Reactionsversuchs des Coriolan die Fruchtlosigkeit aller dieser Bestrebungen erkennen müssen. Ein Musterbild des unbeugsamen Starrsinns seiner Standesgenossen scheute dieser selbst die Verbindung mit dem äußern Feinde nicht, um die Wiederbeseitigung des Tribunats zu erzwingen (491), mußte jedoch sein Unternehmen mit dem ewigen Verlust der Heimath büßen. Auf der andern Seite aber deutete für die Plebs nicht minder sprechend das Schicksal des Consuls Spurius Cassius Viscellinus die spätere Erfahrung vor, daß keine Stärkung ihres Einflusses mehr im Stande sein sollte, für die ökonomische Verwaltung, namentlich die Verfügung über die Staatsländerei, eine constitutionelle Neuordnung auf ersprießlicher Grundlage zu erreichen. Spurius Cassius wagte es in der Ueberzeugung, daß das Wohl des Volks die Aufgebung des patrizischen Privilegs gebieterisch erheische, auf den Haß seiner Standesgenossen hin und beantragte in dem ersten s. g. Ackergesetze die durchgreifende Maßregel, das Gemeindeland zu vermessen und es theils zum Besten des Staatsschatzes zu verpachten, theils an die Bedürftigen zu vertheilen. Allein das Loos, welches er sich damit bereitete, war, daß er, nachdem es dem Senate gelungen, ihn des Strebens nach der königlichen Gewalt zu verdächtigen, des Hochverraths an-

geklagt und von den Centuriatcomitien zum Tode verurtheilt ward (486). Nimmermehr wäre der Consul den gewissenlosen Kabalen des Patriziats in solcher Weise erlegen, wenn nicht das letztere die Aristokratie der Plebs, die Reichen, auf seiner Seite gehabt hätte. Aber die wilde Gährung und Gewaltsamkeit stieg noch höher. Bis zu welchem Grade die Leidenschaften sich vergifteten, macht schon die einzige Thatsache hinreichend anschaulich, daß der Adel gegen den Tribun Genucius, der gegen zwei Consulare eine Anklage erheben wollte, sogar zum Morde griff (472); ein Frevel, der dann allerdings nur zum eigenen Nachtheile der Patrizier ausschlug. Schon im folgenden Jahre mußten sie es geschehen lassen, daß die Zahl der Tribunen auf fünf erhöht ward (um 457 stieg sie auf zehn) und daß die Wahl derselben von den Curien auf die Tribus überging.

Unmöglich konnte es anders kommen, als daß ein solcher Zustand steten Zwistes, in dem dabei die Criminaljurisdiction in der Weise, wie sie den erbittertsten Gegnern, den Tribunen und den Consuln, gleichmäßig zustand, gleichsam gesetzlich zur Parteisache gemacht war, allmälig nach allen Seiten völlig unerträglich wurde. Das Unwesen war um so drückender, als die Rechtssatzungen und Normen, nach denen geurtheilt ward, ein Geheimniß der Patrizier und dem Volke gänzlich unbekannt waren. Auf diesen Punkt richtete sich denn auch das Tribunat vor allem und mit ganzer Kraft. Im Jahre 462 beantragte der Tribun Terentilius Arsa die Bestellung einer Commission, um ein Gesetzbuch abzufassen, nach welchem die Consuln fortan zu richten haben würden. Mit allen Mitteln suchte das Patriziat die Sache hin zu ziehen; endlich jedoch (im Jahre 454) sah es sich zum Nachgeben gezwungen. Einstweilen schickte man drei Senatoren nach Athen um die dortigen Gesetze kennen zu lernen. Als sie nach zweijähriger Abwesenheit zurückkehrten, wurden dann für das Jahr 451 zur Abfassung der Gesetze zehn Männer aus dem Adel gewählt und für ihren Zweck, wie das überhaupt üblich war, mit der höchsten Regierungsgewalt bekleidet; das Tribunat, sowie das Provocationsrecht wurden suspendirt. Das Amtsjahr der Gewählten verlief so befriedigend, daß man, als am Schlusse desselben ein Theil ihrer Aufgabe rückständig geblieben war, zur Vollendung derselben für das nächste Jahr wiederum andre zehn Männer er=

nannte. Das neue Collegium hatte der Reihe von zehn Gesetztafeln, welche bereits veröffentlicht waren, nur noch zwei hinzuzufügen und dieselben auch bereits fertig gestellt; aber unter allerlei Vorwänden zögerte es selbst nach Ablauf des Jahres mit der Niederlegung seines Amtes, und bald wurde es nur zu klar, daß das Volk es mit einer patrizischen Verschwörung zu thun hatte, an deren Spitze die Seele des Decemvirats, Appius Claudius, stand. Wahrscheinlich rechnete die Adelspartei, daß, nachdem nun dem Volke in den Zwölftafelgesetzen die Rechtsgleichheit fest verbürgt sei, eine gewaltsame Beseitigung des Tribunats nicht schwer fallen werde. Das Recht, in Criminalsachen zu urtheilen, war bereits in den zwölf Tafeln allein den Centuriatcomitien zuerkannt worden. Der Unwille, den das Willkürregiment in der Menge hervorrief, war bedenklich, indessen fügte sie sich demselben thatsächlich doch längere Zeit; zwei Heere gegen die Sabiner und Volsker wurden ausgehoben und ins Feld geführt; endlich aber ward das Maß der Erbitterung durch die Frevel der Gewalthaber überfüllt. Die Ermordung des um seine Waffenthaten hochgefeierten ehemaligen Tribunen Siccius Dentatus und mehr noch die ruchlose Kabale, durch welche Appius Claudius eine edle Römerin, die Virginia, in seine Gewalt zu bringen suchte, brachten die Empörung zum Ausbruch (449). Wiederum sah die Stadt das Heer, mit den Tribunen an der Spitze, gewillt, für das zertretene Recht mit dem Schwerte einzustehen; vom Aventin herab, wo es Stellung genommen hatte, drohte jeden Augenblick der Kampf zu entbrennen. Da endlich bewog der Senat die zehn Männer zur Abdankung und ließ sich zur Unterhandlung herbei. Das Ergebniß derselben war ein neuer Vertrag, durch den das Tribunat und zwar wesentlich gefestigt in seinen Rechten wieder hergestellt ward. Den Tribunen wurde jetzt eine berathende Stimme im Senate eingeräumt und ihrer Befugniß, sowohl einzelne Verwaltungsakte als jeden Beschluß der constitutiven Staatsgewalten zu vernichten, ein weiteres Gewicht dadurch gegeben, daß den Beschlüssen der Tribusversammlungen ausdrücklich dieselbe Gültigkeit wie denen der Centurien zuerkannt ward, nur daß diesen natürlich die verfassungsmäßigen Competenzen, wie die Wahl der Consuln u. s. w., wie bisher verblieben; auch das Recht, unbeschränkt auf Geldbußen zu erkennen, wurde den

Tribunen gelassen. Endlich wurde die wichtige Bestimmung in die Verfassung aufgenommen, daß in Zukunft kein Beamter mehr eingesetzt werden dürfe, gegen den nicht Provocation gestattet sei; den Zuwiderhandelnden solle der Tod treffen.

Höchst karakteristisch für die Festigkeit des einen, das besonnene Maßhalten des andern der streitenden Theile hielten sich diese Errungenschaften der Plebs durchaus innerhalb der Grenzen, in welchen bei der Bewegung von 495 die Concessionen des Patriziats gemacht worden waren. Zum Schutze gegen Vergewaltigung und gegen Unbill Seitens des letztern war der Plebs damals das Tribunat verliehen worden; und das dort Zugesagte wurde jetzt Wahrheit; die Grundlage des Rechts, nach welchem geurtheilt ward, war dem Volke kundgegeben und die unparteiische Anwendung desselben ward gesichert. Aber weiter ging der Volkssieg des Jahres 449 nicht; die privilegirte politische Stellung des Patriziats blieb völlig unangetastet. Die Zwölftafelgesetze brachten in den ständischen Rechten in keiner Weise eine Aenderung, sowie denn auch die Ungültigkeit einer Ehe zwischen Altbürgern und Plebejern aufs neue förmlich ausgesprochen war. Unter solchen Umständen mochte denn allerdings der gewonnene Frieden als ein höchst unzuverlässiges Gut erscheinen; nach den Erfahrungen, wie in den sechsundvierzig Jahren des Kampfes die Bestrebungen des Tribunats, seine Macht zur Heilung oder Linderung der Schäden in der ökonomischen Verwaltung des Staates zu verwerthen, lediglich zu den verderblichsten Ausschreitungen der Leidenschaft geführt hatten, lag gar nahe die Befürchtung, daß jetzt das in sich gestärkte Tribunat die in den vorhandenen Gegensätzen liegenden Gefahren der Anarchie nur unfruchtbar verschärfen werde.

Aber das Erreichte erwies sich doch von tieferer und weitergreifender Bedeutung; es zeigte sich, daß schon mit der klaren Feststellung des Rechts und der damit verbundenen Beseitigung gehässiger Willkür den Leidenschaften der verderblichste Zündstoff genommen war, und was vor allem wichtig ward: die Erkenntniß, daß das Tribunat nun nicht mehr in seiner Existenz bedroht war, rief die plebejische Aristokratie fortan zu einer völlig andern Haltung auf. Während sie bisher den Mitgenuß der materiellen Vortheile des Patriziats sich durch die kleinmüthige Unterstützung aller Adelsinteressen zu ver=

dienen gesucht und grade dadurch ihren Standesgenossen die schwersten Wunden geschlagen hatte, wandte sie sich jetzt dem höhern Ziele zu, sich auch den Zutritt zu den Staatsämtern, die volle Gleichstellung mit dem Adel zu erkämpfen. Mit dieser Wandlung zu unabhängigem Streben sah sie dann auch von selbst das Tribunat zu dauerndem Zusammengehen mit ihr herangezogen, wenn dasselbe auch allerdings der Natur der Verhältnisse nach in dem Schutz und der ökonomischen Förderung der niedern Plebs seine erste Aufgabe sehen mußte, und auf diesem Gebiete ja die Interessen auseinander gingen. Immerhin fand sich jetzt unter einer Führung die gesammte Plebs vereinigt; eine Veränderung der Lage, deren Bedeutung sich bei dem Adel sofort mit einem die bisherige Haltung desselben durchaus erschütternden Eindrucke geltend machte. Schon wenige Jahre nach dem Sturze des Decemvirats (445) erlangte das Volk die Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen den beiden Ständen und zugleich wurde wenigstens im Prinzipe den Plebejern die Befähigung zur Bekleidung von Aemtern durch ein Gesetz zugesprochen, demzufolge statt der beiden Consuln auch Kriegstribunen mit consularischer Gewalt — und die letztere rein militärische Stelle stand seit der servianischen Verfassung auch den Plebejern offen — sollten gewählt werden können. Allein bald sammelte sich der Adel wieder zu der alten Zähigkeit des Widerstandes, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß der Zwiespalt der Interessen in den beiden Theilen der Plebs diese doch nur äußerst schwer zu einem wuchtigen Zusammenfassen ihrer Kräfte kommen lassen werde. Und nur zu richtig hatte er gerechnet. Kaum weniger als ein ganzes Jahrhundert hindurch gelang es ihm, den Sieg der Plebs zu verzögern. Schritt um Schritt nur und unter dem beharrlichsten Kampfe wich das Patriziat aus dem überkommenen Alleinbesitz; aber eben diese Energie seines Widerstandes wurde für die gedeihliche Entwickelung des Gemeinwesens nur in hohem Grade fruchtbar. In keiner andern Lage würde das Volk so wie unter diesem Ringen der „Besten" mit einander haben lernen können, jedwede in ihm gelegene geistige und sittliche Kraft zur vollen Tüchtigkeit zu entfalten und, obgleich mit einer Behörde an der Spitze, deren Macht wenn jemals eine zu Ausschreitungen reizen konnte, immer nur den Weg der strengsten Gesetzlichkeit zu

gehen. Indem der Adel nach allen Mitteln suchte, und sie zur Anwendung brachte, um sich in seiner Stellung gegen den immer stärker andrängenden Gegner zu behaupten, gab er selbst die lebendigste Anregung, alle in den einfachen Verfassungsformen schlummernden entwickelungsfähigen Keime herauszubilden und so dem ganzen staatlichen Leben einen erweiterten Organismus zu schaffen, in dessen bewegtem Getriebe dann das Volk den Blick in die eigenen Bedürfnisse zu üben und zu schärfen vermochte und vielseitigern reichern Antrieb zur Bethätigung erhielt. So wurde, um nur des wichtigsten Punktes zu gedenken, bereits im Jahre 435 von dem Consulate die bisher mit demselben verbundene Obliegenheit, alle vier Jahre die Bürger- und Steuerlisten festzustellen, nebst der Befugniß, die Plätze im Senat und in der Ritterschaft zu besetzen, abgezweigt und zu einem besondern Amte der Schätzung, der Censur, gemacht, das zwei Censoren, die von den Centurien aus dem Patriziat gewählt wurden, übertragen ward. Die nächste Absicht des Adels bei der Bildung dieses neuen Amtes war, sich eine weitere Position zur Geltendmachung seines Einflusses zu begründen; grade dieser Zweck erfüllte sich indessen nur in sehr beschränkter Weise; dagegen wurde das Amt später zu einer für den sittlichen Gehalt des römischen Staatswesens höchst bedeutungsvollen, tief eingreifenden Einrichtung ausgestaltet, und eben diese Entwickelung war das Ergebniß der heilsamen Einflüsse, welche der Wetteifer der plebejischen Aristokratie und des Patriziats mit sich führte. Je schwerer es der erstern ihre eigensüchtigen Tendenzen machten, die Sympathie der Masse für sich in die Wagschaale zu werfen, desto mehr mußte sie bestrebt sein, durch sprechende Verdienste ihr Ansehen zu stärken und ihr Gewicht zu stützen. Unmöglich aber war die Niederlage des Adels mehr aufzuhalten von dem Augenblick ab, wo es gelang, die gesammte Plebs zu einem einmüthigen Vorgehen zu verbinden; und das erreichten endlich die beiden Tribunen Cajus Licinius Stolo und Lucius Sextius Lateranus, indem sie als untheilbar die Anträge einbrachten einerseits, daß statt der Consulartribunen nur wieder Consuln sollten gewählt werden können und daß der eine derselben Plebejer sein müsse; und andererseits in Betreff der Staatsländerei, daß kein Bürger mehr als hundert Rinder und fünfhundert

Schaafe auf die Gemeinweide solle treiben und keiner mehr als 500 Morgen von dem Domanialland in Besitz nehmen dürfen. Durch den letztern Antrag war allerdings das Uebel auch jetzt nicht an seiner Quelle erfaßt, ja das schädliche System erhielt gewissermaßen eine gesetzliche Sanction; aber die Mißbräuche fanden doch wenigstens eine heilsame Beschränkung und selbst damit war, wie die Sachen einmal lagen, Bedeutendes gewonnen. Im Ganzen war mit der Annahme dieser Anträge (367), um die zehn Jahre gestritten sein soll, Rom zu seiner vollen Kraft gelangt und in den Stand gesetzt, was es in seinem politischen Leben an Karakter entwickelt hatte, auch nach Außen hin zur Geltung zu bringen. Seine Verhältnisse nach dieser Seite hin hatten es nur zu eindringlich belehren müssen, daß die Macht eines Staates einzig von seiner innern Einigkeit bedingt wird.

Die Revolution des Jahres 509, die Rom zur Republik machte, hatte den Staat aus der kraftvollen Stellung, die ihm die Könige an der Spitze des latinischen Bundes geschaffen hatten, in schwere Gefahren gebracht. Der etruskische König Porsena hatte die in sich zerfahrene Stadt mit Krieg überzogen und zwar mit so siegreichem Erfolge, daß sie den Frieden mit der Abtretung alles Gebietes auf dem rechten Ufer der Tiber hatte erkaufen müssen (507), und einen Augenblick konnte es scheinen, als würden die Etrusker, die damals auf den Höhepunkt ihrer Macht gelangt waren, das ganze Küstenland bis zu ihrem Städtebunde in Campanien hinab in ihre Gewalt bringen und damit eine fast gebietende Stellung in der Halbinsel gewinnen können. Aber die nächste Gefahr wurde durch die herbeieilenden Griechen von Kymä beseitigt, welche bei Aricia mit den Latinern die Vorgedrungenen zurückwarfen (506). Diese Griechen wußten, daß sie in den Etruskern zugleich ihre Todfeinde, die Karthager, bekämpften, denn beide standen in innigem Bunde, um die Einen vor allem in Sizilien, die Andern auf der Halbinsel ihre Herrschaft auszubreiten. Und noch Jahrzehnte lang schwebte dieser Bund unheilschwanger über den griechischen und italischen Stämmen, bis endlich an demselben Tage, wo die Griechen des

Ostens Europa's bei Salamis (480) ihre Freiheit gegen die Herrscher von Asien sicherstellten, auch die Griechen Siziliens unter Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent durch den großen Sieg bei Himera über die Karthager das Verderben der Civilisation für immer abwandten. Um 474 erfochten dann Hieron von Syrakus und die Kymäer bei Kymä einen entscheidenden Seesieg über die Etrusker, denen die Karthager vergeblich Hülfe zu bringen gesucht hatten; und während so ihre Macht von Süden aus eine Schwächung erfuhr, drang zugleich im Norden Italiens in den Galliern, welche bereits seit längerer Zeit erobernd die Alpen überstiegen und zu immer weiteren Theilen die Ebene besetzt hatten, ein vernichtender Feind auf sie herein. Von da ab sank der Stern der Etrusker immer rascher dem Untergange zu. Unter diesen Verhältnissen gelang es denn auch den Römern damals endlich, gegen jene nach langjährigen Kämpfen wenigstens das Verlorene wieder zu gewinnen (474). Indessen wenn auch die Stadt auf diese Weise allmälig in ihrer Kraft sich wieder festigte: eine Erweiterung ihrer Macht gegen die benachbarten Völkerschaften erfolgte doch während des ganzen Jahrhunderts nur äußerst langsam und zwar ausschließlich gegen Osten und Süden. Am Schlusse desselben konnte höchstens die Herrschaft über das Gebiet der Sabiner, Herniker und Aeduer dauernd gesichert erscheinen; mit den Volskern dagegen ward immer noch gestritten. Erst um diese Zeit wandte dann der Staat wieder seine ganze Kraft gegen Norden, indem er (im Jahre 406) das etruskische Veji angriff, das mit seiner gewaltigen Befestigung bisher jeder Ausdehnung Roms nach dieser Seite hin eine unübersteigliche Schranke entgegengesetzt hatte. Natürliche Anregung zu dem kühnen Unternehmen bot die große Veränderung, welche im Laufe des Jahrhunderts in der Gesammtlage der Etrusker eingetreten war und aus der sich jetzt die begründete Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg schöpfen ließ. Die Conföderation an den Pomündungen war längst den Galliern, welche Städte gründend — Mediolanum (Mailand), Brixia (Brescia), Verona — vorgeschritten waren, erlegen und schon während der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts sahen sich die Etrusker im Kerne auf den Besitz des heutigen Toskana beschränkt. Zu gleicher Zeit war auch ihre Conföderation in Campanien von den Samniten

angegriffen worden, die um 424 Capua eroberten. Man sieht, unter glücklichern Umständen konnte der Krieg gegen Veji nicht unternommen werden. In der That blieb dieses einzig auf die eigene Kraft und die Hülfe zweier benachbarter Orte angewiesen. Nichtsdestoweniger aber konnten die Römer die Stadt doch erst nach einer zehnjährigen Belagerung und nach einem Aufwand von Anstrengungen, wie sie dieselben nie zuvor gemacht, in ihre Gewalt bringen. Winter und Sommer mußte das Heer im Felde liegen, was dann die Veranlassung zu der wichtigen Neuerung ward, daß der Sold der Truppen auf die Staatskasse, d. h. den Ertrag der Domänen übernommen wurde. Mit der Eroberung Veji's (396) war den Römern nun auch der Weg nach Etrurien geöffnet, sodaß sie fortan jede Gunst der Verhältnisse zur weitern Ausdehnung ihrer Herrschaft in Freiheit benutzen konnten. Und grade jetzt sollte das Schicksal sie, gleichsam um ihrer Vergrößerungspolitik alle Wege zu bahnen, zu Vertretern der höchsten nationalen Interessen aller Völkerschaften der Halbinsel aufrufen.

Schon wenige Jahre nach der Niederwerfung Veji's waren die Gallier unter ihrem Anführer Brennus in das Herz von Etrurien eingedrungen und hatten die Stadt Clusium in solche Noth gebracht, daß diese jetzt sogar die Römer, die gehaßten Feinde ihres Stammes, um Hülfe anrief. Rom schickte Gesandte, die Gallier abzumahnen, dieselben wurden jedoch abschläglich beschieden und ließen sich in Folge dessen verleiten, an dem Kampfe der Etrusker Theil zu nehmen. Als die Gallier zur Sühne des verletzten Völkerrechts ihre Auslieferung verlangten, antworteten die Römer mit Absendung eines Heeres; an der Allia trat dieses dem in ungeheueren Schaaren anrückenden Feinde entgegen (390), wurde aber so völlig geschlagen, daß die Gallier ohne Widerstand in Rom einziehen konnten. Die Stadt wurde geplündert und verbrannt, nur das Capitol blieb in der Hand einer kleinen Besatzung. Sieben Monate wurde diese belagert, während die übrigen Schaaren, um Beute und Lebensmittel das Land durchstreifend, mit den römischen und latinischen Truppen zu kämpfen hatten. Schon nahte dem Häuflein auf der Burg der Hunger, da wandten sich die Gallier auf die Nachricht eines feindlichen Einfalls in ihre Heimath gegen ein Lösegeld zum Abzuge.

Rom lag in Schutt, die Verluste, die das Volk erlitten, waren ungeheuer, aber schwer wie sie lasteten, sie waren gering gegen die Bedeutung des Ruhms, mit dem jetzt die Stadt gekrönt stand als die Schützerin gegen die Barbaren. Allerdings mußte die augenblickliche Lage derselben sowohl den äußern Feinden wie den Unzufriedenen unter den Bundesgenossen gegenüber in hohem Grade gefährdet erscheinen, und in der That wurde die Kraft und die Festigkeit des Volkes von den verschiedensten Seiten, von Etruskern, Volskern und Bundesstädten herausgefordert. Allein nie hätte Rom das nationale Verdienst rascher belohnt wünschen können, als es im Kampfe gegen diese Angriffe geschah. Nicht allein, daß alsbald die volle Autorität über die Abgefallenen wieder hergestellt war: gegen Etrurien wurde der ganze südliche Theil bis zum ciminischen Walde erobert (383) und auch die Volsker wurden jetzt (bis zum Jahre 377) völlig unterworfen.

So stand Rom in dem Augenblicke als die Ausgleichung der Stände eine vollendete Thatsache ward (367) wie im Innern einig so nach Außen in einer Macht da, der unter allen Völkerschaften der Halbinsel nur eine einzige, wenn nicht überlegen, doch mindestens ebenbürtig war: die Samniten. Daß unter solchen Umständen sehr bald ein Zusammenstoß zwischen beiden erfolgen mußte, ergiebt sich klar, und nach dem Ausgange desselben bedingte sich das Schicksal Italiens. Die Vorsehung bestimmte zum Sieger Rom, das allein der höchsten Aufgabe gewachsen war, den geistigen und sittlichen Gehalt der einzelnen Völker einem größern nationalen Gedanken dienstbar zu machen. Die Samniten hatten bis zu dieser Zeit herab von ihren bergigen Sitzen zwischen Apulien und Calabrien aus fast den ganzen Süden der Halbinsel in ihre Gewalt gebracht. Die griechischen Küstenstädte, welche nach ungemein rascher und reicher Blüthe auch schnell innerlich verfallen waren, hatten den rüstigen Bergstämmen um so weniger zu widerstehen vermocht, als seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts mit diesen im Bunde auch der mächtige Tyrann von Syrakus, Dionysios (406—367), sie bekriegt hatte. Nur Tarent behielt eine ansehnliche Stellung. Indessen erwuchs

auch den Samniten kein wahrer Vortheil aus ihren Erfolgen: Was sie an Ausdehnung gewannen, ging ihnen in der Berührung mit den Griechen an natürlicher Einfalt und kerniger Sitte verloren. Organisatorisches Talent war ihnen nicht gegeben, und nie konnte deshalb auch ihr Bund zu einem größern staatlichen Mittelpunkte werden. Alles was von ihnen zur Fremde ging oder von der Fremde zu ihnen kam, verfiel in Halt- und Ordnungslosigkeit. Das gleiche Verhältniß, nur noch stärker ausgeprägt, waltete in der nördlichen Hälfte der Halbinsel. Die Gallier waren hier von den Pogegenden ab, östlich von den Venetern, westlich von den Ligurern umgeben, in dem ebenen Lande bis zu den Abruzzen gradezu herrschend; zwischen ihren Gauen lagen die Etrusker außerhalb des eigentlichen Tuscien bis nach Graubünden hinein in einzelne Stadt- und Landbezirke zerfallen. Gegenüber dieser Zerfahrenheit nationaler Tendenzen war die römische Eroberungspolitik von einem Staatsorganismus getragen, durch den allerdings jede nationale Sonderrichtung mit unnachsichtiger Strenge erdrückt ward, der aber durch die Gewalt des ihn belebenden Geistes, freilich nur nach und nach, aber unwiderstehlich aus den unfruchtbar liegenden Elementen ein neues größeres Gebilde voll schöpferischer Kraft erstehen ließ. Aus diesem Gesichtspunkte allein haben wir denn auch den Werth des Systems zu schätzen, durch welches Rom die mannichfachen Glieder seines Staatskörpers der einigen Leitung des Hauptes fügsam zu machen wußte. Auf den verschiedensten Stufen der Berechtigung erhielten dieselben ihre Stellung angewiesen. Den vortheilhaftesten Stand hatten die latinischen Städte, die freilich keineswegs alle noch die Rechte besaßen, durch welche sie in der Königszeit als Bundesgenossen den Römern fast gleichgestellt worden waren. Nach und nach waren sämmtliche Gemeinden in das Verhältniß der Abhängigkeit gekommen; mit der Ausdehnung der Eroberungen setzte sich in der Politik des republikanischen Hauptes der Grundsatz fest, alle nationalen Bünde und Genossenschaften aufzulösen; ausschließlich Rom behielt das Kriegs-, Vertrags- und Münzrecht. Im Besitze des vollen römischen Bürgerrechts blieben nur wenige der latinischen Gemeinden; die große Mehrzahl derselben mußte sich besondre einzelne Vortheile, theils auf privatlichem, theils auf politischem Gebiete genügen lassen. Der bedeutendste derselben war, daß sie

Antheil an der Nutzung der Staatsländerei erhalten konnten. Im Uebrigen hatten sie ihre eignen Gesetze und Beamten, welche in ihrer Eigenschaft als solche das volle römische Bürgerrecht besaßen. Noch verschiedenartiger waren die nicht latinischen, „italischen“ Bundesgemeinden gestellt, ganz entsprechend den unterschiedlichen Verhältnissen, unter denen der Vertrag mit ihnen geschlossen worden war. Ein Theil, wie einzelne Gemeinden der Sabiner und Herniker, standen den günstigstgestellten Städten latinischen Rechtes gleich; andre hatten am römischen Bürgerrechte keinen Theil, erfreuten sich jedoch im Uebrigen einer mehr oder minder umfassenden Selbständigkeit; allen gemeinsam aber lag die Verpflichtung auf, ein bestimmtes Truppencontingent zu stellen und auszurüsten. Diesen „Bundesgenossen“ gegenüber wurden dagegen die zur vollen Unterthänigkeit herabgedrückten Gemeinden einfach durch römische Präfecten regiert und hatten statt der militärischen Zuzugleistung nur Steuern zu entrichten. Man sieht, das System war mit großer Kunst darauf berechnet, durch die Theilung der Interessen unter den unterworfenen Völkerschaften die widerstrebenden Elemente derselben niederzuhalten, ohne doch das befruchtende Eigenleben derselben zu zerstören; die Leidenschaften sollten nicht erstickt, sondern nur den Zwecken des leitenden Staates zugelenkt werden. In wie staatsklugem Geiste indessen das Verhältniß der untergebenen Gemeinden auf diese Weise geregelt war, die volle Wirksamkeit verbürgte demselben doch nur die Einrichtung des Colonialwesens. Je mehr das Gebiet des Staates sich erweiterte, von desto umfangreicherem Gesichtspunkte aus begann man die Aussendung römischer oder latinischer Bürger in die eroberten Landschaften zu betreiben. Ganze Städte wurden jetzt mit ihnen bevölkert und zu starken Festungen gemacht, so daß die Ansiedler, die nach Weise der Freistädte (Munizipien) ihre Verfassung der der Hauptstadt nachbildeten, nicht allein unmittelbar römischem Wesen und römischer Sitte den Weg öffneten, sondern zugleich die sichernden Wächter der bestehenden Verhältnisse und Ordnungen waren. Wie fest aber und dauerbar so das ganze Gefüge ward, zeigte sich darin, daß es bis in die letzte Zeit der Republik selbst die größten Gefahren der Zersetzung überwand.

Der Krieg gegen Samnium begann 343 und dauerte

unter wenigen zeitweiligen Friedensjahren bis 290. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit hingebender Aufopferung geführt, und der Wechsel der Erfolge zeigte, daß das kernige Bergvolk an materiellen Kräften den Römern ebenbürtig war; ja den letztern würde große Gefahr gedroht haben, wenn die übrigen noch freien Völkerschaften zeitig aus der Erkenntniß gehandelt hätten, daß die Niederwerfung der Samniten unabweislich auch ihrer eignen Unabhängigkeit das Ende bringen werde; allein die Tarentiner kamen nicht über nutzlose Vorstellungen hinaus, und die Etrusker und Umbrer traten zu spät auf den Kampfplatz. Für Rom dagegen fiel der Vortheil der einheitlichen planvollen Leitung in die Wagschaale und der politische Karakter, der den sichern Maßstab für die Tragweite jedes Schrittes in sich trägt, zugleich mit der unbeirrten Entschlossenheit und Festigkeit des Willens, die allein die Launen des Glücks zu beherrschen vermag. Der ruhig gefestete, weithinwägende Sinn, mit dem die Römer allen Gefahren des Krieges gegenüberstanden, spiegelt sich wenn irgendwo eindrücklich in der Anlage der großartigen und bewunderten Militärstraße nach dem Süden, welche im Jahre 312 der Consul Appius Claudius unternahm. Und wie hier die bedachtsame Fürsorge der Staatslenker für die Verwendbarkeit der Volkskraft gegen Außen, so bekundete sich gleichzeitig die Unbeirrtheit ihres maßvollen Ganges in Betreff der innern Entwickelung in der Anordnung, welche im Jahre 304 der Consul Quintus Fabius Rullianus bezüglich der Bürgerversammlungen traf. Um nämlich auch ferner in der bewegten Zeit den gediegenen Elementen im Volke die Herrschaft zu sichern, verwies er alle nicht grundsässigen Leute sowie diejenigen grundsässigen Freigelassenen, deren Grundbesitz unter ungefähr 2000 Thaler unsres Geldes geschätzt war, sämmtlich in die vier städtischen Tribus, so daß die Landquartiere, deren Zahl bis zum Jahre 241 auf 31 stieg, den Ansässigen und Vermögenden vorbehalten blieben; in den Centurien dagegen wurden die nicht in die ländlichen Districte aufgenommenen Freigelassenen des Stimmrechts beraubt. Die Klarheit, Tiefe und Folgerichtigkeit des staatlichen Sinnes, wie sie in diesen Maßnahmen hervortritt, nicht blos die militärische Tüchtigkeit war es, was Rom gegenüber Samnium die Ueberlegenheit gab. Mit dem 290 ge-

schlossenen Frieden, der das Volk der römischen Führerschaft unterwarf, war freilich die Arbeit des Schwertes nicht vollendet; die volle Festigung der neuen Verhältnisse konnte erst erwartet werden, wenn auch die andern Völker, welche die Sache der Samniten zu der ihren gemacht hatten, überwunden lagen. Aber auch sie trieb der innere Zug der Dinge rasch dem Verhängnisse zu. Bereits im Jahre 284 standen wieder die Etrusker, die Sennonischen und Bojischen Gallier mit den Samniten verbunden im Felde, und 281 schloß sich dann auch Tarent der Coalition an, indem es dem Könige Pyrrhus von Epirus die Leitung der Angelegenheiten übergab. Pyrrhus war einer jener genialen abenteuernden Feldherrn, wie sie die Zeit Alexanders des Großen mit ihren gewaltigen Kämpfen zwischen der Civilisation des Westens und dem Orient so zahlreich hervorgerufen hatte. In ritterlichem Sinn träumte er von der Gründung eines italisch-griechischen Reiches und mochte dabei des syrakusischen Herrschers Dionys gedenken; allein Pläne solcher Art lagen weit ab von den Tendenzen derer, welche den König gerufen hatten, und schon von vornherein mußte es so der Verbindung beider Theile an der Grundbedingung dauernder Erfolge, der innern Uebereinstimmung, gebrechen. Allerdings erfocht Pyrrhus, dessen großes Feldherrntalent auf das wirksamste durch die die Römer überraschende Verwendung der Elephanten unterstützt ward, bei Herakleia einen vollständigen Sieg (280), drang bis ganz in die Nähe von Rom vor und gewann dann im folgenden Jahre eine zweite Schlacht; allein nicht einmal zu Unterhandlungen konnte er damit die Römer bewegen. In dieser zweifelhaften Lage des Königs wurde demselben von Syrakus, das den Karthagern nach langen Kriegen nur noch mit Mühe die Spitze bot, die Herrschaft angetragen. Pyrrhus nahm den Antrag an, und seine Stellung schien damit in einem Maße günstiger gestaltet, daß auf der andern Seite Rom und Karthago ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit einander schlossen, das erstere der karthagischen Flotte gegen Tarent, das andere der römischen Macht zur Festhaltung des Pyrrhus in Italien bedürftig. Die Kriegführung des Königs in Sizilien war so glücklich, daß die Karthager binnen Kurzem auf den Besitz von Lilybaeum sich beschränkt sahen. Leicht hätte er diese jetzt von dem Bündniß mit Rom wieder abziehen können, gegen die Be-

lassung von Lilybäum boten sie selbst ihm den Frieden an, allein das Glück hatte den abenteuernden König verblendet, auch zur See wollte er der Karthager Meister werden. Mit militärischer Strenge die Bevölkerung der Insel unter seinen Willen beugend, zog er alle Hülfsmittel derselben zum Bau einer Flotte heran; in erstaunlich kurzer Zeit gelang die Herstellung derselben, aber die großen Anstrengungen wurden nicht unter der Gunst des Schicksals aufgewandt, bei der Einschiffung nach Tarent erlitt die neue Flotte im Kampfe mit der karthagischen eine schwere Niederlage (276); ein Schlag, nach welchem unter den vorhandenen Verhältnissen nicht nur der Verlust Siziliens für Pyrrhus entschieden war, sondern auch jedem Versuche desselben, sich in Italien zu behaupten, nur eine kurze Frist gesetzt sein konnte. Schon im folgenden Jahre fiel die letzte Entscheidung in der Schlacht bei Benevent und zwar so lastend für ihn durch die Einbuße an Mannschaft und an Schätzen, daß er sogleich nach Griechenland zurückkehrte. Die nun sich selbst überlassenen Völkerschaften kämpften noch einige Jahre gegen die Nothwendigkeit der Unterwerfung an, jedoch natürlich nur ihr Loos damit verschlimmernd. Tarent mußte sich im Jahre 272 Rom ergeben, die Samniten widerstanden am längsten, aber auch sie wurden bis zum Jahre 271 völlig überwunden. Neue Colonien, Festungs- und Straßenanlagen sicherten das unterworfene Land von der Südspitze Italiens bis zu den Gauen der Gallier im Norden hin.

Das Unternehmen des Pyrrhus war für ihn selbst ergebnißlos gewesen, aber für Rom hatte es die wichtige Folge, daß die Politik desselben mit Nothwendigkeit noch tiefer auf den Weg der Eroberung gelenkt ward. Alle Vorgänge des Kriegs, die Zustände in Sizilien während desselben hatten es nur zu klar gemacht, daß von dort sowohl Seitens der Syrakusaner wie der Karthager stets die Erschütterung des gewonnenen Besitzstandes gefürchtet werden mußte. Und die Beachtung solcher innern Momente der Lage wurde fortan für das Handeln des Staats um so maßgebender, als bereits seit längerer Zeit die Leitung desselben sich immer einheitlicher in den Händen des Senats concentrirt hatte. Diese innere Veränderung

der Verfassung war nicht sowohl eine planmäßige Neuerung als vielmehr durch das Gewicht der Verhältnisse nach und nach herbeigeführt worden, nachdem in gleichem Schritt mit dem wachsenden Umfang der Republik nicht nur eine weitere Theilung der Aemter stattgefunden hatte, — wie denn u. a. um 366 vom Consulate gleich der Censur auch die Rechtspflege abgezweigt und für dieselbe ein Prätor bestellt worden war —, sondern auch im Zusammenhange damit eine Beschränkung ihrer Kompetenz. Die Abgrenzung der Geschäftskreise war die Sache des Senats, eine Befugniß, die schon an sich die Stellung der Behörde erhöhte. In ganz besonderm Maße aber mußte diese an Ansehen gewinnen, als ein schon bald nach dem Abschluß des Ständekampfes erlassenes Gesetz jedem Consul und Prätor unmittelbar nach Niederlegung seines Amtes Sitz und Stimme im Senat verlieh und damit diesem unabhängig vom Censor den steten Zuwachs von aus dem Volke hervorgegangenen und an Kenntnissen und Erfahrungen besterprobten Männern verbürgte. Erklärlicherweise konnte es einer solchen Körperschaft nur leicht werden, in Phasen der Umbildung und des Schwankens der Verhältnisse grade die wichtigsten Rechte wie das der Friedensschlüsse, der Ernennung des Dictators, die beim Sturze des Königthums auf den Consul übergegangen waren, thatsächlich an sich zu ziehen und so sich im vollsten Sinne zum Haupte des Staates zu machen. Auf das unmittelbarste wurde nun aber von dieser Wandlung in der Stellung des Senats auch das Tribunat betroffen, indem seit der Einigung der plebejischen und patrizischen Aristokratie diese es sich mit der entschiedensten Einmüthigkeit zur Aufgabe machte, jenes Amt, das in seinem Ursprunge gleichsam ausschließlich den Beruf zur Opposition erhalten hatte, in die Sphäre der Regierung herüberzuziehn und den Bestrebungen dieser in Dienst zu stellen. Die Umstände waren diesen Tendenzen um so günstiger, als die immer wachsende Ausdehnung des Gebietes die reichste Gelegenheit bot, bei der Ausführung der Colonien durch zahlreiche Landaustheilungen den Bemühungen der Tribunen für die ärmere Plebs in umfassender Weise entgegen zu kommen. Zu der Befugniß, in den Verhandlungen des Senats das Wort zu ergreifen, wurde den Tribunen jetzt auch das Recht verliehn, das sonst nur der Consul und der Prätor besaß,

denselben zu berufen und Beschlüsse zu erwirken. Und in der That erwies sich diese geregelte Betheiligung des Tribunats an der Verwaltung wie der Politik der Aristokratie auch dem Staate in hohem Grade förderlich: lange Zeit hindurch blieb es seines revolutionären Karakters entkleidet und wurde ein fruchtbares Vermittelungsorgan zwischen der Regierung und dem Volke. So gesellten sich unter den großen Erfolgen der Gemeinde alle bewegenden Kräfte derselben zu innigem Zusammenwirken zu einander. Eine höhere Gunst der Verhältnisse, dem Volksgeist freie Bahn der Entwickelung zu schaffen, konnte nicht erstehn, aber wie die Natur desselben einmal auf die reichere Ausgestaltung des ideellen Lebens nicht gerichtet war, sondern einseitiger dem Triebe auf die Durchbildung des Staatswesens folgte, so wirkte die mächtige Anregung wesentlich auch nur nach dieser Seite hin. Und wohl ist sie hier im vollen Maße fruchtbar geworden. Eben das Walten des Senats seit dieser Zeit im Innern wie nach Außen zeigt eine Tiefe des Einblicks in die Dinge, eine Kraft des Geistes und des Willens und eine Würde der Gesinnung, wie sie nur in dem festen Grunde kernigen, sittlichen und strebsamen Volkssinns wurzeln kann.

Der Umstand, daß Messina, wo sich Syrakusanische Söldnerbanden einen eignen Raubsitz gegründet hatten, von diesen an Rom übergeben ward, führte den Krieg mit Karthago (264) herbei, noch ehe der Senat das Nöthige hatte vorsehn können, um den Staat der neuen gewaltigen Aufgabe, die ihm damit gestellt ward, völlig gerüstet entgegenzuführen. Bisher hatte Rom nur den Landkrieg gekannt, jetzt aber galt es den Kampf gegen die erste der Seemächte, in welchem eine Flotte das nothwendigste Bedürfniß war, und von einer solchen waren höchstens die Anfänge vorhanden. Die Gefahr erschien um so größer, als das Eingehn in das Angebot jener Söldlinge die Römer zugleich in Krieg mit den Syrakusanern verwickelte, die ein Jahr zuvor den jungen Hieron aus dem Geschlechte Gelons an ihre Spitze gestellt hatten. Aber das Glück ging auch diesmal mit der kühnen Entschlossenheit und dem wagenden Muthe. Bereits das erste Landtreffen brachte Rom einen Sieg, der sogleich

den König Hieron von den Karthagern ab auf die Seite des letztern zog. Alsbald wurde dann der Flottenbau in Angriff genommen, und der geniale Blick, mit dem die Römer ihre Maßregeln im Kriegswesen stets auf den Punkt hin zu berechnen verstanden, wo der Gegner seine Stärke besaß, ließ sie auch jetzt ein Mittel finden, die Karthager des durch lange Schulung gewonnenen Vortheils der Beweglichkeit ihrer Schiffe und der auf sie gegründeten Taktik zu berauben, indem sie durch die Herstellung von Enterbrücken, die auf die feindlichen Schiffe geworfen wurden, den Seekrieg gleichsam in einen Landkrieg umzuwandeln wußten. Schon die erste Seeschlacht (bei Mylae 260) wurde glänzend gewonnen. Wenige Jahre darauf konnten die Römer den großen Zug wagen, den Feind im eignen Lande anzugreifen. Nachdem sie auf der Höhe von Eknormos siegreich eine Seeschlacht geschlagen, in der sich die Gesammtzahl der gegen einander stehenden Heere auf 300,000 Mann belief, verschanzte sich der römische Consul Regulus in Tunes unmittelbar vor Karthago mit über 15,000 Mann. Die Lage des letztern war so gefährlich, daß es den Frieden anbot unter Abtretung von Sizilien und Sardinien, Rom lehnte jedoch ab; es kämpfte um höhern Preis, diesmal indessen, um später sich mit geringerm begnügen zu müssen. Regulus wurde von dem spartanischen Condottiere Xantippos geschlagen, die große römische Flotte, welche den Rest der Truppen abholte, wurde bis auf ein Drittel vom Sturme vernichtet. Unter gewaltigen Anstrengungen ward der Kampf weitergeführt. Neue Schlachten und neue Stürme forderten von beiden Seiten ungeheure Opfer, allgemeine Erschöpfung schien den Krieg zu lähmen, da führte endlich nach zweiundzwanzigjährigem Ringen eine letzte patriotische Anstrengung der Römer die Entscheidung herbei. Durch freiwillige Zeichnungen wurde eine neue Flotte von 200 Fünfdeckern mit einer Bemannung von 60,000 Matrosen geschaffen. Der Consul Lutatius Catulus überrumpelte mit derselben die Häfen Lilybaeum und Drepana und schlug dann die herbeigeeilte, mangelhaft ausgerüstete karthagische Flotte bei der Insel Aegusa gänzlich. Karthago mußte jetzt Frieden schließen (241). Sizilien und die umliegenden Inseln wurden abgetreten und eine Summe von 5½ Millionen Thalern unsres Geldes Kriegskosten bezahlt. Im Uebrigen

wurde die Selbständigkeit und Integrität des karthagischen Staats ausdrücklich erkannt.

Mit Aufrichtigkeit fand sich indessen in das so begründete Verhältniß keiner von beiden Theilen. Zu deutlich hatte der Gang der Dinge gezeigt, daß diese Gegner nicht unabhängig neben einander stehen konnten, nur ihre Ermattung hatte ihnen Mäßigung auferlegt, und der Friede konnte lediglich als ein Waffenstillstand betrachtet werden, in dem es zu neuem Kampfe zu rüsten galt. Diese Auffassung scheute sich denn auch Rom nicht als der glücklichere Rival mit cynischer Offenheit zur Schau zu tragen, ja sein Vorgehn schloß geradezu die Erklärung ein, daß es fortan die Machtfrage über jedes Recht stellen werde. Unmittelbar nach dem Friedensschlusse war das gebeugte Karthago in Folge der Härte seines Regierungssystems und seiner sprüchwörtlichen Unzuverlässigkeit im Worthalten den eigenen Unterthanen und namentlich den Söldnern gegenüber in die größte Bedrängniß gerathen, von allen Seiten drohte Abfall und Empörung. Diese gefährliche Lage benutzten die Römer, mit den Aufständischen in Sardinien in Verbindung zu treten und sich der Insel zu bemächtigen. Den bloßen Protest gegen die Vergewaltigung mußte die Stadt mit der Zahlung von 2 Millionen Thalern Entschädigung für die verursachten Kriegskosten entgelten (238). Mit gleicher Willkür wurde den Etruskern Corsika genommen.

Durch den Erwerb der außerhalb des Festlandes gelegenen Besitzungen wurden wie die äußern, so die innern Verhältnisse des römischen Staats alsbald und in immer steigend nachhaltiger Weise berührt. Zunächst führte die Schwierigkeit, diese Besitzungen unmittelbar in den politischen Organismus der Halbinsel einzufügen, zur Begründung einer eigenen Verwaltung für sie: sie wurden als Provinzen besonderen Prätoren oder Nebenconsuln unterstellt, und mit dieser Form war dann die Brücke gefunden, über die sich fortan die Gränzen des Staats je nach dem Befund der augenblicklichen Lage unter Sicherung eines festen Verbandes immer weiter ausdehnen ließen. Der Prätor hatte die Leitung der gesammten Administration der Provinz, des Heer-, Gerichts- und Finanzwesens, nur waren ihm für das letztere Quästoren beigegeben, die dem Senate Rechenschaft

abzulegen hatten. Die Gemeinden behielten allerdings ihre Selbstverwaltung; ihre politische Stellung zu der Hauptstadt wurde indessen verschieden, wie bei denen auf dem Festlande. Nur verhältnißmäßig wenige bevorzugte traten in das bundesgenössische Verhältniß, so daß sie ihr regelmäßiges Contingent an Truppen oder zur Flotte zu stellen hatten; die große Mehrzahl wurde einfach besteuert und verlor das Waffenrecht insofern, als sie nur nach Aufgebot des Prätors zur Vertheidigung der eigenen Heimath verwandt werden und die römische Regierung ihrerseits nach Ermessen italische Truppen in die Inseln schicken konnte.

War Rom durch den Besitz von Sizilien, Sardinien und Corsica der unbedingte Gebieter des tyrrhenischen Meeres geworden, so trugen ihm schon nach kurzer Zeit die Umstände selbst auch die Herrschaft auf dem adriatischen Meere entgegen. Bei der Zerfahrenheit und Ohnmacht der griechischen Staaten hatte sich hier das Unwesen der Seeräuberei, namentlich der illyrischen Stämme unter dem Könige Agron und seiner Gemahlin Teuta in Skodra zü einer Höhe entwickelt, daß die Corsaren sich selbst der Insel Kerkyra (Corfu) bemächtigen konnten. Diesem Zustande gegenüber konnte Rom den vereinigten Klagen der italischen Schiffer und der griechischen Küstenstädte das Gehör nicht versagen. Eine. mächtige Flotte wurde gegen die Seeräuber ausgeschickt (229), und dieselbe brachte dann freilich rasche Abhülfe; aber in der neuen Ordnung, die Rom jetzt begründete, sorgte es auch zugleich für eine neue Erweiterung seines Gebietes. Nicht allein daß die Herren von Skodra tributpflichtig gemacht wurden; auf den dalmatinischen Inseln und Küsten wurde Demetrios von Pharos, der im Dienste der Königin Teuta gestanden hatte, zum verbündeten Dynasten gemacht und zu den nächsten griechischen Städten (Apollonia u. a.) ebenfalls ein Bundesverhältniß hergestellt. So stand denn Rom bereits unmittelbar an den Thoren Griechenlands.

Vier Jahre darauf gab dann ein neuer Angriff der Gallier die Veranlassung, daß das Land zwischen dem Apennin und den Alpen, das bis daher so gut wie unabhängig gewesen war, dauernd und fest unter die römische Herrschaft gebracht ward. Mit den Kelten des obern Rhonethals verbündet waren die Bojer und In=

subrer in einer Gesammtzahl von 50,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reitern gegen den Apennin hereingebrochen. Bei Telamon erlitten sie jedoch eine schwere Niederlage, und ein zweiter Sieg der Römer in der Poebene, dem die Eroberung von Mediolanum und Comum folgte (223), führte die völlige Unterwerfung herbei. Zur Sicherung des Landes wurden die Colonien Placentia und Cremona angelegt, und bald waren durch die über Narni nach Ariminium unter dem Namen der flamminischen fortgeführte große Militärstraße die beiden Meere mit einander verbunden.

Aber auch Karthago war, während Rom auf diese Weise seine Kraft und sein Ansehen mehrte, aus seiner Erschöpfung zu neuer Macht emporgestiegen. Von dem Augenblicke an, daß die Regierung der aufständischen Bewegung der Unterthanen, mehr durch weise Milde, als durch Strenge, wieder Herr geworden war, hatte sich eine patriotische Reformpartei mit hingebendstem Eifer und mit dem glücklichsten Erfolge der Aufgabe gewidmet, durch eine politische und militärische Wiederherstellung des Staats denselben zur Wiederaufnahme des Kampfes zu befähigen. An der Spitze dieser Partei standen die Feldherren der letzten Jahre, Hamilkar Barkas und sein Tochtermann Hasdrubal, und der Weg, auf dem sie ihr Ziel zu erreichen suchten, war die Begründung eines neuen Reiches, das einestheils in seinen Einkünften und durch seine Handelsvortheile Ersatz für das verlorene Gebiet geben und anderntheils als ihre eigenste Schöpfung für ihre persönliche Machtstellung ihnen namentlich durch das Heer eine sichere Grundlage bilden konnte. Das Land, das diesen Plänen zur Ausführung dienen sollte, war Spanien, und die Barkiden führten das 236 begonnene Werk mit solchem Geschick und solcher Ausdauer durch, daß Karthago bereits um 220, als der Tod jene beiden Männer hinweggerafft hatte, einen neuen blühenden und reichen Besitz sein nennen konnte, der mit der Hauptstadt Neu-Karthago (Cartagena) das ganze Küstengebiet von Andalusien bis zum Ebro umfaßte. In dem genannten Jahre wählte dann das Heer in Hamilkars Sohne, Hannibal, einen

Mann an seine Spitze, der alle höchsten Gaben besaß, um das, was die Besten der Vaterstadt erstrebten und hofften, zu vollenden; dem es vorbehalten war, als Mensch, als Staatsmann und als Feldherr den größten der Weltgeschichte ebenbürtig sich zu zeigen. Hannibal sah den rechten Augenblick zu einem neuen Kriege gegen Rom gekommen und zwar faßte er den gewaltigen Plan, zu Lande nach Italien zu ziehn, um dort die kaum gezähmten Gallier gegen den Feind ins Feld zu führen. Sein Angriff auf die reiche griechische Colonie Sagunt, die sich durch Vertrag mit Rom geschützt hatte, rief die Kriegserklärung des letztern hervor, und nun begann er (im März 218) an der Spitze von 50,000 Mann zu Fuß und 9000 Reitern den bewundernswerthen Zug durch das vielfach feindliche Küstenland Spaniens und Südfrankreichs über die Alpen (wahrscheinlich den kleinen St. Bernhard), so daß er im September mit seiner allerdings um mehr als die Hälfte herabgeschmolzenen Armee in der Ebene von Ivrea stand, die Gallier bereits gerüstet findend, während die Römer ihrerseits alle Anstalten dahin getroffen hatten, den Krieg nach Afrika und Spanien zu verlegen. Der karthagische Feldherr gewann bis zum Dezember zwei Schlachten, am Ticino und an der Trebbia; vernichtete im folgenden Jahre (217) am trasimenischen See ein feindliches Heer fast gänzlich und zog dann an Spoleto vorbei durch das Gebiet der Picener nach Apulien und Samnium, um die römischen Bundesgenossen zum Abfall aufzuregen; alle seine Bemühungen blieben jedoch vergeblich, das Land hielt fest, bis er ein Jahr darauf (216), als die römischen Feldherrn, untreu dem von dem Dictator Quintus Fabius Maximus angerathenen Zaudersystem, voreilig bei Cannä eine Schlacht wagten, in dieser einen Sieg erfocht, der Rom völlig zu verderben schien. 70,000 Römer bedeckten die Wahlstatt, 10,000 wurden zu Gefangenen gemacht. Jetzt begannen die Bundesgenossen in Masse abzufallen, fast ganz Samnium, die umliegenden italischen Völkerschaften, Capua mit 34,000 Mann, die Picener, die Hirpiner sagten sich los, und ebenso Syrakus, als König Hieron um 216 starb. Dazu trat nun auch der König Philipp von Makedonien in das Bündniß mit Karthago ein. Allein Rom verzagte nicht; sein Muth blieb um so fester, als mittlerweile seine Feldherren in Spanien die

wichtigsten Erfolge errungen hatten, so daß Hannibal auf dies Land als eine Quelle der Unterstützung jetzt wenigstens nicht rechnen konnte. Und wenn es nur fürerst gelang, denselben an der Heranziehung weiterer Verstärkung zu verhindern, so mochte damit schon die größte Gefahr für Rom überwunden erscheinen. Auf dieses Ziel blieb denn auch vor allem die Politik des letztern gerichtet. In Italien selbst wichen die Führer jedem entscheidenden Schlage sorgfältig aus und machten es sich nur zur Aufgabe, dem Gegner auf alle Weise die Stützen zu untergraben und namentlich das erschütterte Ansehn der Hauptstadt den Bundesgenossen gegenüber wiederherzustellen, indem sie die Abgefallenen wieder unterwarfen und straften. Dagegen wurde mit der vollen Energie des Angriffs der Krieg wie in Spanien, so nun auch in Sizilien geführt. Und auch hier war wie dort das Glück den Römern günstig; die karthagischen Heere wurden geschlagen und das wichtige Syrakus nach einjähriger Belagerung durch den ausgezeichneten Feldherrn Marcus Marcellus im Jahre 212 zur Unterwerfung gebracht. Während so der Gang des Krieges hier die Pläne Hannibals durchkreuzte, mußte er von Makedonien aus nicht minder schlimme Enttäuschung seiner großartigen Berechnungen erfahren. König Philipp begriff nicht, daß der letzte Augenblick gekommen war, um durch rechtzeitige Vereinigung der Kräfte Griechenlands der künftigen Knechtung durch das übermächtige Rom vorzubeugen. In zu großer Schlauheit kam er über den Gedanken einer künstlichen Gleichgewichtspolitik, bei der im Osten die Verbindung mit Syrien die Ptolemäer in Egypten, im Westen die Römer die karthagische Macht in Schach zu halten hätten, nicht hinaus. Die griechischen Staaten ihrerseits lagen unter sich nach gewohnter Weise in steter Fehde. So kam es, daß für Rom der 205 beendete Krieg mit Makedonien, der 216 mit schwächlichen und halben Maßregeln (gegen die Stadt Apollonia) begonnen hatte, nicht mit erheblich größern Opfern verbunden war, als sie die Stationirung eines Heeres und einer Flotte in Brundusium zur Verhinderung einer Landung erfordert hatte.

Alles war auf diese Weise zusammengekommen, um die Lage Hannibals seit dem großen Siege bei Cannä stets mehr glänzend als fest erscheinen zu lassen. Wesentlich blieb er auf die Verthei-

digung des Gewonnenen beschränkt, eine Aufgabe, in deren Lösung er freilich ein unvergleichliches Genie entwickelte. Zwar fehlte es seiner Sache an andern Stellen auch nicht an den glänzendsten Erfolgen. Zu derselben Zeit, als in Sizilien die Entscheidung gegen die Karthager fiel, hatten dieselben in Spanien das ganze Gebiet bis an den Ebro wieder zurückgewonnen. Die römischen Feldherren waren gefallen und nur durch ein kleines Heer, das über jenen Fluß gerettet worden war, blieb den Römern überhaupt ein fester Standpunkt zur Wiederaufnahme des Kampfes gewahrt. Aber wie gewichtig diese Siege für Hannibal augenblicklich in die Waagschale fielen, es fehlte ihnen der Zauber der Verheißung, der die ersten Kriegsjahre umgeben hatte. Ebenbürtige Erfolge Roms gingen ihnen zur Seite. So besonders der Fall Capua's (211), den zu verhindern Hannibal vergeblich die größten Anstrengungen gemacht hatte. Die Capitulation dieser Stadt, die ihren Abfall nun unter furchtbar harter Behandlung büßen mußte, bedeutete eine wichtige Wendung; dem erschütterten römischen Staat wurde mit ihr der sichre Boden wiedergewonnen. Vom folgenden Jahre an trat dann auch in Spanien, wohin der junge, aber hochbegabte Publius Cornelius Scipio als Feldherr geschickt worden war, das Glück ganz auf die Seite der Römer. Eine kühne Unternehmung gegen Neu-Karthago gelang, das ganze Kriegsmaterial, bedeutende Summen und Vorräthe, 10,000 Gefangene und die Geiseln sämmtlicher spanischer Bundesgenossen der Karthager kamen mit der Hauptstadt in die Hände der Römer (210) und ein im Jahre darauf über Hannibals Bruder Hasdrubal erfochtener Sieg brachte sie in solchen Vortheil, daß Karthago die völlige Aufgabe des Landes und die Ueberführung der spanischen Truppen nach Italien beschloß. Mit dem Kern seines Heeres zog Hasdrubal im Herbste 208 über die Pyrenäen, überwinterte in Gallien und stieg im Frühjahr 207 in die Poebene hinab, wo 8000 Ligurer für ihn feldbereit standen. Noch einmal war jetzt Rom Angesichts der Stimmung, welche die italischen Völkerschaften beherrschte, von der schwersten Gefahr bedroht; aber Kühnheit und Geschick sollte sie überwinden. Der Consul Marcus Livius wurde dem Hasdrubal entgegengeschickt; der andre Consul Nero blieb mit 40,000 Mann Hannibal gegenüber in Apulien

stehn. Der letztere wartete, um zu marschiren, lediglich auf Nachricht von dem Bruder. Da wurde die Depesche, die ergab, daß das Zusammentreffen der Brüder bei Narni erfolgen sollte, von den Römern aufgefangen. Ohne daß Hannibal etwas ahnte, wußte Nero jetzt mit 7000 Mann Kerntruppen aus dem Lager sich zu entfernen und nach Norden zu ziehn. Hasdrubal, des Terrains unkundig, wurde am Metaurus von den beiden Consuln überrascht, verlor die Schlacht und fand den Tod, worauf Nero in Eilmärschen wieder nach Apulien zurückkehrte, hier dem noch immer nichts ahnenden Hannibal die Kunde dessen bringend, was geschehn. Der große Karthager sah jetzt die Sache seiner Vaterstadt in Italien verloren. Nichtsdestoweniger harrte er auf die Aufforderung der letztern, die nur im feindlichen Lande das eigene Gebiet glaubte sichern zu können, noch vier Jahre in der allerschwierigsten Lage aus.. Die Ueberwindung des Gegners konnte es nicht mehr gelten, das wußte er, der Glanz der frühern Siege war unwiederbringlich hin; aber um so höher bewundert steht der Held in seinem ungebeugten Kampfe gegen das Schicksal bei der Nachwelt da. Von keinem Wechselfall des Glückes erschüttert, blieb er, noch zwei Jahrzehnte das Ende des Krieges überlebend, mit der ganzen mächtigen Kraft seines Geistes und Karakters hingebend bis zuletzt auf das Ziel gerichtet, dem er sein Dasein geweiht, und wie er damit ein Vorbild des handelnden Menschen ward, so vollendete sich in ihm der Adel einer unabhängigen Seele, indem er, als schließlich das Loos der Schmach in der Hand des Feindes ihn bedrohte, sich selbst den Tod gab.

Rom seinerseits fühlte sich nach dem Siege am Metaurus so erstarkt, daß es selbst allen Bedenken gegenüber, die Hannibals Verbleiben in Italien erwecken konnte, den Krieg auf Karthago's eigenem Boden zu beendigen unternahm. Der Ueberwinder der karthagischen Macht in Spanien, Publius Cornelius Scipio, landete im Jahre 204 mit einem Heere von 30,000 Mann an der afrikanischen Küste, nachdem er zuvor den numidischen Fürsten Massinissa zum Bundesgenossen gewonnen hatte. Das feindliche Heer, dem ein andrer numidischer Fürst, Syphax, bedeutende Streitkräfte zugeführt hatte, war dem römischen an Zahl erheblich überlegen; alsbald indessen zwang ein von Scipio im offenen Felde gewonnener Sieg die Kar-

thager, Hannibal aus Italien zurückzurufen. Nachdem ein Versuch desselben, durch Verhandlungen den Frieden herbeizuführen, gescheitert war, kam es bei Zama zur Entscheidungsschlacht (im Herbst 202). Das Schicksal entschied gegen Hannibal; nach langem, blutigem Kampfe wurde sein Heer geschlagen ünd vernichtet und Karthago damit zum Frieden gezwungen. Die Kriegsschiffe desselben, 500 an der Zahl, wurden verbrannt, sämmtliche außerafrikanischen Besitzungen wurden ihm genommen und es mußte sich verpflichten, außer Afrika's überhaupt keinen Krieg, innerhalb des eigenen Gebietes einen solchen nur nach eingeholter Erlaubniß Roms zu führen. Ueberdies blieb dem so gefesselten Staate in dem nun mit einem ausgedehnten Reiche beschenkten Massinissa ein mächtiger Fürst zur Seite erhalten.

Nach der Niederwerfung Karthagos stand Rom fortan ohne ebenbürtigen Gegner auf dem Erdkreis da. Sein Sieg in einem Kampfe, den ein Hannibal geleitet, war — das durfte es selbstbewußt sich sagen — das Ergebniß nicht etwa nur der physischen Ueberlegenheit und des Zufalls, sondern der höhern sittlichen Kraft und staatlichen Tugend. Im vollsten Verhältnisse zu den Opfern, die es gebracht, hatte das Volk seine Freiheit und seine Rechte gefestigt und erweitert erhalten. Schon im Jahre 241 war in einer Reform der Centurienverfassung das Vorstimmrecht der Ritter aufgehoben und jede der fünf Klassen in der Anzahl der Stimmen gleichgestellt worden, so daß, wenn auch die Abstimmung in der bisherigen Reihenfolge stattfand, die politische Scheidung nach dem Vermögensstande als beseitigt angesehen werden konnte. Am Ausgange des zweiten punischen Krieges stand die Verfassung in rein demokratischem Karakter ausgebildet und zwar in dem Maße, daß fortan jede weitere Ausdehnung der Befugnisse der Bürgerschaft kaum ein andres Ziel haben konnte, als eine Aenderung auf dem Gebiete der eigentlichen Regierungsgewalt. Schon hatte die zum Frommen einer einheitlichen und consequenten Leitung des Staats stets sorgfältig gepflegte Concentration der letztern unter den sich immer mehrenden Eingriffen der Bürgerschaft sich zu lockern angefangen. So sprach

sich bereits in dieser Zeit die letztere die unmöglich zuträgliche unmittelbare Einmischung in die militärischen Dinge in weitreichendem Maße zu, indem sie die dem Feldherrn zustehende Ernennung der sämmtlichen Stabsoffiziere der regelmäßigen Aushebung, der 24 Kriegstribunen der vier Stammlegionen, den Tribusversammlungen zuwandte. Aehnliches geschah auf dem religiösen Gebiete, als im Jahre 212 die bedeutsame Wahl der Vorstände der Curionen und der Pontifices, die bis dahin bei den Collegien selber gewesen war, auf die Bürgerschaft überging. Wie überhaupt die demokratischen Tendenzen den ganzen öffentlichen Geist veränderten, zeigt sich anschaulich darin, daß die Dictatur seit der Schlacht bei Cannä thatsächlich abgeschafft ward und als Ersatz dem Senate nur die Befugniß blieb, in kritischen Augenblicken die Gesetze zu suspendiren durch das Gebot an die Consuln, mit allen Mitteln für die Abwendung der Gefahr zu sorgen (ut consules videant, ne res publica quid detrimenti capiat). Ohne Zweifel hatte die so in das politische Leben eindringende Richtung ihr höchst Bedenkliches; die Ausgestaltung der Verfassuug war eben an dem Punkte angekommen, wo mit der Gleichberechtigung aller Klassen die ungebildete Menge von durchschlagendem Gewichte ward. Und die Gefahr, die in diesem Umstande lag, wurde um so größer, als gleichzeitig in Folge des eigenthümlichen Entwickelungsganges, den das Volk sowohl auf dem materiellen, wie dem geistigen Gebiete während des Jahrhunderts genommen hatte, in demselben Maße, wie die Bedeutung der Stimme selbst des geringsten Mannes stieg, die Gegensätze von reich und arm, von gebildet und ungebildet sich in der unheilvollsten Weise erweiterten und vergrößerten, womit dann einer selbstsüchtigen Demagogie sich die fruchtbarste Stätte bereitete.

Die Hauptursache, daß die Dinge so hatten kommen können, waren zunächst die alteingenisteten Schäden der ländlichen Besitzverhältnisse, wie sie die Mißbräuche bei der Verfügung über die Staatsländerei hervorgerufen hatten. Durch die Landvertheilungen, welche die Eroberungen vor dem Kriege gegen Hannibal zur Folge gehabt, war allerdings der Stand der kleinen Ackerbauer gemehrt und gehoben worden, aber in nicht minderm Maße als das geschah, hatte sich auf der andern Seite auch der Mißstand ver=

größert, daß die Vornehmen und Mächtigen ihre Besitzungen durch die Aneignung von Staatsländerei erweiterten; und die Verheerungen des siebzehnjährigen Krieges hatten dann nur die Wirkung gehabt, das Gute, das dort gepflanzt, wieder zu zerstören, während sie dem Unwesen, das hier wucherte, den weitesten Raum der Entfaltung schufen. Die kleinen Bauern sahen auf ihren Höfen ihre Existenz vernichtet und mußten ihr Besitzthum um ein Geringes an die Großen verkaufen, die dann ihrerseits in kürzester Zeit aus der bedrängten Lage zu unermeßlichem Reichthum emporstiegen. — Kaum minder verderbliche Frucht indessen, als diese agrarischen Verhältnisse zeitigte in dieser Richtung das unselige Finanzsystem des Staates. Schon seit frühester Zeit nämlich war derselbe dem Brauche gefolgt, die Erhebung indirecter Gefälle, die Beschaffung von Lieferungen, wie überhaupt die Besorgung verwickelter Geldoperationen gegen eine runde Summe an Mittelsmänner zu überlassen, die dann das Weitere auf eigene Rechnung auszurichten hatten. Da die Speculanten die nöthige Sicherheit nur in liegenden Gründen zu geben vermochten, so brachte das System schon gleich anfangs insofern großen Nachtheil, als es den Reichern den Erwerb von umfangreichen Gütern geradezu zur ersten Aufgabe machte; die schlimmere Wirkung jedoch war, daß es dem großen Kapital allmälig die völlige Herrschaft über alle schwächern Kräfte zuführte, ein Uebel, das sich um so drückender fühlbar machen mußte, als in Rom wie überhaupt im Alterthum die freien Bürger nicht selbst die Arbeit betrieben, sondern sie durch Sklaven betreiben ließen, so daß unter dem hierbei in Betracht kommenden Erforderniß des Besitzes die Zahl der Stellen, von welchen aus die Concurrenz sich bedingte, dem heutigen Verhältniß gegenüber eine außerordentlich kleine war.

Auf den bezeichneten Wegen war der Reichthum so zu sagen ein Alleingut der römischen Aristokratie geworden und hatte dieser damit im sozialen Leben dieselbe Machtstellung verschafft, die sie im Staate von Alters her besaß, gerade in der Periode, als nach der Ausdehnung der römischen Herrschaft über Italien und den großen Erfolgen gegen Karthago sich im Volke das Bedürfniß einer tiefern und umfassendern Bildung zu regen begann. Noch bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts herab hatte das römische Leben jedweden

idealen Schmuckes von Kunst und Wissenschaft so gut wie ganz entbehrt; um nichts war der praktische Bedarf vom Glanz des Schönen verklärt worden; was etwa an ersten Ansätzen der Kunst in den religiösen Liedern, Todten= und Ahnengesängen und den volksthümlichen improvisirten Karaktermaskenspielen, den s. g. Atellanen, vorhanden war, fand nirgends Anhaltepunkte zu freier Entwickelung, da nicht allein jede Betheiligung an öffentlichen scenischen Aufführungen unter dem Banne der tiefsten Verachtung stand und deshalb ausschließlich von der niedrigsten Klasse von Gauklern und Bänkelsängern geübt ward, sondern auch alles Schaffen auf dem Gebiete der Kunst mit der gleichen Geringschätzung behaftet war. Daß bei solcher Auffassung dem Sinn für Poesie nur ganz allmälig in der römischen Bürgerschaft ein breiterer Boden gewonnen werden konnte, ergiebt sich von selbst. Indessen übte doch der in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts immer inniger werdende Verkehr mit den Griechen und dann die große Zeit der karthagischen Kriege mit ihrem Eindruck der gewaltigen Ereignisse und Karaktere eine befreiende Wirkung. Schon ein tarentinischer Grieche, Livius Andronicus, der bei der Eroberung Tarents als römischer Kriegsgefangener in Sklaverei gerathen, von seinem Herrn aber freigelassen und als Lehrer des Griechischen aufgetreten war, hatte es durch die Uebersetzung der Odyssee und griechischer Dramen ins Lateinische dahin zu bringen vermocht, daß um 240 zum ersten Male eines dieser Schauspiele zur Aufführung gelangte. Mochte dieser Vorgang zunächst um so weniger als bedeutsam sich darstellen, insofern es sich dabei um eine bloße Uebertragung und einen noch durchaus schwachen und ungelenken Versuch handelte, so sollte es sich doch sehr bald zeigen, daß er auf tiefern Antrieben ruhte; bereits wenige Jahrzehnte darauf hatte Rom auf gediegenem Grunde eine eigene Literatur gewonnen. Neben einander erhoben sich drei Dichter von entschiedener, wenn nicht ursprünglich schöpferischer, doch rhetorisch=poetischer Begabung: Cnäus Nävius (280? — 194), Quintus Ennius (239 — 169) und Titus Maccius Plautus (254 — 184); die beiden erstern vielseitig allen Dichtungsgattungen, der letztere ausschließlich dem Lustspiel zugewandt. Frisch und kräftig indessen, wie die erwachenden Bestrebungen waren, immerhin hatten sie zu wenig ihre Wurzel in

dem eigentlichen Volksleben und waren zu sehr an Einwirkungen von Außen her gebunden, als daß nicht für die Richtung und den Geschmack derselben die Reichen und Mächtigen von entschiedenem Einfluß hätten werden müssen. In der That trat denn auch die neue Literatur eben zu diesen Kreisen von vornherein in das unmittelbarste Verhältniß; gleichmäßig durch Geist und Reichthum hervorragende Männer, welchen die gründliche Bekanntschaft mit den großen Werken der Griechen bereits zu einem mächtigen Hebel der öffentlichen Wirksamkeit geworden war, nahmen ihr Gedeihen in Pflege; Beziehungen, die allerdings weder dem Karakter des Werdenden, noch den Einwirkungen desselben auf das Volk wahren Vortheil bringen konnten. Jenen vornehmen Beschützern ihrerseits aber, wie einem Marcellus, einem Scipio, wurde das Aufblühn der neuen Bildung ein weiteres Moment, ihre gewonnene Stellung in einer Weise zu festigen, daß sie und ihre Familien unter der regierenden Senatsaristokratie allmälig zu einem die verfassungsmäßige Geltung weit überragenden Einfluß gelangten, und eben diese aufkommenden Oligarchen waren es dann, die dem demokratischen Zuge der Zeit, die Bedeutung des niedern Volks im Staatswesen zu heben, in der nur zu richtigen Berechnung Vorschub leisteten, daß sie auf dieser Seite am leichtesten und sichersten Stütze und Förderung ihrer Macht gewinnen würden.

Leider mußte diese Berechnung nach den auflösenden Einflüssen, die der Krieg auch nach der sittlichen Seite hin geübt hatte, doppelt fruchtbaren Boden finden. Neben hohen Tugenden, Heroismus und Entsagung, hatten die Drangsale einer in allen Tiefen aufgerührten Zeit, die jede Leidenschaft entfesselte und ins Extrem trieb, auch zersetzende Laster und Ausschreitungen jeder Art hervorgerufen; und die schlimmen Wirkungen machten sich um so weiter und tiefergreifend fühlbar, als die alte kernige Einfachheit der Sitten unter der Reihe der großen staatlichen Veränderungen bereits seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts immer mehr geschwunden war. Dabei war die literarische Bildung, welche sich entwickelte, zu wenig ursprünglich und volksthümlich, als daß durch sie das gestörte Gleichgewicht in die Gemüther hätte zurückgeführt werden können; aus sich selbst heraus den tiefern Bedürfnissen des innern Lebens zu genügen,

fehlte es dem Römer zu sehr an ideeller Gestaltungskraft. Das Unzureichende der altangestammten nationalen Kulte hatte sich längst dem Volke aufgedrängt, aber aus eignem Geist und eigner Phantasie hatte es die Lücken nicht zu ergänzen vermocht, sondern schon seit frühe durch die Einbürgerung griechischer Dienste sich geholfen. Ohne Zweifel ging dasselbe damit den richtigen Weg; jene Gebilde voll Tiefe, Adel und Schönheit konnten das Verwandte in seinem Geiste nur fruchtbar entwickeln. Um so mehr aber haben wir ein schlimmes Symptom der gefährlichsten Erschütterung des sittlichen Sinns in dieser Kriegszeit darin zu erkennen, daß der Senat im Jahre 204 sich bewogen finden konnte, den wüsten Kultus der phrygischen Kybele, der großen Mutter, unter dem abenteuerlichsten Gepränge aus Kleinasien nach Rom herüberzunehmen. Sinnliche Betäubung mochte dieser Kultus bringen können, aber nimmermehr innere Läuterung. Und diese Thatsache steht in dem trüben Lichte, das sie umgiebt, nicht allein; nicht minder lebendig als sie sagt uns auch die in dieser Zeit sich einnistende leidenschaftliche Pflege der aus Etrurien stammenden Fechterspiele, wie die Schrecken und Gräuel des Krieges nicht ohne die Gemüther verhärtende und verrohende Wirkung geblieben waren.

Man sieht, in dem Augenblicke, wo es sich nach den Zerstörungen des Krieges um Wiederherstellung des in alle Fugen hinein erschütterten Staatsbaues handelte, hatten es die Leiter desselben keineswegs mit einem noch jugendlich frischem Gemeinwesen zu thun, das stets neue Keime zur Ausbildung höherer staatlicher Formen in sich getragen hätte, sondern im Gegentheil konnte es nur gelten, das Gute, das gewonnen, zu erhalten und die Schäden vor weiterem Umsichgreifen zu bewahren. Indessen blieb auf der andern Seite doch auch im vollsten Maße die Möglichkeit gegeben, ein Absinken von der erreichten Höhe auf lange Zeit hinaus zu verhüten. Es kam nur darauf an, fest und unbeirrt den Weg im Auge zu behalten, auf welchem der Staat zu seiner Größe emporgestiegen war, und da rückte sich vor allem das Verhältniß zu den Bundesgenossen in den Vordergrund. In den Beziehungen, wie sie hier durch Jahrhunderte sich gebildet hatten, besaß die Macht des Staates ihre Wurzel. Jedweder freie Rückblick auf die Vergangenheit mußte es deshalb

als das erste Gebot der Lage erkennen lassen, jenes Verhältniß, wo es sich im Kriege bewährt hatte, treu zu pflegen, wo es unter dem Drange der Ereignisse gelöst worden war, auf geläuterter Basis neu zu knüpfen und möglichst innerlicher und lebendiger zu gestalten. Die Hauptquelle von Gefahren für das römische Gemeinwesen lag darin, daß dasselbe bei der verhältnißmäßig geringen Zahl seiner Bürger auf nur schmaler Grundlage ruhte, während das Gebiet seiner Herrschaft sich immer mächtiger erweiterte, und daß, entgegen dem damit gegebenen Bedürfniß, der Bildungsstand der Bürger statt gleichartig tief unterschiedlich ward. Aber grade dem Uebel hier zu begegnen, lag auf jenem Wege das nachdrücklichste Mittel. Jede nähere Hereinziehung der Bundesgenossen in das Leben der Gemeinde selbst hieß den Boden, auf dem diese stand, erbreitern und demselben zugleich verjüngende Elemente zur Schaffung einer eigenwüchsig nationalen Bildung zuführen, in der dann allen Klassen des Volks ein einigender Mittelpunkt gegeben war. Und unverkennbar hatte, wie wir sehen werden, in instinktivem Zuge die ganze geistige Entwickelung das Jahrhundert hindurch diesem Ziele zugestrebt. Aber leider wollte das Schicksal, daß die Nation durch die furchtbare Krisis, in die der Krieg sie stürzte, auf den ganz entgegengesetzten Weg geführt ward.

Schon die schreckliche Härte mit der gegen das abgefallene Capua (211) verfahren war, das seine Stadtverfassung gänzlich verlor, während der gesammte Grund und Boden desselben zur öffentlichen Domäne gemacht ward, hatte deutlich gezeigt, wie der Senat dem Restaurationswerk eine ganz andre Stimmung entgegen trug, als sie die Erkenntniß bedingt haben würde, daß die Macht Roms fortan auf Vertrauen, edle Menschlichkeit und die reine Kraft des Rechts neu zu begründen sei. Man sah vielmehr, daß die Staatslenker in ihrer angeerbten Richtung auf das einseitigste Streben nach Macht, Ehre und Gewinn ein System in Aussicht nahmen, wonach die leitende Stadt zur unbeschränkten Gebieterin über die italischen Bundesgenossen gemacht werden sollte; ein System, das natürlich nur in dem Gedanken wurzelte, die Tendenzen des römischen Staates zur Erweiterung seiner Herrschaft von jeder Fessel zu befreien und ihnen die Kräfte der untergebenen Völkerschaften zur unbedingten

Verfügung zu stellen. Und dem was so der verblendete Ehrgeiz und die Herrschsucht der leitenden Aristokratie anrieth, sollte der volle Sieg werden. An widerstrebenden Elementen in der Bürgerschaft, an Patrioten, die, sich genügen lassend an dem Errungenen, nun den Frieden und seine Güter ersehnten, fehlte es allerdings nicht; aber wie hätte es schwer sein können, die Stimmen hier zu übertönen angesichts des Umstandes, daß jetzt aus dem massenweis eingezogenen Grundbesitze die Noth in der ärmern Klasse wenigstens für den Augenblick durch Landauslegungen im erheblichsten Maße gelindert werden konnte. So kam es denn, daß für die Stellung, die nun das römische Bürgerthum den italischen wie den andern Völkerschaften gegenüber sich gab, nur das Vollgefühl des Machtbesitzes, die Gewalt bestimmend wurde. In systematischer Schroffheit hob sich das Bürgerrecht über alle andern Rechte empor. Mit diesem begabte Colonien breiteten sich jetzt über ganz Italien aus, allen übrigen Gemeinden gegenüber eine privilegirte Aristokratie bildend, die unter sich in festem Netz verbunden einmüthig zusammenhielt wie die patrizisch-plebejische Aristokratie in der Hauptstadt gegenüber dem Volke. Bevorzugt im Militärdienste, durch die Freizügigkeit, die mannigfaltigsten materiellen Vortheile, gewöhnte sich dieser Staat im Staate, die übrigen Bevölkerungen rücksichtslos auszubeuten. Diese wurden einzig das Werkzeug, mit dem die herrschende Stadt das Gebäude ihrer Macht zu ungemessener Höhe emporhob.

Natürlich konnte diese einseitige politische Abschließung nur eine entsprechende Einseitigkeit des weitern innern Bildungsgangs zur Folge haben. An die selbständige Entwickelung eines echt volksthümlichen, nationalen Gehalts, wie ihn die Dichtung in ihrem ersten Aufschwunge versprach, war nicht mehr zu denken; aus innerer Nothwendigkeit wurden fortan die Bedürfnisse und der Geschmack des Kreises, bei dem die Leitung des Staats lag, ausschließlich maßgebend, und damit war es entschieden, daß man sich widerstandslos der nun durch unzählige Kanäle mit der ganzen Wucht ihres reichen Inhalts eindringenden griechischen Bildung hingab. Diese Consequenz sollte sehr bald offenbar werden. Die obengenannten Dichter Nävius, Ennius und Plautus sahen sich freilich von vornherein durch alle Umstände auf die Anlehnung an griechische Vorbilder angewiesen,

im Wesen wie in der Form blieben sie nachahmend; indessen sind doch namentlich die Erzeugnisse des Nävius und, wenn auch in geringerm Grade, die des Plautus ein sprechender Beleg, wie allerdings eine wahrhaft originale und den ursprünglichen Volksgeist stützende Poesie sich würde haben entwickeln können, wenn nicht die Senatsaristokratie mit ihrer einseitigen Eroberungspolitik die durch Italien hin zerstreuten fruchtbaren Keime, statt sie sich unter einem auf die innere Bildung aussehenden Regiment frei entwickeln zu lassen, in systematischem Druck behindert und erstickt hätte. Nävius, der aus einer latinischen Gemeinde in Campanien gebürtig war, wandte sich in echt nationalem Sinn bei der Wahl seiner Stoffe von der entlegenen Mythenwelt ab in das helle Reich der Geschichte und zwar unmittelbar der großen Zeitbegebenheiten. So lieferte er in poetischem Gewande eine Erzählung des ersten punischen Krieges, in dem er als Soldat gedient hatte; noch spätere wichtige Ereignisse brachte er, was bei normaler Entwickelung von durchschlagender Bedeutung hätte werden müssen, in Schauspielen zur Darstellung. Aber nicht allein, daß er auf diese Weise durch den Gegenstand der Handlung das Interesse des Volks zu fesseln und die patriotische Gesinnung desselben zu beleben suchte; sondern er wagte sogar mit einem kecken Freimuth, wie ihn nur die Athener der Blütheepoche gekannt hatten, über hervorragende Persönlichkeiten der Gegenwart, einen Scipio und andre, auf der Bühne seinen Witz zu ergießen. Allein eine Literatur von diesen Tendenzen war es nicht, womit den Männern, die in Rom die Leitung hatten, gedient sein konnte; Nävius mußte seinen unabhängigen Sinn im Gefängnisse büßen und dann in Utica eine neue Heimath suchen; ein Schicksal, das denn freilich seine dichterischen Genossen warnen und von ähnlichem Wege für immer fernhalten mußte. — Ennius (aus der Stadt Rudiae in Apulien) war im Gegensatz zu Nävius ganz der Mann, um die bildungseifrige Aristokratie sich und seiner Kunst zu gewinnen. Durchaus kosmopolitischen Sinnes, in seiner Welt- und Lebensanschauung mit den jüngeren griechischen Naturphilosophen auf gleichem Boden stehend, geistvoll, heiter und schönheitsfreudig auf den Genuß gerichtet, lag es ihm fern, sich irgendwie gegen die herrschenden Gewalten in Opposition zu stellen; dagegen machte ihn ein höchst gewandtes Form-

talent bei inniger Vertrautheit mit allen Schätzen der griechischen Literatur auf das glücklichste geeignet, von dieser aus dem geistigen Leben und der Sprache der höhern römischen Welt einen reichern Gehalt und Glanz zu geben. Und mit klugem, welterfahrenem Sinne ging er auf dem Wege zu diesem Ziele zu Werke, so daß er alsbald der erklärte Günstling der römischen Aristokratie ward. Auch er zollte dem spezifischen Nationalgeist seinen Tribut, indem er die Geschichte des Staats in einem 18 Bücher umfassenden Epos, den Annalen, behandelte und von den volksthümlichen Helden den ältern Scipio noch in einem besondern Gedichte verherrlichte; von größerer und nachhaltigerer Bedeutung wurden jedoch seine Tragödien, d. h. seine Bearbeitungen von Stücken des Euripides, mit deren Wahl er einsichtig gerade denjenigen der griechischen Tragiker in Rom einbürgerte, zu dem die Römer, eben weil er von der Höhe der Kunst mehr zum Rhetorischen herabging, nähere geistige Verwandtschaft besaßen und der ihnen deshalb für alle Zeit Muster des Geschmacks geblieben ist. Natürlich konnte Ennius dem ganzen Wesen seiner Dichtung nach, wie groß seine Wirksamkeit ward, als ein eigentlich volksthümlicher Vertreter der Nation nicht erscheinen. Als solcher durfte dagegen mit vollem Recht der dritte der genannten Dichter, Plautus (aus Sassina in Umbrien) sich bezeichnen. Allerdings war auch er kein unabhängig aus sich selber schaffendes Talent. Auch seine Stücke sind ausschließlich der griechischen häuslichen Komödie des 4. Jahrhunderts entlehnt; der Boden, auf dem sie sich aufbauen, ist griechisch, aber der Dichter hat sie mit originalem Geist und glänzendem Geschick dem römischen Leben nahe zu bringen gewußt. Voll Frische sprudelt überall ein derber, aber kerniger landwüchsiger Witz und Humor, und was uns hier das wesentlichste ist, die Stücke geben sich in Anlage und Behandlung auf das trefflichste berechnet, das Volk in allen seinen Schichten zu vergnügen. In lebendiger Unmittelbarkeit sehen wir sich einen Zustand der Gesellschaft spiegeln, in welchem die verschiedenen Klassen, Hoch und Niedrig, noch ein näheres Verhältniß zu einander haben, und aus dem damit auch auf das Staatsleben eine Perspective wohlthuenden Eindrucks sich öffnet. Aber leider steht Plautus in dieser Eigenheit als der Repräsentant einer scheidenden Epoche da. Von ihm ab schwindet das

niedre Volk aus dem Lustspiele und damit dann auch seine Theilnahme für dasselbe.

So bot bereits im Anfange des 2. Jahrhunderts der Zustand auf allen Gebieten des römischen Lebens die deutlichsten Symptome dar, daß der Weg, für den Rom sich entschieden hatte, als das Schicksal ihm die Wahl stellte zwischen weiser Mäßigung und schrankenloser Selbstsucht, nur zu Abgründen führte; aber noch konnte der äußere Glanz der Erfolge, die es errang, den forschenden Blick beirren.

In der That, wenn patriotischer Sinn und militärische Kraft allein die Größe eines Staates ausmachten, dann würden wir freilich Rom in der nun kommenden Periode noch mehr zu bewundern haben wie zu irgend einer frühern Zeit; denn trotz der zahllosen Opfer, die der lange Krieg gefordert hatte, war es doch im Stande, unmittelbar nach der Besiegung des Hauptfeindes zu neuen und umfassenden kriegerischen Unternehmungen sich zu wenden, nicht nur, um sich im Westen in dem von Karthago überkommenen Besitze zu befestigen, sondern auch sogleich sein Machtgebot in den noch unabhängigen Osten hinzutragen. Zunächst hatte, was den erstern Punkt anlangt, ein Heer gegen die Gallier im Felde bleiben müssen, da diese den Krieg fortgesetzt hatten. Alsbald besiegt, ward ihr Land bis zum Po unter Anlegung neuer Festungen den Verfassungsverhältnissen der übrigen italischen Gebiete eingereiht; 189 wurde Bononia, 183 Mutina, 182 Parma gegründet; nördlich vom Po blieb die Gauverfassung bestehn. Die Stämme der Bojer und Insubrer verschwanden allmälig, die keltische Nationalität löste sich auf. — In ähnlicher Weise wurde die völlige Unterwerfung der Ligurer und der Inseln Sardinien und Corsica betrieben.

In Spanien, wo die Römer in den iberischen Stämmen, wie namentlich den Turdetanern um Sevilla, vielfach fruchtbare Kulturelemente vorfanden, gelang es bereits dem 195 geschickten Consul Marcus Porcius Cato, nachdem vor ihm verschiedene Feldherren wiederholte Insurrectionen niedergeworfen hatten, die Völkerschaften bis tief in das Binnenland nachhaltiger zu beugen; allen

Landschaften von den Pyrenäen bis zum Guadalquivir wurde die Entwaffnung anbefohlen und an einem und demselben Tage sämmtlichen Städten die Niederreißung ihrer Mauern aufgegeben. Freilich fand er keineswegs überall Gehorsam; schon in den nächsten Jahren bedurfte es noch neuer Heere, um den Widerstand der ritterlichen und kriegslustigen, aber zu beweglichen und zusammenhanglosen Bevölkerung gründlicher zu brechen; indessen maßvolle und geschickte Behandlung derselben ließ doch die 197 eingeführte definitive Organisirung des Landes in zwei Provinzen, das dies- und jenseitige Spanien, die frühere karthagische Provinz und die Ebrolandschaft, allmälig festen Boden gewinnen. Die großen Küstenplätze, wie Sagunt, Tarraco, Gades, traten in das römische Bündniß ein, die abhängigen Gemeinden wurden mit festen Abgaben an Geld oder sonstigen Leistungen belegt.

Der Zug nach dem Osten, um auch hier der römischen Herrschaft den Weg zu bahnen, wurde von Makedonien herausgefordert. Als im Jahre 205 Ptolemäos Philopator von Egypten starb und die Herrschaft einem fünfjährigen Kinde, Ptolemäos Epiphanes, hinterließ, glaubten Antiochus III. von Syrien, der in glücklichen Eroberungskriegen sein Reich wieder zu dem früheren Umfange brachte, und Philipp von Makedonien den günstigen Augenblick gekommen, sich in das egyptische Reich und damit in die Herrschaft des Ostens theilen zu können. Egypten und Cypern sollten an Antiochus, Kyrene, Jonien und die Kykladen an Philipp kommen. Beide Theile dachten indessen bei dem Abschluß des Bündnisses durchaus nicht an völlig gemeinsame Wahrung ihrer Interessen, sondern jeder ging ausschließlich auf den eigenen Vortheil aus. Philipp begann den Krieg um 201, verbündet auf der einen Seite mit König Prusias von Bithynien, auf der andern mit den Akarnanen und Böotern, mit dem Angriff auf die unter egyptischer Oberhoheit stehenden Städte an der thrakischen und kleinasiatischen Küste, wogegen die Rhodier mit dem König Attalos von Pergamon in Bund traten und die Hülfe Roms nachsuchten; gleichzeitig wandten sich an das letztere die Athener, in deren Gebiet die Akarnanen unter förmlichem Schutze des Königs Philipp eingefallen waren. Als Bundesgenossen der Athener erklärten dann die Römer im Jahre

200 an Makedonien den Krieg. Rom brauchte zu demselben keine Bürger, die es sämmtlich beim Frieden mit Karthago entlassen hatte, unter die Waffen zu rufen, es bedurfte nur weniger italischer Bundesgenossen. Nach vierjährigem Kampfe, der zum wesentlichen Theil von den griechischen Bundesgenossen, namentlich den Rhodiern, mit wechselndem Glücke auf beiden Seiten geführt worden war, wurde Philipp von dem römischen Heere, das seit dem Jahre 198 von dem griechenfreundlichen Consul Titus Quinctus Flamininus geführt worden war, bei Kynoskephalae gänzlich geschlagen und zum Frieden gezwungen. Er verlor alle Besitzungen außer dem eigentlichen Makedonien, sämmtliche griechische Staaten wurden frei erklärt. Obgleich bereits der Krieg mit Antiochus III. sicher vorauszusehen war, hielt Rom eine Festsetzung seiner Macht in Griechenland noch nicht für zeitgemäß, sondern zog vielmehr (194) seine sämmtlichen Truppen zurück. Die getroffenen Anordnungen dienten ihm eben insofern am besten, als sie seine Stellung zu den einzelnen griechischen Staaten sich erst sicher und völlig klären ließen.

Antiochus hatte durch einen großen Sieg über den egyptischen Feldherrn Skopas (um 198) ganz Syrien bis an die Grenzen Egyptens in seine Gewalt gebracht und das letztere hatte mit Aufopferung jenes Gebietes Frieden gemacht. Weit hinaus indessen über die Eroberungen hier gingen die Absichten des Antiochus der Wiederherstellung des alten Reiches des Seleukos zu; Pläne, bei denen ihm Hannibal, der vor dem Haß der Römer und der diesen botmäßigen karthagischen Aristokratie aus seiner Vaterstadt gewichen war, als Berather zur Seite stand und zu deren Ausführung umfassende Verbindungen in Griechenland und Kleinasien angeknüpft wurden. Im Jahre 192 entschlossen sich jedoch die Römer, diesen Bestrebungen mit den Waffen ein Ziel zu setzen und schickten zu diesem Zweck zunächst ein Heer nach Griechenland, wo Philipp von Makedonien nun durch festen Anschluß an sie, die frühern Feinde, seinen Vortheil glaubte am Besten wahren zu können. Antiochus ging nach der Halbinsel hinüber ihnen entgegen, ohne Zweifel in der Berechnung, daß ein erster Sieg hier alle Griechen auf seine Seite bringen werde, wogegen er, die Römer in Asien erwartend, Gefahr lief, jene gegen sich geführt zu sehn. Allein alle Vorbereitungen des Königs waren

lässig und ungenügend betrieben. Bei den Termopylen von den Römern angegriffen, wurde sein Heer völlig vernichtet (191). Nicht besser ging es der Flotte, die den Römern die Landung in Asien wehren sollte, so daß der Kern der königlichen Macht bereits gebrochen war, als der römische Feldherr Lucius Cornelius Scipio derselben endlich im folgenden Jahre in Kleinasien selbst (bei Magnesia) die Entscheidung bot. Antiochus erlitt auch hier eine gänzliche Niederlage. Widerstandslos mußte er sich zum Frieden beugen, und in diesem ging jetzt das asiatische Reich desselben in Trümmer und bestand fortan nur unter dem Namen des syrischen weiter. Alle außerasiatischen Besitzungen und die in Kleinasien außer Kilikien wurden dem Antiochus abgenommen. Mehr als zehn Kriegsschiffe sollte er nicht halten, gegen die westlichen Staaten nie einen Angriffskrieg führen und das Meer westlich von der Kalykadnosmündung in Kilikien nie mit Kriegsschiffen befahren dürfen. Was er in Kleinasien verlor, wurde zum größten Theil dem Könige Eumenes von Pergamon gegeben, unter dessen Herrschaft die Römer hier einen Staat einrichten wollten, der aus eigener Kraft im Stande wäre, Makedonien und Syrien im Zaume zu halten. Die Verhältnisse der übrigen kleinasiatischen Königreiche und Landschaften wurden so geordnet, daß bei scheinbarer Selbständigkeit derselben den Römern stets Gelegenheit zur Einmischung verblieb. Was ihre Unabhängigkeit bedeutete, zeigte sich bei dem Könige Prusias von Bithynien, als derselbe im Jahre 183 in die Lage kam, Hannibal, der Jahre lang als Freund bei ihm gelebt hatte, gegen die Nachsucht Roms zu schützen, das seine Auslieferung verlangte. Der Bettelkönig verließ den großen Mann und trieb ihn damit, sich durch selbstgewählten Tod der drohenden Schande zu entziehn. Die weitern Anordnungen des Friedens angehend, so erhielten die griechischen Städte in Kleinasien, welche am Tage der Schlacht von Magnesia frei gewesen waren und auf Seiten der Römer gestanden hatten, jetzt ihre Freiheit bestätigt. Makedonien wurde, ungeachtet es den Römern große Dienste geleistet hatte, nur um kleine Parcellen vergrößert; ein Zeichen, daß die Römer den makedonischen Königen auch für die Zukunft nicht trauen wollten. Die Ordnung Griechenlands blieb im Wesentlichen die alte.

Die Behandlung, welche Makedonien erfahren hatte, legte demselben die Alternative auf, entweder jede Erinnerung an seine bisherige Machtstellung zu unterdrücken oder einen letzten Versuch zu machen, das Verlorene wiederzugewinnen. Die verletzende und höhnende Haltung der kleinern griechischen Staaten, die sich jetzt an dem frühern Dränger zu rächen suchten, ließ es das Traurige der Lage auf das Bitterste empfinden. Kein Wunder deshalb, daß schon König Philipp seit dem Friedensschluß auf Rache sann. Auf alle Weise und sehr erfolgreich suchte er die Kraft des Landes, namentlich das Heer zu heben und zu stärken und Geldmittel zu sammeln; sein Plan war auf ein Zusammenwirken aller innerhalb und außerhalb Italiens Rom feindlichen Elemente gerichtet, wobei dann die Ueberführung barbarischer Völkerschaften aus den Donaugegenden, namentlich der deutschen Bastarner, über die Alpen den Kernpunkt der Unternehmungen bilden sollte. Die Feindschaft gegen Rom beherrschte den König derart, daß er selbst den eignen Sohn ihr zum Opfer brachte. Der jüngere seiner beiden Söhne nämlich, Demetrius, hatte als Geisel einige Jahre in Rom gelebt und hatte hier eine dem letztern durchaus ergebene Gesinnung eingesogen. Der ältere Sohn dagegen, Perseus, den der Vater zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, war der Erbe seiner Feindschaft und seiner Pläne gegen Rom. Ehrgeizig und hochfahrend, aber ohne Karakterstärke und festes Selbstvertrauen kein Mittel zum Ziele verschmähend, wußte er den Bruder bei Philipp so zu verleumden, daß dieser ihn denselben aus dem Wege räumen ließ. König Philipp mußte indessen seine Pläne mit ins Grab nehmen, er starb im Jahre 179. Die bekannte Gesinnung des Perseus hatte ihm die Sympathien aller griechischen Patrioten, beim Volke wie bei den Regierungen, eingetragen und ihn als König zum Träger aller Befreiungshoffnungen gemacht. Auf diese Stimmung gestützt, begann er an allen Stellen Coalitionen zu verhandeln und namentlich durch ganz Griechenland alle Gegner der römischen Herrschaft, und zwar ohne Rücksicht ob sie positive und sittliche Geltung hatten, in Aufregung zu bringen. Aber bei diesem Gebahren konnte es nicht fehlen, daß er keiner Orten eine festorganisirte Stütze fand, während die Umtriebe so offenkundig waren, daß die Römer im Jahre 172 ihm den Krieg

erklärten. Die Führung desselben war lange Zeit hindurch weder für den einen, noch für den andern Theil ruhmvoll, bis endlich 169 der Consul Lucius Aemilius Paullus von Rom geschickt ward. Der neue Feldherr zwang die Makedonier bei Pydna zur Schlacht und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß 20,000 Mann das Feld bedeckten und 11,000 gefangen wurden. Der ganze Feldzug hatte vierzehn Tage gedauert. Perseus flüchtete nach Samothrake, wurde jedoch hier gefangen und mußte den Triumph des Aemilius Paulus in Rom verherrlichen. — Makedonien wurde jetzt in vier republikanische Gemeindebünde aufgelöst, die sich selbst verwalteten und besteuerten. Die bisher dem Könige bezahlte Grundsteuer fiel weg, doch mußte im Betrage der Hälfte derselben eine jährliche Summe von 170,000 Thlrn. noch Rom gezahlt werden.

Mit dieser Auflösung Makedoniens war der letzte selbständige Staat in Europa vernichtet, einen Gegner, der noch hätte zum offenen Mittelpunkte feindseliger Unternehmungen gegen Rom werden können, gab es in diesem Welttheil nicht mehr. Jetzt bedurfte es also auch für dieses nicht weiter rücksichtsvoller Schonung und täuschender Zusagen, um etwaige Feinde entwaffnet zu halten. Fortan konnte das Antlitz des Gebieters ohne Maske gezeigt werden, und nur zu rasch wurde die eingetretene Wandlung der Verhältnisse nicht blos den europäischen Völkern, sondern auch den Staaten in Asien zur Erkenntniß gebracht. Selbst so treue und bisher so bevorzugte Verbündete wie Eumenes von Pergamon und der Handelsstaat Rhodos mußten alsbald durch planmäßige Schädigung ihrer Interessen Seitens der Römer auf das Bitterste erfahren, daß sie fortan nur als römische Unterthanen sich zu betrachten und den Zwecken Roms zu dienen hatten. Noch schlimmer waltete zu derselben Zeit das souveräne Machtgebot des letztern über Syrien. Hier war der Sohn Antiochus des Großen, Antiochus IV., mit Egypten in Krieg gekommen, indem dieses Koelesyrien und Palästina als Mitgift der Kleopatra, der mit Ptolemäos Epiphanes vermählten Tochter Antiochus III., in Anspruch genommen hatte. Antiochus war glücklich in dem Kriege, nach einem Siege an der syrisch-egyptischen Grenze (171) hatte er das Land Ptolemäos VI., des Sohnes der Kleopatra, völlig in seine Gewalt bekommen.

Während die Egypter Euergetes II. an Stelle des jungen Ptolemäos auf den Thron erhoben, hatte es den Anschein, als gedenke Antiochus sich des ganzen Reiches zu bemächtigen. Da erschien der römische Gesandte Cajus Popillius (168) und forderte ihn auf, das Eroberte zurückzugeben und Egypten zu räumen. Antiochus bat um Bedenkzeit, aber als der Römer, mit einem Stabe einen Kreis um ihn beschreibend, sofortige Entscheidung forderte, fügte er sich. Diese Demüthigung sollte indessen nur den Beginn der Auflösung des syrischen Reichs verkünden, indem Antiochus durch die Gewaltsamkeit seines Regiments selbst Rom die Handhabe bot zur weitern Einmischung. Die Hellenisirungs-Tendenzen des Königs und seine Habsucht hatten ihn nämlich in feindselige Stellung zu den Juden gebracht und gegen diese einen Druck hervorgerufen, der sie zu verzweifelter Empörung trieb (167). Von dem Priester Matathias und seinen Söhnen — den Makkabäern, wie sie genannt wurden, geleitet, erhielt sich der Aufstand in so nachhaltiger Kraft, daß der römische Senat um 161 die Autonomie und Unabhängigkeit der Juden anerkannte und dann schließlich Syrien selbst dem Enkel des Matathias, Johann Hyrkanus, um 135 die freie Herrschaft über Palästina zugestehn mußte.

Nur vier Jahrzehnte waren verflossen, seit Rom um seine Existenz gekämpft hatte und jetzt stand es auf der Höhe der Weltherrschaft. Nichts kann so eindringlich als dieser Gang sagen, daß die Staaten, die es unterwarf, gealtert waren und im Siechthum lagen. Frische Kraft konnte Rom von ihnen nicht ziehn, aber wohl mußte es für jeden Sieg von der seinen hingeben. So kann es uns denn nicht wundern, wenn wir schon nach diesem kurzen Zeitraum jene Schäden, die bereits bedrohlich genug am Eingange desselben hervortraten, zu furchtbarer Höhe gewachsen finden; im gleichen Verhältniß mit der Ausdehnung der Macht und des Gebietes des Staates hatten sie sich vergrößert, nur unter den Folgen dieser und der sie begründenden unaufhörlichen Kriege konnten sie ihre zerstörende Kraft entwickeln. Der Gegensatz von Reichthum und Armuth, das Uebergewicht des großen Grundbesitzes und des Kapitals nahmen

jetzt, von Außen her genährt, in einem alle Verhältnisse des Lebens geradezu umwälzend erfassenden Umfange zu. In dieser Zeit war es, daß die Güter der Vornehmen durch ganz Italien, soweit es Staatsländerei gab, in immer größerer Zahl die Ausdehnung von fürstlichen Besitzungen erhielten, während neben ihnen die kleinen Höfe, der eigentliche Sitz römischer Unabhängigkeit und Freiheit, nur hier und da noch zu finden waren. Die unmittelbare Gewichtigkeit, die dieses Mißverhältniß in dem Besitzstande als solchem für den öffentlichen Zustand haben mußte, ermißt sich leicht; aber noch eingreifender war die mittelbare Wirkung, welche dies Anwachsen des Großgrundbesitzes durch die veränderte Art der Bewirthschaftung mit sich führte. Bis in das 3. Jahrhundert hinein, wo noch der Besitz von etwa 200 Morgen Landes Wohlstand bedeutete, hatte der Eigenthümer, in näherm Verhältniß zu den Arbeitern — waren es Tagelöhner oder Sklaven — stehend, die Bebauung selbst geleitet. Größere Güter waren zu verschiedenen Theilen durch Clienten bewirthschaftet worden, wobei in Betreff des Ertrages vor allem auf die Bedürfnisse des Hausstandes, namentlich den Bau von Getreide, ausgesehn ward. So war der weitaus größere Theil des Volkes in der Lage, sich seinen Lebensunterhalt mit seiner Hände Arbeit zu verdienen. Allein in immer weiterm Maße änderte sich das jetzt in Folge der Einwirkung der überseeischen Eroberungen und der Art des Verwaltungssystems. Von den zins- und zehntpflichtigen Bevölkerungen, die dem Staate gewonnen waren, wurden Getreidevorräthe zu enorm billigen Preisen geliefert, und da überdies für die entfernten Gegenden der Halbinsel der Verkehr durch die Theuerung des Transportes stockte, lohnte sich der Getreidebau nicht mehr und nahm in ganz Italien ab. Einseitig Viehzucht, der Bau von Oel und Wein, überhaupt ein System griff Platz, bei dem für den selbständigen kleinern Ackermann keine Verwendung mehr war. An seine Stelle traten Schaaren von Sklaven, und zwar alsbald in einer Ausdehnung, daß auf einzelnen Besitzungen die Zahl derselben in die Tausende stieg.

Und während auf diese Weise an dem alten agrarischen Uebel der Ruin unter dem kleinen Bauernstande mit Riesenschritten sich erweiterte, verbreitete andrerseits zugleich das Finanzsystem, das

seit Alters her die einseitige Herrschaft des Capitals großgezogen hatte und dessen unheilvolle Wirkung sich nun durch die Uebertragung desselben in die Provinzen vollendete, das gleiche Elend in die niedern Kreise der Geschäftswelt.

So schieden sich im Volke, sowohl in den materiellen Verhältnissen, wie in dem Bildungsstande, immer mehr zwei große Lager von einander, beide damit auf einen Weg gedrängt, auf dem für den einen wie für den andern Theil Verderben liegen mußte. Cato der Aeltere (239—149) hatte dies in Betreff der Aufnahme fremder griechischer Bildung vorausgesehn und hatte diese deshalb nachdrücklich bekämpft; sein gesunder Sinn sagte ihm, daß keiner Nation nur von Außen eingetragenes Wissen das Schaffen aus dem eigensten Volksgemüth zu ersetzen vermag, daß nur durch das letztere ein Band zur Erhaltung der nationalen Kraft gewoben werden kann. Aber seine Opposition ging von beschränktem Standpunkte aus, er verkannte das Bedürfniß der Zeit, insofern er überhaupt die Dichtkunst als ein müßiges Handwerk betrachtete. Indem er seinerseits als echter Römer alten Schlags zur Kultivirung des nationalen Geistes in geschichtlichen und landwirthschaftlichen Studien trieb, auf welchen Gebieten er dann der Schöpfer der lateinischen Prosa ward, kam er der Stelle, von welcher aus dem Volke geholfen werden mußte, nicht näher, wie er denn selber von der Hauptursache des Uebels, der falschen Stellung Roms zu den italischen Völkerschaften, kein Verständniß besaß; der Durst nach Macht und Ruhm verblendete eben das ganze Volk. Wie sich im Uebrigen noch bei Cato's Lebzeiten die Kluft, die das geistige Leben der höhern Klasse von den niedern trennte, mit reißender Schnelligkeit immer tiefer bildete, das kann besser als alles die Erscheinung anschaulich machen, daß selbst die Komödie der Sphäre der letztern völlig entrückt ward. Schon wenige Jahrzehnte nach dem volksthümlichen Plautus steht dieselbe durch Publius Terentius (194—155) ausschließlich zu dem gemessenen und vornehmen Tone der obern Gesellschaft emporgehoben.

Die Gefahr indessen, die das Volk gegen sich selbst damit heraufbeschwor, daß es die Wurzeln seiner Kraft in fremdem Boden suchte, kündete sich früh genug in erschreckenden Erscheinungen an.

Wir haben erwähnt, wie man gegen das Ende des zweiten punischen Krieges, um den unter den Drangsalen der Zeit erschütterten Halt der Gemüther zu befestigen, zur Einführung des Kybele-Dienstes gegriffen hatte; allein nicht zwei Jahrzehnte waren vergangen, so wurde es in den Gerichtssälen offenbar, daß von der Mystik des Orients auf römischem Boden kein Heil zu erwarten stand. Von Staatswegen mußte um 186 gegen eine durch ganz Italien verzweigte sektirerische Gesellschaft eingeschritten werden, deren Mitglieder in mystischen, mit den abscheulichsten Ausschweifungen verbundenen Ceremonien einen nächtlichen Bacchuskultus begingen; ein Unwesen, dessen Spuren leicht kenntlich auf gleicher Bahn mit jenem asiatischen Dienste zu suchen sind. Ueber 7000 Menschen wurden criminell und größtentheils mit dem Tode bestraft und schon im Jahre 180 wieder mußten 3000 Verurtheilungen erfolgen. Aber noch von andrer Seite her und noch unmittelbarer sollten dem Staate die auflösenden Einwirkungen des Fremden fühlbar werden. Das Gift zu mehren, das in jenen Vorgängen an die Oberfläche kam, hatte zweifellos die massenhaft steigende Verwendung ausländischer Sklaven, die alle Elemente der Entartung aus ihrer Heimath mit sich brachten, ein großes Theil beigetragen; allein alsbald nahm das von hier drohende Uebel eine noch gefährlichere Richtung an. Bereits im Jahre 187 wurde in Apulien eine Sklavenverschwörung angezettelt, die gegen 7000 gerichtliche Opfer forderte. War es bei solchen Zuständen zu verwundern, daß Menschenverachtung und Härte des Gemüths immer mehr karakteristische Züge des römischen Wesens wurden?

Leicht begreiflich konnten unter Verhältnissen wie die angedeuteten der idealen Anregungen des Lebens, welche die trennenden Gegensätze im Volke einigermaßen hätten ausgleichen können, nur immer weniger werden. Daß in dem Karakter der Bildung der höhern Klasse weit mehr Keime der Laster künstlicher Verfeinerung als kerniger Sitte beschlossen lagen, haben wir betont; dieselben zu entwickeln, that der verlockende Besitz des Reichthums nur zu rasch das Seine. Unter diesen Umständen hätte deshalb die Masse des Volks sich kaum zu beklagen gehabt, daß sie einzig auf ihre überkommene Ideenwelt angewiesen blieb, wenn sie nur noch die Einfachheit und

Genügsamkeit der frühern Zeiten vorgefunden hätte; aber leider war diese längst geschwunden; die gewichtigere Stellung, welche auch der ärmere Theil im Staate gewonnen, hatte sich für ihn als ein Danaergeschenk erwiesen. Die Ehrgeizigen in der Aristokratie hatten eben darin, daß sie nach dieser Seite hin den Staat die mannigfachsten Vortheile spenden ließen, den wirksamsten Hebel gefunden, sich zu beherrschendem Einfluß empor zu bringen. Die Menge war gewöhnt worden, den Staat nicht nur für ihre nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch Austheilungen von Getreide aus den Magazinen zu Schleuderpreisen sorgen, sondern sich auch die reichsten Vergnügungen und Lustbarkeiten in Spielen und Schaustücken geboten zu sehn — das Alles nicht als Lohn für Mühen und Anstrengungen, sondern einzig als die leicht errungene Frucht der Ausübung des Stimmrechts. Wie hätte da in diesen Kreisen Kraft und ernstes Streben lebendig bleiben können!

Und von dem Wege, auf dem so das Gemeinwesen sich befand, war nicht mehr abzugehn. Die Trägheit und die Verwilderung der Massen durch die grausamen Fechterspiele und Thierhetzen war die Bedingung geworden, auf die die Herrschaft der Machthaber sich gründete. Jene Bedürfnisse der Menge zu befriedigen wurde in immer steigendem Maße ein Hauptgesichtspunkt bei der Leitung der Politik. Die Rücksicht darauf verstärkte die Richtung der Staatslenker auf die Ansammlung von Schätzen in der öffentlichen Kasse und ihrer eignen in einer Weise, daß die Kriegführung gradezu ein integrirender Theil des Regierungssystems wurde. Welche Summen sie eintrug, mag hinreichend die Thatsache darthun, daß Antiochus III. nach seiner Besiegung eine Contribution von 25 Millionen Thlrn. zu zahlen hatte und daß ein verhältnißmäßig kaum geringerer Schatz von Aemilius Paullus aus dem makedonischen Kriege eingebracht ward. Angesichts aller dieser Einflüsse erfüllte sich denn der Volksgeist immer einseitiger mit Tendenzen, unter deren Herrschaft das Geld die im eigentlichsten Sinne das ganze Getriebe der Verfassung bewegende Kraft ward. Wie allesbeherrschend der Zug der Entwickelung diese Richtung nahm, veranschaulicht sich zur vollsten Klarheit in der Bedeutung, welche grade in dieser Periode der Ritterstand als Repräsentant des Capitals erhielt. Seit Alters her

hatte dieser Stand, dessen Name zuerst nur das Corps der Bürgerreiterei bezeichnete, in dem man aber allmälig die ganze Klasse der Vermögenden, aus denen jenes Corps sich zu ergänzen hatte — der Besitz mußte mindestens 28,000 Thlr. unseres Geldes betragen — zu begreifen sich gewöhnte, die Klasse der Capitalisten von Rom gebildet und zwar in dem Umfange, daß alle Groß- und Geldgeschäfte in dem gesammten Bereiche der römischen Welt zum meisten Theil in seiner Hand lagen. Die Ritter besorgten die Ausführung aller der öffentlichen Arbeiten, welche der Staat seinem Systeme nach gegen eine bestimmte Summe in Verding gegeben hatte, und ebenso betrieben sie den Handel im Großen; sie liehen gegen ungeheure Zinsen den unterworfenen Fürsten und Städten die Gelder, welche die Verpflichtungen gegen Rom ihnen kosteten; sie pachteten endlich die Staatseinnahmen in den Provinzen, indem sie bei allen diesen Geschäften zu Gesellschaften sich zusammenthaten, ähnlich den heutigen Actien-Vereinen. Bei der Art der Bedingung, von der die Zugehörigkeit zum Ritterstande abhing, war es natürlich, daß er in allen Kreisen der vornehmen Welt seine Mitglieder zählte; indessen wurde den Senatoren im Jahre 218 durch ein besondres Gesetz jede Betheiligung an speculativen Unternehmungen untersagt, und seitdem traten die senatorischen Familien in einen gewissen Gegensatz gegen den Ritterstand; die Stellung jener erhielt gleichsam eine besondere Weihe als die der Träger der eigentlichen Regierungsgewalt. In diesem Verhältniß vollzog sich jedoch jetzt eine wesentliche Wandlung. Unter dem Namen der Ritterschaft traten nun die reichen Kauf- und Geldleute dem alten Geburts- und Aemteradel als eine ebenbürtige Aristokratie zur Seite und wurden eine in die staatlichen Dinge entscheidend eingreifende Macht.

Unter dem Zusammenwirken aller der geschilderten Momente kann es uns denn nicht befremden, wenn wir den römischen Staat um die Mitte des Jahrhunderts nach allen Seiten des Welttheils wieder in Kriege verwickelt sehn. Dauernden Widerstand konnten natürlich die sieggewohnten Waffen nicht finden, wie bisher stets wurden sie schließlich von neuen Triumphen gefolgt; was dieselben von den früheren unterschied, war einzig, daß sie über noch mehr zertretene Keime und Blüthen hinwegführten.

Der bedeutendste dieser Kriege hatte Spanien zum Schauplatz, wo das harte Willkürregiment den Kampf mit noch unverdorbenen, naturkräftigen Völkern bestehen mußte. Ueber die Befestigung von Segeda im Lande der Beller war es zum Kriege mit verschiedenen Völkerschaften gekommen, der eine Zeit lang von diesen mit Glück geführt ward, dann jedoch durch den Consul Marcellus eine den Römern günstige Wendung erhielt. Schon schien der Abschluß des Friedens gesichert, als der neue Feldherr Licinius Lucullus durch schmachvolle Wortbrüchigkeit und Willkür die Unterworfenen wieder in die Waffen trieb. Der Krieg erhielt jetzt immer weitere Ausdehnung, und namentlich bereiteten die Lusitanier, die seit 148 an Viriathus, einem Landmann, einen durch Eigenschaften des Karakters, wie durch Tüchtigkeit als Krieger ausgezeichneten Führer gewonnen hatten, den Römern, deren Disciplin in bedrohlichster Weise litt, schwere Niederlagen. Viriathus brachte (143) auch die Beller und Aurevaker wieder zum Kriege, der von der Hauptstadt derselben, Numantia (nahe der Quelle des Duero), den Namen des numantinischen erhielt. Fabius Maximus Aemilianus fand es sogar vortheilhaft, mit Viriathus (141) einen Frieden zu schließen; aber der Nachfolger des erstern brach denselben sofort, indem er zugleich den großen Feind durch drei bestochene Lusitanier im Schlafe ermorden ließ. Die Lusitanier wurden darauf alsbald unterworfen. Numantia dagegen leistete dauernd den tapfersten Widerstand. Zwei römische Feldherren wurden nach einander mit ihren Heeren geschlagen und eingeschlossen, so daß der letztere einen die Unabhängigkeit der Numantiner gewährleistenden Frieden einging. Der Senat verwarf denselben jedoch, um 134 wurde Scipio Aemilianus, Adoptivsohn des Aemilius Paullus, geschickt und diesem gelang es denn im zweiten Jahre der Kriegführung, Numantia, das bis zur äußersten Erschöpfung mit Heldenmuth die Belagerung ausgehalten hatte, zu nehmen und damit dem Kriege ein Ende zu machen.

Zeigt schon dieser spanische Krieg in vielen Zügen, daß aus der römischen Politik und dem Walten ihrer Werkzeuge die frühere Würde der Gesinnung sich verlor, so treten in zwei andern gleichzeitigen Kriegen, in Afrika und in Griechenland, die verderblichen Elemente noch gehässiger hervor, indem in beiden der Kampf durch

die muthwillige, grausame Zerstörung zweier großer Handelsstädte, Karthago und Korinth, beendigt ward. Nicht allein der beschränkte Fanatismus des Hasses, wie ihn die Gegensätze der alten und der neuen Bildung in einem Cato entflammte, trug die Schuld dieser Schandthat, nur der mächtige Einfluß der Großhändler, denen es um die Vernichtung jeder Mitbewerberschaft zu thun war, kann sie ganz erklären.

In dem numidischen Reiche besaß Rom ein hinreichendes Gegengewicht in Afrika, um jede Gefährlichkeit der blühenden Handelsstadt für seine Machtstellung fernzuhalten; nichtsdestoweniger gelangte doch schon in den 50er Jahren die Politik der Partei, die, wie Cato, es auf völlige Vernichtung der einstigen Rivalin abgesehen hatte, zu entscheidendem Einfluß. Das quälerische Drängen Massinissa's, der die Herrschaft über Karthago anstrebte, wurde in parteilichster Weise begünstigt und als schließlich die Stadt zu energischer Abwehr Anstalt machte, fand Rom den rechten Moment für gekommen, mit seiner frevelhaften Absicht hervorzutreten. Selbst die demüthigste Nachgiebigkeit Karthago's, die Auslieferung seiner Kriegsvorräthe, konnte die Forderung, daß die Stadt zerstört werden müsse, nicht rückgängig machen. Jetzt erwuchs jedoch der gebeugten Bürgerschaft der Muth der Verzweiflung. Sie rüstete sich zum letzten Kampfe hinter ihren Mauern und führte ihn mit Heldenmuth drei Jahre hindurch (149—146). Als endlich Scipio Aemilianus der 147 mit dem Consulat den Oberbefehl bei der Belagerung erhalten hatte, nach den größten Anstrengungen und Opfern die Stadt zur Uebergabe brachte, waren noch 30,000 Männer und 25,000 Frauen am Leben nicht der zehnte Theil der ehemaligen Bevölkerung. Die Stadt ward zerstört, der Küstenstrich, der ihr eigentliches Gebiet gebildet hatte, zur römischen Provinz mit Utica als Hauptstadt gemacht.

Um dieselbe Zeit ward auch der noch gebliebenen Scheinselbständigkeit Makedoniens und Griechenlands das Ende bereitet. Die in den vier Eidgenossenschaften des erstern gährenden Elemente der Zwietracht und Unzufriedenheit hatte im Jahre 151 ein junger Abenteurer, Philippos, der sich für den (übrigens in Alba gestorbenen) Sohn des Perseus und der syrischen Prinzessin Laodike ausgab, zu einem Kriege gegen Rom zusammenzufassen gewußt. Er

wurde indessen (148) durch Quintus Cäcilius Metellus besiegt und gefangen und dann Makedonien nach Herstellung der frühern ausgedehnten Grenzen zur Provinz gemacht.

In Griechenland hatte bei einem Streite des achäischen Bundes mit Sparta Rom zu Gunsten des letzteren entschieden, wogegen die Führer des erstern, Diäos und Kritolaos, im leichtfertigen Vertrauen auf die günstigen politischen Conjuncturen, d. h. die Kriege Roms in Spanien und Karthago, auf der Bundesversammlung in Korinth zu offener Feindseligkeit gegen Rom vorschritten. Bei Leukopetra auf dem Isthmus trieb indessen das vom Consul Lucius Mummius geführte Heer die Bethörten ohne Mühe zu Paaren und selbst das feste Korinth ward ohne Schwertstreich genommen. Alle Sondereidgenossenschaften, vor allen die achäische, wurden aufgelöst und Griechenland zur Provinz Achaja gemacht, deren einzelne selbständig belassene Gemeinden ihren Verwaltungsbezirk in Makedonien hatten. Ueber die reiche Handels- und Fabrikstadt Korinth ward durch den rohen Römer in barbarischer Weise wie über Karthago die Zerstörung verhängt, wobei dann zum ewigen Schaden der Menschheit unersetzliche Schätze der Kunst massenhaft den Untergang fanden.

Aber die Rachegeister, die der zerstörenden Selbstsucht folgen, schlummerten nicht. Von allen Theilen der Aristokratie war der Einfluß derselben auf die lenksame Masse zu Zwecken des Eigennutzes mißbraucht worden, alle Künste der Demagogie waren systematisch zur Blüthe gebracht, nur daß freilich die Erfolge auch dem Ruhme der Gesammtheit dienten. Und hier giebt sich allerdings eine Seite der Größe auch in diesem letzten Jahrhundert der römischen Republik zu erkennen, die keine andere Zeit so wieder gezeigt hat und die der Verfolgung seines Entwickelungsganges einen wunderbaren Zauber verleiht. Die verderblichsten Eigenschaften und furchtbarsten Verbrechen gehen in denselben Karakteren zusammen mit angeborner Liebe zum Vaterlande und Begeisterung für dessen Größe, diesem Sinn, der eben im Römer den Karaktergrundzug bildet. Diese Eigenschaften waren es auch, die selbst in der Zeit der immer steigenden Entartung den Enthusiasmus für Freiheit und echtes Volksglück nicht nur nicht ersterben ließen, sondern mitten in dem

Kampfe der Auflösung hehre Muster dieser Tugenden gebaren. So kam es denn, daß eben jetzt, wo im öffentlichen Leben alle Schleusen des sittlichen Verderbens sich zu öffnen schienen, das Volkstribunat, das lange Zeit im Dienst der Herrschenden gebunden lag, noch einmal mit der ganzen Majestät seiner Aufgabe sich umwob und zu einem Glanze stieg, der seinen Namen für immer verherrlicht hat. Die Träger dieses Glanzes wurden die berühmten Gracchen.

Das Mißverhältniß zwischen Reich und Arm in der römischen Bürgerschaft hatte immer sichtbarer in dem gleichen Maße zugenommen, als die Stimme der Machthaber über die politischen und materiellen Interessen der unterthänigen Völkerschaften der drei Welttheile despotisch gebietend geworden war. Der Zustand Italiens gewährte schon dem oberflächlichen Blicke des Reisenden überall das betrübendste Bild. Neben den fürstlichen Besitzungen der Reichen zeigte sich nur Noth und Elend. Die ungeheure Anzahl der aus den unterworfenen Ländern, namentlich aus Kleinasien, von den römischen Großhändlern zusammengebrachten Sclaven hatte den Stand der freien Kleinarbeiter nahezu vernichtet, und wie damit die Kleinbauerschaft sich verringerte, so mehrte sich zugleich die Armuth der niedern Bürger durch die Monopolisirung des Fabrikwesens in den Händen der großen Sclavenbesitzer in Jammer erregender Weise. Stellenweise war es jetzt dahin gekommen, daß die Sclaven das eigentliche Gros der Bevölkerung ausmachten, mit Einwirkungen auf den öffentlichen Zustand, zu deren Veranschaulichung es nur der Anführung der Thatsache bedarf, daß im Jahre 133 in Sizilien bereits ein erster Sclavenkrieg ausbrach, dessen Führer, der frühere Sclave Eunuo, sich Antiochus, König der Syrer, nannte, und der erst nach drei Jahren von den römischen Heeren niedergeworfen ward. Der Consul Publius Pupilius soll schließlich 20,000 Menschen haben ans Kreuz schlagen lassen.

Ohne Zweifel mußten solche Zustände bei längerer Dauer das Grab aller Freiheit werden, und aus dieser Erkenntniß reiften endlich in den reingebliebenen Kreisen der Nation umfassende Reformpläne, bei denen es galt, den fast untergegangenen selbständigen und unabhängigen kleinen Bürgerstand wieder zu begründen. Die Mittel zu diesen Zwecken boten sich auf doppeltem Wege. Durch eine ein=

greifende Neuordnung des Besitzstandes der Staatsländerei, wo die willkürlichen Aneignungen der Machthaber allerdings seit lange festgewurzelt, aber darum nicht zu Recht geworden waren, ließ sich einer großen Anzahl Armer in der Bürgerschaft eine auskömmliche Existenz verschaffen, und daneben war durch die Ausdehnung des Bürgerrechts auf die italischen Bundesgenossen überhaupt der Gesammtheit eine breitere festere Grundlage zu gewinnen. Bei aufrichtigem Entgegenkommen von den verschiedenen Seiten stand von solcher Reform das glücklichste Resultat, die Heilung mancher Wunden zu erwarten, welche die großen Mißgriffe seit dem zweiten punischen Kriege dem Staate geschlagen hatten. Der Gedanke an die Nothwendigkeit der Verbesserungen hatte bereits die bedeutendsten und einflußreichsten Männer der Aristokratie erfaßt, selbst einen Scipio Aemilianus, nur zagten diese Angesichts der Schwierigkeit der Ausführung; aber auch an solchen, die kaum minder hoch und angesehen standen, und auch vor dieser nicht zurückschraken, fehlte es nicht; zu ihnen gehörten vor allen der gewesene Consul und Censor Appius Claudius, der Pontifex Maximus Publius Crassus Mucianus, der Consul des Jahres 133 Publius Mucius Scävola, der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit, und Quintus Metellus, der Besieger Makedoniens. Ein gleichmäßig durch Karakter, Talent und Stellung berufener Leiter des Reformwerks trat endlich in dem noch jungen Tiberius Sempronius Gracchus auf, dem Sohne des gleichnamigen gewesenen Consuls und Statthalters der Ebroprovinz, und der Cornelia, der Tochter des Siegers von Zama. Mit kühner Begeisterung für die Sache verband er einen durchaus gemäßigten Sinn bei dem Entschlusse, die Hoffnungen und Bestrebungen der Partei zu verwirklichen. Nachdem er sich um 134 zum Volkstribunen hatte wählen lassen, beantragte er gleich nach Antritt seines Amtes die Erlassung eines Ackergesetzes, durch welches im Wesentlichen, jedoch nicht einmal der vollen Strenge nach, das licinisch-sextische Gesetz vom Jahre 367 wieder hergestellt ward. Der Inhalt nämlich ging dahin, daß kein Bürger von den Staatsländereien mehr als 500 Morgen solle im Besitz haben, von dem indessen, was er mehr besitze, bezüglichen Falls für zwei Söhne, und zwar für jeden 250 Morgen zurückbehalten dürfen. Das also eingezogene Land sollte in Parcellen

von 30 Morgen theils an ärmere Bürger, theils an italische Bundesgenossen als unveräußerliche Erbpacht vertheilt werden. Ein stehendes, jährlich von der Volksversammlung zu wählendes Collegium von drei Männern ward mit der Einziehung und Auftheilung des Landes beauftragt. Geringere Forderungen konnte die Reformpartei unmöglich stellen, wenn ihr Vorgehen überhaupt irgend erhebliche Wirksamkeit haben sollte; allein alsbald zeigte sich, daß auch jenen gegenüber der jeder Concession feindselige Egoismus schon in der Verfassung einen schwer zu überwindenden Schutz besitze. Das vor allem Hinderliche für Tiberius war, daß die großen Grundbesitzer im Senat an einem der Collegen des erstern selbst eine Stütze erhielten, an Marcus Octavius, der, im Uebrigen aus Ueberzeugung, sein Veto gegen den Antrag einlegte. Gracchus warf nun seine ganze amtliche Macht in die Waagschale, indem er die Staatsgeschäfte und die Rechtspflege sistirte und seine Siegel auf die öffentlichen Kassen legte; indessen seinen Zweck erreichte er damit nicht. So sah er sich denn jetzt vor die Wahl gestellt, entweder auf den unabsehbar langen Weg der Agitation zurückzukehren oder gewaltsame und revolutionäre Mittel zu ergreifen. Der Dämon der Zeit, der kein Vertrauen in die siegende Macht der Idee mehr verstattete, trieb ihn auf den letztern Weg, auf den nach dem unentrinnbaren Spruche des Schicksals der Staat fortan gebannt bleiben sollte — zur ewigen Warnung der kommenden Völker. Bei längerm Zögern die Sache der Reform verloren erachtend, that Tiberius den unconstitutionellen Schritt, durch die Volksversammlung die Absetzung des Marcus Octavius beschließen zu lassen, womit er denn freilich zunächst den Erfolg erreichte, daß das Ackergesetz durchging und daß er nebst seinem Bruder Cajus und Appius Claudius zu Theilungsherren ernannt wurden. Zeiterfordernd und schwierig indessen, wie das diesen obliegende Werk war, war die unbehinderte Ausführung nur zu erwarten, wenn auch im folgenden Jahre Tiberius das Tribunat behielt, und wiederum stand ihm hier die Verfassung entgegen. Allein gegen Bedenken dieser Art war fortan Rath zu finden. Einstweilen glaubte er nur Sorge tragen zu müssen, daß seine Popularität ungeschwächt bleibe. Ein glücklicher Fall für ihn auf diesem Standpunkte war es, daß der König Attalus III.

von Pergamon, der um diese Zeit gestorben war, sein Reich und sein Vermögen den Römern vermacht hatte, die dann dasselbe nach der Besiegung und Hinrichtung des Prätendenten Aristonikos als Provinz Asien organisirten. Gracchus brachte jetzt den Antrag an das Volk, den Schatz zu Gunsten der neugeschaffenen Landbesitzer zu verwenden; weitere volksthümliche Gesetze sagte er zu. Aber wie er so behielten auch die Gegner den Tag der Tribunenwahl fest im Auge, entschlossen, selbst das Aeußerste nicht zu scheuen. Tiberius verkannte die Gefahr nicht und hatte Vorsichtsmaßregeln getroffen, die kühne Rücksichtslosigkeit der Feinde gewann es jedoch über ihn. Während die Volksversammlung vor dem capitolinischen Tempel stattfand, hatte sich der Senat im Tempel der Treue versammelt. Hier wurde dem Consul Mucius Scävola die Vollmacht ertheilt, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze Sorge zu tragen für die Sicherheit des Staats; als Anhänger der Reform erklärte derselbe jedoch, daß er sich nur gesetzlicher Mittel bedienen werde. Da stellte sich der Consular Publius Scipio Nasica auf eigene Hand an die Spitze der Fanatiker und rief zum Kampfe auf. Tiberius Gracchus sah sich von den Heranstürmenden überrascht und suchte zu entkommen, aber in dem entstandenen Tumulte stürzte er am Abhange des Capitols zur Erde und wurde erschlagen. Mit ihm verloren an 300 seiner Anhänger das Leben. Der Senat und die Feinde der Reform überließen sich der blinden Wuth, aber das Ackergesetz aufzuheben wagten sie nicht.

Die Landaustheilung nahm ihren Fortgang, gegen 80,000 neue Bauerhufen wurden geschaffen; bis endlich die Klagen der Latiner über ungerechte Einziehung von Privatäckern Scipio Aemilianus im Jahre 129 bewogen, durch Volksbeschluß der Theilungscommission die Gerichtsbarkeit über die Frage, was Domanial- und was Privatbesitz sei, zu entziehn und die Entscheidung den Consuln überweisen zu lassen. Damit gerieth die ganze Austheilung ins Stocken. Scipio mußte dafür mit seinem Leben büßen; er ward in seinem Bette todt gefunden; der Mörder wurde nie entdeckt. Die im Besitz des Domaniallandes befindlichen Latiner waren die festesten Stützen der römischen Herrschaft; wenn jetzt nach dieser Seite hin die Interessen verletzt werden mußten, so wurde es für die Führer

der Bewegung doppelt nothwendig, durch die Verleihung des Bürgerrechts an die italischen Bundesgenossen erweiterten Halt zu gewinnen, und auf dieses Ziel richtete sich denn die Agitation fortan mit verstärkter Kraft. Aber wie Tiberius Gracchus an dem Egoismus der Mächtigen gescheitert war, so mußten jetzt die Männer der Reform erfahren, daß es mit dem Geist in der Bürgerschaft, wenn es weiterblickende Opferwilligkeit und Versöhnlichkeit den Bundesgenossen gegenüber galt, nicht besser bestellt war. Der Senat zeigte sich seinerseits mit dem Stande der Stimmung kundiger vertraut, als er, um jenen Tendenzen zu begegnen, nach strenger Sichtung der Bürgerlisten durch den Tribun Marcus Junius Pennus im Jahre 126 vor dem Volke den Antrag auf Ausweisung sämmtlicher Nichtbürger aus der Hauptstadt stellen ließ. Trotz der angestrengtesten Gegenbemühungen der Reformpartei ging der Antrag durch. Vergeblich suchte dann Marcus Falvius Flaccus im folgenden Jahre als Consul den freisinnigen Bestrebungen wieder die Bahn zu öffnen, indem er beantragte, daß es jedem Bundesgenossen gestattet sein solle, das römische Bürgerrecht zu erbitten, und darüber in den Comitien abstimmen zu lassen; die Abweisung machte es nur klarer, daß auf gütlichem Wege Erfolge nicht mehr zu erreichen waren.

Seit diesem Augenblicke stellte sich denn auch bei den Führern der Entschluß fest, fortan die Mittel für ihre Zwecke nur nach dem praktischen Bedürfniß zu bemessen und das Aeußerste zu wagen; und die Stimmung unter den italischen Bundesgenossen kam ihnen dabei anregend entgegen. Die Gährung hatte bereits einen so bedrohlichen Karakter angenommen, daß die latinische Stadt Fregellä am Liris (Garigliano), wo die Vertreter der bundesgenössischen Interessen ihren Mittelpunkt hatten, vor der offenen Empörung stand. Die Gefahr hier gelang es jedoch dem Senat mit Hülfe eines fregellanischen Verräthers noch rechtzeitig abzuwenden, und mit furchtbarer Strenge suchte er von ähnlichen Versuchen abzuschrecken; viele Verschworene wurden hingerichtet und die Stadt von Grund aus zerstört. Einen Moment konnte die Gelegenheit sogar günstig scheinen, auch die Häupter der demokratischen Partei in Rom, als an dem hochverrätherischen Unternehmen betheiligt, zu verderben; gegen Cajus Gracchus wurde die Anklage erhoben; allein er ward freigesprochen,

und der fehlsam berechnete Schritt hatte nur die Wirkung, daß der Verfolgte jetzt die bis dahin beobachtete Zurückhaltung aufgab und, indem er sich für das folgende Jahr (123) zum Tribunen wählen ließ, mit dem festen Willen an die Spitze der Bewegung trat, das angestrebte Werk um jeden Preis zur Durchführung zu bringen.

Cajus Gracchus trug für das Ziel, das ihm gestellt war, bei gleicher idealer Vaterlandsliebe wie sein Bruder, unstreitig eine noch weit höhere staatsmännische Begabung in sich, als dieser sie besessen hatte; ja in Bezug auf Weite und Kühnheit der Combination, sowie auf Fruchtbarkeit an politisch schöpferischen und organisatorischen Gedanken steht er auf seltener Höhe da. Nichtsdestoweniger haben wir, wenn wir auch ihn nach kurzer glänzender Laufbahn dem Untergange verfallen sehn, darin nicht blos das Walten eines blinden Schicksals zu erkennen: wie edel die Gesinnung war, die sein Wirken trug, so stellte er sich in demselben doch in tiefen Zwiespalt mit der Forderung der Zeit. Cajus' Plan ging auf nichts Geringeres aus, als auf eine völlige Aenderung der Grundlage der Verfassung; die Macht des tief gehaßten Senats sollte gebrochen und im eigentlichsten Sinne die Regierung an die Bürgerschaft gebracht werden — an diese wankelmüthige Masse jetzt, nachdem seit langen Jahrzehnten alles, was Bildung und Talent besaß, im Wettlauf und nur zu erfolgreich sich gemüht zu haben schien, Kraft und Sitte in derselben zu verderben! Allerdings hatte Cajus sich selbst als Leiter dieses Volks im Auge; aber vermessen war es, sein Amt zum Mittelpunkte des Staates machen zu wollen, während er keine andere Stütze für dasselbe hatte, als eben die in allem der zügelnden Beherrschung bedürftige Menge. Hier lag die Schuld, die ihm Verderben brachte. Die Hauptquelle des Irrthums, der ihn umfing, war unstreitig der glühende Haß, den er gegen die mächtigen Feinde seiner Sache hegte. Wie wenig er im Stande war, frei und unbehindert seinen Einsichten nachzugehen, zeigt schon ein Blick auf die nächsten Mittel, die er gebrauchen mußte, um überhaupt eine feste Stellung sich zu schaffen; denn die ersten Schritte, die er that, um der Noth des ärmeren Volkes abzuhelfen, waren weit mehr darauf berechnet, ihm einen sichern Anhang in der Bürgerschaft zu gewinnen, als daß die Ueberzeugung von ihrer Zweckmäßigkeit sie

hervorgerufen hätte. So konnte sich Cajus unmöglich über die Verwerflichkeit der Maßregel täuschen, durch welche er festsetzen ließ, daß fortan jedem in der Hauptstadt persönlich sich meldenden Bürger eine bestimmte Menge Getreide, der Scheffel zu $6\frac{1}{2}$ As (24 Pfennig), nicht die Hälfte eines niedrigen Durchschnittspreises, aus den öffentlichen Magazinen verabfolgt werden solle. In der gleichen Tendenz wurde der Beschluß erwirkt, daß die Reihenfolge bei der Abstimmung der Centurien, die bisher nach den Vermögensklassen stattgefunden hatte, fortan durch das Loos zu bestimmen sei, sowie der weitere Beschluß, daß in Capua, Tarent und Karthago Colonien gegründet werden sollten. Freilich hatten dann diese Maßregeln völlig die erstrebte Wirkung, und die Erndte dieser Saat konnte sich Cajus einstweilen um so mehr gesichert sehn, als der Senat die Wiederwahl desselben für das nächste Jahr, um die der Kampf von Tiberius verderblich geworden war, nicht zu bestreiten vermochte, da das betreffende Verbot der Verfassung bereits seit einigen Jahren, in Wiederholung eines zuerst von Papirius Carbo im Jahre 130 gestellten Antrags, aufgehoben worden war.

So konnte denn Gracchus im folgenden Jahre (122) mit ganzer Energie den Theil seines Werkes in Angriff nehmen, von dem aus den weitern tiefgreifenden Reformen der Weg gebahnt werden sollte und bei dem es sich darum handelte, die Stellung und den Einfluß des Senats zu entwurzeln. Wie er dachte von dieser Körperschaft, wie er in derselben alle verderblichen Stoffe des Staates sich concentriren sah, sprach er mit ungeschminkter Offenheit gelegentlich des Gesetzes aus, durch das es galt, der Verfügung des Marius Aquillius, der nach Einziehung des attalischen Reiches Phrygien den Königen von Bithynien und Pontus zum Kauf ausgeboten und dem letztern auf sein Mehrgebot zugeschlagen hatte, die Sanction zu ertheilen. In Betreff dieses Handels, sagte er, theile sich der Senat in drei Klassen: solche, die dafür seien, solche, die dagegen seien und solche, die schwiegen. Die ersten seien bestochen vom Könige Mithridates, die zweiten vom Könige Nicomedes, die dritten aber seien die feinsten, denn sie ließen sich von den Gesandten beider Könige bezahlen und jede Partei glaube, daß in ihrem Interesse geschwiegen werde. Der Unwille, den Cajus hier über

das Walten des Senats aussprach, kam unstreitig aus einer edlen Seele, und wohlbegründet war sein Streben, diesem niedrigen Treiben ein Ziel zu setzen. Nicht der Aristokratie überhaupt galt dabei sein Krieg, sie als solche vernichten, konnte er weder, noch wollte er es; aber die ihm so schädlich erscheinende Vorherrschaft des alten Geburts- und Aemteradels, dem die Sitze im Senat gehörten, sollte beseitigt werden, und über den Weg dazu war Cajus lange mit sich einig: was er jenem Feinde nahm, wollte er der Ritterschaft geben und zugleich die gesammte kaufmännische und Geldaristokratie zu seiner Stütze machen. Daß sich dieselbe ihm gern verpflichten ließ, begreift sich leicht, und er seinerseits ließ es an Eifer nicht fehlen, sie womöglich bis zur vollsten Ebenbürtigkeit mit der Senataristokratie emporzuheben. Aber freilich, ob der Staat in seiner Gesammtheit bei diesen neuernden Schritten gerade gewinnen konnte, möchte in hohem Grade zweifelhaft sein. Bisher hatte der senatorische Adel, so vielfach er auch mit der Geldaristokratie zusammenging, doch allein noch einen zügelnden Damm gegen die Uebergriffe der letztern in den Provinzen gebildet. Von dieser Controle befreite Gracchus jetzt die Ritterschaft, ja er übergab ihr geradezu ein bisher verschont gebliebenes Land zur Ausbeutung. Er belastete nämlich die bisher fast steuerfrei gebliebene Provinz Asia mit ausgedehnten directen und indirecten Abgaben und verfügte, daß die Erhebung derselben für die gesammte Provinz in Rom verpachtet werden sollte, wodurch dann eine bedeutende Capitalistenassoziation ins Leben gerufen ward. Daneben entzog Gracchus dem Senate das Geschwornenamt, das dieser in den theils stehenden, theils außerordentlichen Commissionen, die in den meisten Criminal- wie in den Civilsachen ohne Provocation an die Bürgerschaft zu richten hatten, bisher ausschließlich versah und überwies dasselbe an den Ritterstand, so daß dieser auch in den etwaigen eigenen Processen selber zu Gericht saß. Auf diese Weise waren die wichtigsten Rechte des Senats theils an die Ritterschaft, theils an die Volksversammlung übertragen, wie denn die letztere ja auf den Antrag des Tribunen über die Steuerverfassung in der Provinz Asia, über die Staatsländereien und viele andere Punkte souverän beschlossen hatte. Eine Ergänzung des Senats durch 300 neue Mitglieder aus

der Ritterschaft sollte den neuen Bau nach Gracchus' Plane krönen.

Leicht und friedlich war demselben alles gelungen; man sieht eben, daß die Verfassung völlig morsch geworden war; wie wenig er selbst aber bei seinen Neuerungen festen Fuß gefaßt hatte, wie irrig es gewesen, wenn er meinte, daß seine Macht auf anderm Grunde ruhe als dem Egoismus der Parteien, das sollte ihm sehr bald kummervoll aufgehn. Kaum nämlich, daß er mit seinem weitern Plane bezüglich der Bundesgenossen hervortrat, wobei die Opferwilligkeit der Bürgerschaft in Frage stand, indem den Latinern das volle Bürgerrecht, den italischen Bundesgenossen das latinische gegeben werden sollte, so mußte er sehn, daß er nach keiner Seite hin verlässige Freunde gewonnen hatte. Ganz unzweideutig gab sich die Mißstimmung kund; dagegen war jetzt für den noch eben tief gedemüthigten Senat der Moment gekommen, an dem verhaßten Gegner sich zu rächen. Das Mittel, den Zauber, der denselben umgab, zu bannen und das Volk von ihm abzuziehn, kannten die gewiegten Regierungsmänner längst aus Erfahrung: sie brauchten der niedrigen Selbstsucht des letztern nur höhere Gebote zu machen als es Gracchus gethan; und in dem Collegen desselben, Livius Drusus, fanden sie ein williges Werkzeug, die Menge zu berücken. Dieser mußte den Antrag stellen, daß zwölf italische Colonien gegründet und in jede 3000 Bürger ausgeführt werden sollten; ein andrer seiner Vorschläge verhieß den Landempfängern Erlassung des auferlegten Erbzinses und Verwandlung des Besitzes in unveräußerliches Eigenthum. Zugleich wurden von den Priestern gegen die Colonisirung von Karthago alle möglichen abergläubischen Bedenken wachgerufen. Diese Politik des Senates war von solchen Erfolgen gekrönt, daß Gracchus, als er am Schlusse des Jahres zum dritten Male um das Tribunat sich bewarb, bereits scheiterte. Und damit war sein Spiel verloren. Der vernichtende Streich gegen ihn sollte an dem Tage geführt werden, auf welchem der vom Senate veranlaßte Antrag, der die Ausführung der Colonie nach Karthago untersagte, zur Abstimmung verstellt war. Zunächst kam es in der Halle des capitolinischen Tempels zum Getümmel, dann am folgenden Tage zum Straßenkampfe auf dem Aventin, wo sich Marcus Flaccus im

Tempel der Diana verschanzt hatte. Auf des letztern und auf Gracchus Kopf wurde ein Preis gesetzt. Nachdem Flaccus nebst 250 der Seinigen gefallen war, flüchtete sich Gracchus mit seinem Sklaven auf das rechte Tiberufer in den Furienhain, wo dann beide todt gefunden wurden. Gegen 3000 Anhänger desselben wurden hingerichtet.

Mit Cajus Gracchus war die treibende Kraft, um eine wirkliche Reform durchzuführen, zu Grabe getragen. Alles, was er an Neuerungen gebracht, konnte freilich nicht wieder umgestoßen werden. Bestehen blieben einstweilen die Aenderungen in der Verfassung, die ihm wesentlich nur Mittel gewesen waren, um seine großen Ideen über die Emporhebung des käuflichen römischen Pöbels zu besitzenden Männern und der geknechteten Italier zu einer freien römischen Nation zur Durchführung zu bringen. Der Fortbestand jener Aenderungen hinderte aber nicht, daß jetzt alle Mängel des alten Systems in verstärktem Maße zurückkehrten: der sicherste Beweis, daß die Verbesserungen, die sie in sich bringen sollten, zum mindesten höchst unerheblich waren. In der Domänenauftheilung geschah nichts wesentliches mehr; man begnügte sich, diejenigen wieder zufrieden zu stimmen, die bei derselben gelitten hatten, indem man denen, welche auf das Maximum (von 500 Morgen u. s. w.) von occupirten Ländereien reducirt worden waren, jetzt den vollen freien Besitz des Landes zuerkannte (111).

Während auf diese Weise die sozialen Schäden ohne Abhülfe immer tiefergreifend fortwucherten, kam es durch den Jugurthinischen Krieg (112—105) selbst für das blödeste Auge zu erschreckender Klarheit, daß die Zeichnung, welche Cajus Gracchus von der gänzlichen Verdorbenheit der Senatsaristokratie gegeben hatte, nur die vollste Wahrheit enthielt. Dreizehn Jahre hindurch (seit dem um 118 erfolgten Tode des Micipsa, des Sohnes Massinissa's) konnte Jugurtha, der Neffe Micipsa's — Dank seinen klug geübten Bestechungen — durch Gewaltthätigkeiten und Hohn jeder Art Rom beschimpfen, ohne daß es Seitens des letztern zu energischer Wahrung seiner Würde kam. Schließlich, nachdem der Consul Quintus Metellus als der Nachfolger theils unfähiger, theils unredlicher Führer den Krieg mit Kraft und Einsicht seinem Ende

entgegen gebracht hatte, gab sich ein andres gewichtiges Symptom, wohin der in allen Grundlagen unterhöhlte Staat steuere, in der Thatsache kund, daß durch Volksbeschluß dem verdienten, aber aristokratischen Metellus sein ehemaliger Unterfeldherr, der Consul des Jahres 106, Cajus Marius, zum Nachfolger gegeben ward. Marius, der sich bereits vor Numantia ausgezeichnet, hatte dem Metellus vorgeworfen, daß er nicht schnell genug zum Ziele komme; das genügte, um an seine Stelle gesetzt zu werden. Der Aufgabe war er allerdings vollständig gewachsen, indessen hatte an der glücklichen Vollendung derselben nicht mindern Antheil als sein Feldherrntalent die Kühnheit und das Geschick des Reiterobersten Lucius Cornelius Sulla, der unter schwierigen Verhältnissen den König Bocchus von Mauretanien, zu dem Jugurtha geflohen war, zur Auslieferung desselben zu bestimmen wußte.

Ungleich glänzendere Lorbeeren sollten dem Marius im Norden des Reiches erblühen. Zu derselben Zeit, wo im Süden die ganze innere Fäulniß des Staates zu Tage trat, begann dort mit furchtbaren Schlägen der Wogendrang jener gewaltigen Völkerbewegungen sich anzukündigen, der schließlich dem alternden Reiche den Untergang bringen sollte. In Gallien hatten die Römer bis auf die Zeit des Cajus Gracchus nur als Bundesgenossen der Massilier die gallischen Völkerschaften in Ruhe zu halten gesucht. Erst Fulvius Flaccus, der Freund des letzteren, ging zu Colonisirungszwecken auf transalpinische Eroberungen aus (125); im Jahre 118 wurde unter dem Namen Narbo (Narbonne) die erste römische Colonie in Gallien gegründet. Quintus Fulvius Maximus besiegte 121 die Allobroger im Isère-Thale und ein andrer Sieg bei Vindalium (oberhalb Avignon) über die bis an die Pyrenäen herrschenden Arverner führte die Einrichtung der Provinz Narbo herbei. Die nächsten Jahre blieben die römischen Heere indessen weniger glücklich, und mit dem Erscheinen der Völkerschaften der Cimbern und Teutonen, die von den deutschen Nordküsten herabkamen, änderte sich die Lage völlig. Der erste Zug dieser deutschen Völkerschaften war gegen die Ostalpen gerichtet, nachdem sie durch das Gebiet der zwischen Rhein und Main wohnenden Helvetier und der die Länder östlich von diesen innehabenden Bojer gezogen waren. Un=

weit Noreja in Kärnthen schlugen sie (113) den Consul Cnäus Papirius Carbo völlig, wandten sich jedoch jetzt statt nach Italien, über das linke Rheinufer und über den Jura. Gleichzeitig drangen auch die Helvetier in Gallien bis an die Garonne vor, wo sie dem Consul Longinus eine Niederlage beibrachten. Im Jahre 105 endlich entschlossen sich die Cimbern unter ihrem Könige Bojorix zu einem Zuge nach Italien. Bei Arausio (Orange) trafen sie auf das in zwei verschiedenen Lagern stehende römische Heer unter den zwiespältigen Führern, dem Proconsul Caepio und dem Consul Mallius Maximus, und das letztere erlitt hier eine Niederlage furchtbarer wie die einst bei Cannä war. Von 80,000 römischen Soldaten entrannen nur einige wenige dem Untergange. Jetzt wurde Marius, der fünf Jahre hintereinander (bis 100) zum Consul gewählt ward, als Oberfeldherr geschickt. Zum Glück für ihn ließen die Cimbern ihm Zeit, zunächst die Disciplin unter seinen Truppen wieder herzustellen und selbst abgefallene keltische Völkerschaften wieder zu unterwerfen, indem sie, unstät, wie sie waren, mit ihrer Hauptmacht statt nach Italien sich nach Spanien und von dort zurück gegen den Norden (die Belgen) und dann wieder über den Rhein nach den Ostalpen begaben, während dagegen der kleinere Theil ihres Heeres und die Teutonen sich im Jahre 102 den Westalpen zuwandten. Bei Aquae Sextiae erfocht Marius einen glänzenden Sieg über diese, ihr Heer ward völlig vernichtet. Sogleich eilte Marius nun nach Oberitalien, wo die Cimbern gegen den Proconsul Catulus die Etschpässe forcirt und die Poebene überschwemmt hatten; und hier bei Verona brachte er den Barbaren wieder eine gänzliche Niederlage bei.

Marius stand jetzt auf dem Gipfel der Volksgunst, und in gleichem Maße wie diese besaß er Ansehn und Liebe im Heere, nicht allein als die Errungenschaft seiner militärischen Verdienste und Talente, sondern mehr noch in Folge der Artung seines Karakters und der ganzen Richtung seines Wesens. Seine Geburt — er war der Sohn eines Tagelöhners — seine Erziehung und seine Sitten hatten alle seine Sympathien auf die Seite des niedern Volks gewandt und ihn in den staatlichen Dingen wie im Heerwesen allen entsprechenden Einrichtungen befreundet gemacht. Nicht blos indessen

demokratische Tendenzen an sich waren es, sondern zugleich der innere Zug der Verhältnisse, was ihn in der Verfassung des Heeres Veränderungen in jenem Geiste vornehmen ließ, die nothwendig die Entwickelung des Staates auf das Tiefste beeinflussen mußten. Marius zuerst löste die alte Ordnung, nach welcher sich die Truppentheile aus den fünf Steuerklassen der Bürger zusammensetzten, und führte dagegen zu dem Prinzip des Werbesystems und der Begründung eines spezifischen Soldatenstandes hinüber, der von bürgerlichen Zwecken nichts mehr wußte und nur den Feldherrn und den eigenen Kriegsruhm kannte. Er gestattete (107) jedem freigebornen Bürger, auch der keine Steuer zahlenden Klasse, den freiwilligen Eintritt in das Heer, und seit ihm bedurfte es zur Einordnung in den verschiedenen Truppenabtheilungen, der Leichten, der Hastaten, der Prinzipes und der Triarier, weder einer Qualification nach Vermögen, noch nach dem Dienstalter. Statt der frühern vier Feldzeichen der einzelnen Legionstheile erhielt die gesammte Legion, die fortan nur in Cohorten eingetheilt war, den silbernen Adler. Eine Leibwache, eine Schaar von 500 Freiwilligen, hatte bereits Scipio Aemilianus in Spanien unter dem Namen praetoriani (von praetorium, Hauptquartier) eingeführt. — In der mächtigen Stellung, die Marius auf solche Weise als Heerführer einnahm, verband er mit seinen volksthümlichen Gesinnungen eine große Eitelkeit und den brennenden Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, nur daß ihn der unverhüllbare Mangel an politischer Einsicht und kühner Entschlossenheit verhinderte, selbständig gebietend die Lage zu beherrschen. So sah er sich denn von vornherein auf die Führer der Volkspartei als auf seine Stütze angewiesen und in der That hatte er schon während seiner Feldherrnlaufbahn namentlich mit zwei Männern, die damals an der Spitze standen, L. Apulejus Saturninus und C. Servilius Glaucia, eine innige Verbindung gepflogen. Beide Männer, besonders der erstere, von Haus aus talentvolle, energische Naturen, trugen in ihrer Haltung mit wachsender Offenheit den Karakter einer Zeit zur Schau, die in gleichem Schritt mit dem Schwinden aller idealen Elemente immer rücksichtsloser zur Heilung fressender Schäden die Mittel der Gewalt in den Vordergrund drängt. Die Forderung der Reformen, die Cajus

Gracchus gestellt hatte, der Hülfeleistung an die Armen durch Landvertheilung und die Gleichstellung der Bundesgenossen, die alle Pflichten des Staates trugen, auch in den Rechten der Bürgerschaft, war natürlich nicht eingeschlafen, sie wurzelte eben im unabweisbaren Bedürfniß, und doch hatte das Schicksal des Gracchus gezeigt, wie aussichtslos die Hoffnung war, auf dem graden Wege ausschließlich der Beredung die constitutiven Gewalten zu einmüthiger Aufgabe des Widerstandes zu vermögen. Nur noch auf Umwegen und unter Berechnung gewaltsamen Eingreifens ließ sich überhaupt das Ziel verfolgen: eine Grundlage für die politischen Bestrebungen, auf der natürlich reine Karaktere nur ausnahmsweise gedeihen konnten, und dagegen allen betrügerischen Ränken der Selbstsucht die reichste Erndte sich versprach. Daß unter solchen Umständen ein populärer Heerführer an der Spitze lenksamer Truppen von den leitenden Demagogen auf das Eifrigste umwoben werden mußte, lag in der Natur der Sache, und gerade Marius war ganz der Mann, wie ihn jene bedurften; als redlich bekannt, konnte er trefflich dienen, ihre eigenen sittlichen Mängel und egoistischen Tendenzen zu decken, und zugleich gab ihnen die Gesammtheit seiner Eigenschaften die Sicherheit, daß er die Zügel ihnen nicht werde aus den Händen nehmen können. So waren alle Erfordernisse zu festem Bunde zwischen beiden Theilen gegeben, und, wie schon gesagt, früh hatte er sich geschlossen. Saturninus, ein entschiedener Feind des Senats, war durch Marius' Einfluß Volkstribun geworden, und diesem hinwieder hatte Saturninus die Verlängerung des Consulats erwirkt. Beider sowie Glaucia's Absicht ging nun dahin, sich gegenseitig im Besitz der höchsten Aemter zu erhalten und von diesen aus die alten Reformpläne wieder aufzunehmen. In dem Wege aber, den man nahm, spiegeln sich alle geschilderten Bedingungen der Lage in sprechender Weise. Die Ansprüche der Bundesgenossen mußten einstweilen vor dem Egoismus der Bürgerschaft zurücktreten, doch schloß man sie mittelbar in die umfassenden Colonisationsunternehmungen ein, die jetzt Saturninus in Vorschlag brachte, und zugleich trat dabei neu und zwar maßgebend die Tendenz der demokratischen Führer hervor, für die Reformen eine militärische Stütze zu erhalten. Die Anträge des Saturninus gingen nämlich dahin, daß einerseits den

marianischen Veteranen jedem ein Landloos von 100 Morgen in der Provinz Afrika verliehn und andrerseits das ganze bei den Siegen über die Cimbern eingenommene keltische Gebiet der Colonisirung überhaupt überwiesen werden solle. Um den leicht vorauszusehenden Widerstand des Senats zu brechen, und zur Durchführung des Werkes den verbündeten drei Männern ihre Aemter zu sichern, suchten Saturninus und Glaucia nach den verschiedenen Seiten hin durch besondere Maßregeln das Interesse zu fesseln. In erster Reihe mußte natürlich das Proletariat für alle Fälle verlässig erhalten werden; zu diesem Zwecke ward der Preis des Scheffels Getreide von $6\frac{1}{2}$ As auf $\frac{5}{6}$ As herabgesetzt. Um auf den Capitalistenstand nachdrücklich einzuwirken, wurde es den Rittern als Geschworenen in der Commission wegen Bestechung der Staatsbeamten in den Provinzen durch eine neue Ordnung jetzt noch leichter gemacht, gegen jedwedes Recht und Gesetz ungestraft ihren Privatvortheil zu verfolgen; eine Maßregel, deren schlimme Wirkungen sich alsbald in empörender Weise fühlbar machten. Ohne Zweifel waren vom demagogischen Standpunkte aus alle diese Mittel sehr schlau berechnet; allein noch war die Zahl der Bessern in der Bürgerschaft, die ein auf solche Mittel gestütztes Regiment nicht wollten, doch zu groß; der Anhang der Senatspartei mehrte sich sichtlich, selbst Marius wurde bedenklich und zurückhaltend; mit jedem Tage spitzten sich die Gegensätze schärfer zu, bis endlich die maßlosen Ausschreitungen der Menge den Freunden der Ordnung und gesetzlicher Verhältnisse wieder zum Uebergewicht verhalfen. Saturninus war das Tribunat für das Jahr 99 wieder gesichert; aber gegen den noch wildern Glaucia, der sich um das Consulat beworben hatte, stand eine bedeutende Opposition in Aussicht; da wurde der Gegencandidat der Regierung, C. Memmius, vom Pöbel erschlagen. Jetzt kam die gährende Unzufriedenheit zum Ausbruch. Der Senat, der selbst bewaffnet auf dem Markte erschien, forderte den Consul Marius zum Einschreiten auf, und dieser hatte die Kraft nicht, in diesem entscheidenden Augenblicke einen selbständigen Weg zu gehn. Die Volkspartei wurde in einer förmlichen Schlacht auf dem Forum geschlagen. Saturninus und Glaucia wurden mit vielen ihrer Genossen

gefangen genommen und fielen, ohne daß Marius sie hätte schützen können, der Wuth ihrer Gegner zum Opfer.

Die apulejischen (Saturnin's) Gesetze wurden natürlich jetzt bei Seite gelegt von der Oligarchie. Im Jahre 98 wurde, um eine Ueberrumpelung durch geschickt berechnete Theilung der Privatinteressen zu verhindern, ein Antrag der beiden Consuln Gesetz, daß zwischen Ein- und Durchbringung eines Gesetzvorschlags 17 Tage verlaufen müßten und daß nicht verschiedenartige Bestimmungen in einen Antrag zusammengefaßt werden dürften. Indessen, verlockend wie die augenblickliche Niederwerfung der Bestrebungen der wilden Demokratie war, so verkannte doch auch der bessere Theil der Aristokratie nicht, wie es eben höchste Zeit geworden sei, Wesentliches aufzugeben, um nicht Alles zu verlieren. Das Organ dieser Partei wurde Marcus Livius Drusus, der um 91 Volkstribun war. Seine Anträge waren darauf berechnet, nach allen Seiten hin die Interessen zu vereinigen. Im Vortheil der Oligarchen lag es, daß dem Unwesen der Geschwornengerichte der Ritter möglichst ein Ziel gesetzt werde: Drusus' Antrag ging dahin, die Gerichte dem Senate zurückzugeben und den letztern zur leichtern Bewältigung seiner Aufgabe durch 300 neue Mitglieder zu verstärken; gegen diejenigen Geschworenen, die sich der Bestechlichkeit schuldig gemacht hätten, sollte eine eigne Criminalcommission eingesetzt werden. Für die Bürgerschaft beantragte er Austheilung alles noch übrigen italischen Gemeindelandes und Ausführung von Colonien nach Sizilien; für alle Gegner der Pöbelherrschaft war daneben der Antrag berechnet, den Preis der Getreidevertheilungen zu erhöhn. Die Ertheilung des Bürgerrechts an die italischen Bundesgenossen hütete sich Drusus allerdings gleich mit zu beantragen, aber er war wie viele der Aristokratie von der Nothwendigkeit derselben überzeugt und hatte den Bundesgenossen die bestimmtesten Zusicherungen gegeben. Zunächst wollte er durch die erstgenannten Anträge seinem Anhange die Bahn öffnen und zwar brachte er sie alle vereinigt zur Abstimmung. Was er gehofft, geschah; sie gingen durch; freilich mußte Drusus zuvor den Consul Philippus verhaften lassen. Dann jedoch cassirte der Senat den Beschluß unter Berufung auf das Gesetz von 98, und Drusus ließ es geschehn, ohne sich seines Intercessionsrechts zu be-

dienen; wahrscheinlich hoffte er, jetzt die Vorschläge auch einzeln durchbringen zu können. Die Gegner kamen jedoch dieser Möglichkeit durch seine Ermordung zuvor (91). Und mit dieser war dann der letzte Reformversuch zum Scheitern gebracht.

Die Folge war die Erhebung fast sämmtlicher Bundesgenossen in den Waffen, die durch einen die ganze Halbinsel durchziehenden Geheimbund vorbereitet worden war. Nur im Norden die Etrusker und Umbrer blieben in ihrer Gesammtheit ruhig; dagegen stellten sich unter dem Vorgang der Marser, die von Quintus Silo geführt wurden, alle Völkerschaften Mittel- und Süditaliens fast einmüthig Rom in festgeschlossener Organisation entgegen. Zur Leitung ihres Bundes setzten sie einen aus 500 Deputirten bestehenden Senat, sowie zwei Consuln und zwölf Prätoren ein; die picenische Stadt Corfinium wurde unter dem Namen Italia zum Sitz der neuen Regierung gemacht. Das Kriegsglück war den Aufständischen im ersten Jahre (90), obgleich sowohl Marius wie Sulla zu den Anführern der römischen Heere gehörten, so günstig, und in Folge davon wurde die Stimmung auch unter den bisher treugebliebenen Völkerschaften so bedenklich, daß Rom, um der äußersten Gefahr zu begegnen, sich zu Concessionen entschloß. Durch ein vom Consul Lucius Julius Cäsar durchgebrachtes Gesetz wurde allen Bundesgenossen, die sich der Insurrection nicht angeschlossen hatten, das römische Bürgerrecht verliehn; ein andres Gesetz des Volkstribuns Marcus Plautius Silvanus sagte des Weitern das Bürgerrecht jedem Italiker zu, der sich innerhalb zweier Monate um dasselbe bewerben würde. Aber leider konnte man auch jetzt die Hand der Versöhnung nicht rückhaltlos bieten, sondern nur mit dem sprechenden Anzeichen, daß die Nachgiebigkeit allein von der Noth erpreßt war. Dem Stimmrecht der Neubürger wurde nämlich die Beschränkung angefügt, daß dieselben nur in acht von den fünfunddreißig Tribus sollten vertheilt werden dürfen. Natürlich konnte die Wirkung der Zugeständnisse auf diese Weise nur eine unvollkommene sein; allerdings diente sie, die Gährung, wo sie noch nicht ausgebrochen war, zu dämpfen, und hie und da neigten sich die Aufständischen zum Frieden; aber die Entscheidung mußte doch nach wie vor auf dem Schlachtfelde gesucht werden. Und hier war es dann das Feldherrntalent

Sulla's, was den Ausschlag gab. Schon im zweiten Jahre hatte die Kriegführung desselben solche Erfolge, daß Roms Sieg nicht mehr zweifelhaft blieb, wenn es auch noch mehre Jahre dauerte, bis auf dem Herde der Empörung der Brand überall völlig erstickt war. Sulla stand jetzt in ähnlicher Weise gefeiert wie Marius nach der Besiegung der Cimbern. Obgleich er im Gegensatze zu dem letztern durchaus aristokratisch gesinnt war, wählte ihn die Bürgerschaft beinahe einstimmig zum Consul für das Jahr 88 und gab ihm überdies einen Mann seiner Partei und nahen Verwandten in Quintus Pompejus Rufus zum Amtsgenossen. Aber zugleich mit dem Glücksstern Sulla's sollten auch neue furchtbare Stürme über Rom heraufziehn.

Der Krieg in Italien war nicht das einzige schwere Uebel, das aus dem falschen System gewissenloser und bornirter Selbstsucht der Oligarchie und ihres Anhanges hervorwuchs; im unmittelbarsten Zusammenhange damit stand ein zweiter gefährlicher Krieg, der dem Volke von Asien her durch den König von Pontus, Mithridates VI., aufgebürdet ward. Das Königreich Pontus am Schwarzen Meere, das früher ein Vasallenstaat der griechischen Könige, dann nach Alexanders des Großen Tode der Seleukiden gewesen war, hatte sich seit der Auflösung von Antiochus III. Reiche durch die allmälige Unterwerfung der blühenden griechischen Pflanzstädte der Küste zu immer steigender Bedeutung erhoben. Die Römer selbst gewährten demselben eine erhebliche Vergrößerung, als der König Mithridates V. sie gegen den Prätendenten des ihnen von dem letzten Attaliden vermachten Reiches Pergamon unterstützt hatte, ließen jedoch ihn und seinen Sohn, Mithridates VI., sehr bald erkennen, daß die Heranbildung starker Länder weder in Asien noch anderswo in ihrem Systeme liege. In Mithridates VI. hatte indessen ein König den Thron bestiegen, der durch seine hervorragenden Eigenschaften vom Schicksal gleichsam berufen schien, umfassende Umgestaltungen zu schaffen. Von hoher Kraft des Geistes, wie des Körpers, verband er mit der rücksichtslosen Gewaltsamkeit des orientalischen Herrschers die gewandteste Einsicht in die Vortheile der griechischen Kultur und erhielt dadurch, daß er die Interessen der griechischen Städte begünstigte, die Mittel, nach und nach alle barbarischen Völker, die das

Schwarze Meer von Osten bis nach Thrakien umwohnten, zu unterwerfen und so das große bosporanische Reich (so genannt von dem kimmerischen Bosporus) zu begründen. Bei allen seinen Unternehmungen bemühte sich jedoch Mithridates sorgfältig, die Feindschaft der Römer zu vermeiden, er nahm sogar noch um 92, als er die Herrscher von Paphlagonien und Kappadokien angegriffen und den letztern ermordet hatte, den Spruch jener als Schiedsrichter an; erst als er sie im Bundesgenossenkriege mit dem völligen Verluste ihrer Macht bedroht sah (89), warf er auch ihnen den Handschuh hin und nahm auch die römische Provinz mit dem ganzen übrigen Kleinasien in Besitz. Das schändliche Ausbeutungs- und Expressungssystem, mit dem die römische Ritterschaft das Land gequält hatte, erleichterte ihm seine kühnen Schritte; überall wurde er als Befreier aufgenommen. Und an dem Hasse der Bevölkerung gegen die Römer nährte er den eignen bis zur wildesten Wuth. Von Ephesos aus erließ er an alle Statthalter und Städte seines Gebiets den Befehl, an einem und demselben Tage sämmtliche anwesende Römer niederzumachen, und der Befehl fand so bereitwillige Ausführung, daß die Zahl der Opfer dieses Bluttages bis zu 150,000 angegeben wird. Natürlich sah sich solchem Feinde gegenüber Rom seinerseits zur nachdrücklichsten Abwehr und Bestrafung gespornt. Zum Feldherrn des um 88 in Campanien zur Abfahrt gerüsteten Heeres wurde Cornelius Sulla ernannt. Aber während so dem äußern Scheine nach Rom mit sicherm Gange der Wiedergewinnung seiner erschütterten Stellung zuschritt, trat in der Stadt selbst die innere Fäulniß der Zustände, welche die Kriege gezeitigt hatten, in erschreckenden Symptomen zu Tage. Der unglückliche Verlauf des Kampfes gegen die Bundesgenossen und der gleichzeitige Angriff des Mithridates auf die Provinz Asia, gleichsam die Schatzkammer der Ritterschaft, hatten die Verhältnisse der Geldaristokratie in furchtbarer Weise zerrüttet, und bei der Bedeutung, welche der Capitalistenstand für das ganze Finanzwesen des Staates besaß, konnte es nicht fehlen, daß die eingebrochene Geldkrisis unmittelbar durch alle Kreise des Volks den größten Nothstand hervorrief. Und wie dürfte man sich wundern, wenn Angesichts dieser bedrohlichen Lage aller materiellen Interessen die Volkspartei jetzt mehr als je gegen die oligar-

chischen Machthaber, die allein die Schuld des Elends trugen, mit dem tiefsten Unwillen erfüllt ward! Haß und Verachtung gleichmäßig hatten diese auf sich geladen durch ihre Haltung: wie sie zunächst durch ihre trotzig übermüthige Abweisung jedes Ausgleichs den Krieg herbeigeführt und dann im Unglück zu der kleinmüthigen Halbheit gegriffen hatten, dem Feinde nachzugeben, ohne ihn dem Staate zum Freunde zu gewinnen. Wie mächtig die Erbitterung war, zeigt nichts anschaulicher, als daß sie einen, dem Adel angehörigen, ursprünglich durchaus maßvoll gesinnten Volksfreund, Publius Sulpicius Rufus, zum wildesten Demagogen machte; denn nur so können wir das Räthsel der innern Umwandlung dieses Mannes erklären. Rufus ließ sich für das Jahr 88 zum Volkstribun wählen und stellte dann eine Reihe von Anträgen, welche die Forderung einer völligen Umkehr von dem herrschenden Systeme in sich schlossen. Drei an der Zahl gingen sie dahin, erstens jeden Senator, der über 2000 Denare (572 Thlr.) schulde, seiner Rathsstelle zu entsetzen; dann diejenigen, welche seit dem Falle Saturnin's von den gewissenlosen Rittergerichten parteiisch zur Verbannung verurtheilt worden waren, zurückzurufen, und endlich, die Neubürger durch sämmtliche Tribus zu vertheilen und ebenso die Beschränkung des Stimmrechts der Freigelassenen aufzuheben. Natürlich war sowohl vom Senate, wie von den beiden aristokratischen Consuln der entschiedenste Widerstand gegen diese Anträge vorauszusehn, auch erwartete Rufus nichts andres; worauf er vertraute gab er kund, indem er eine Bande von 3000 Bewaffneten in Sold nahm und mit 600 jungen Leuten, die er den Gegensenat nannte, sich umgab und nie mehr anders, als von einem Theile dieser Schaaren begleitet, öffentlich erschien. Durch einen täglich wachsenden Terrorismus suchte er die Oligarchen und ihren Anhang in Schrecken zu setzen. Aber auch auf Seite der Gegner machte man sich auf das Aeußerste gefaßt, und wohl mochten auch sie von vornherein zu Gewaltmaßregeln entschlossen sein. Um zunächst die Abstimmung hinauszuschieben, setzten Sulla und sein College im Einverständniß mit dem Senat außerordentliche religiöse Festlichkeiten an, während deren Volksversammlungen nicht gehalten wurden; und das Mittel mochte gut gewählt sein, um die Leidenschaften abzukühlen. Aber desto rück-

sichtsloser ging Rufus vor, um das gewonnene Terrain nicht zu verlieren; an der Spitze seiner Banden forderte er den Senat, als derselbe im Tempel des Castor Sitzung hielt, zur Aufhebung der Anordnung auf und ließ, als sein Begehren abgeschlagen ward, den Pöbel auf die Versammelten los. Die Consuln und Senatoren ergriffen die Flucht, Pompejus Rufus entkam, aber der Sohn desselben wurde im Getümmel getödtet, und Sulla entging dem gleichen Schicksal nur dadurch, daß er sich in das Haus des Marius flüchtete. An weitern Widerstand war im Augenblicke nicht zu denken, Sulla mußte nachgeben, und des Sulpicius Anträge gelangten nun zur Annahme. Aber nach dem, was geschehen war, konnte der letztere bei diesem Siege jetzt nicht stille stehn; seit er sich Sulla zum Todfeinde gemacht hatte, mußte er so lange das Aeußerste befürchten, als jener an der Spitze eines starken ihm ganz ergebenen Heeres stand. Nur ein zwingendes Gebot seiner Lage war es deshalb, daß er auch seinerseits nach einer militärischen Stütze suchte, als die sich ihm dann einzig der alte Gegner Sulla's, Marius, bieten konnte. Kühn entschlossen brach jetzt Rufus jede Brücke der Vermittlung ab, indem er durch Volksbeschluß das Commando über die Armee in Campanien und den Oberbefehl im mithridatischen Kriege Marius übertragen ließ. Noch mochte er glauben, den Zauber seiner Popularität sowie den von Marius' Namen auch bei dem Heere gegen Sulla siegreich in die Wagschaale werfen zu können; allein er hatte sich über die Stellung des letztern zu den Truppen schwer geirrt, und theuer sollte nicht nur er, sondern auch das Volk den Irrthum büßen. Mit großem Geschick wußte Sulla, indem er der Armee die Sachlage darstellte, die Kränkung, welche er erfahren hatte, als dem Wohl des Staates und dem Interesse der Truppen selber zugefügt zu schildern; mit voller Hingebung folgten ihm diese, als er sie aufforderte, mit ihm gegen Rom zu ziehn und dem gebeugten Gesetze wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Nicht lange, so mußte die Stadt den beleidigten Feldherrn an der Spitze seiner sechs Legionen vor ihren Mauern erscheinen und — zum ersten Mal seit ihrer Gründung — auf ihren gefriedeten Boden den offenen Bürgerkrieg hereinbrechen sehn. Am Esquilin wurde heftig gekämpft, aber bald waren die ungeordneten marianischen und sulpicischen Schaaren

zur Flucht gedrängt; der Aufruf des Marius an die Bürgerschaft und selbst an die Sklaven gegen Zusage der Freiheit blieb erfolglos; es war eben der Tag gekommen, wo über dem Grabe der Verfassung für das Schicksal der Stadt und des Staates allein das Schwerdt entscheidend werden sollte.

Nach solchem Einzuge in die Stadt stand natürlich das Schicksal des Volks und seiner Verfassung unbedingt in der Hand des Siegers, und den Entschluß einer durchgreifenden Aenderung der letztern brachte Sulla mit. Die Tendenzen, die ihn dabei leiteten, waren zweifellos den Bedürfnissen der Lage durchaus entsprechend: im entschiedensten Gegensatze gegen die Bestrebungen, die Cajus Gracchus zur Herrschaft gebracht hatte, und unter denen das Gemeinwesen immer tiefer verfallen war, wollte er den Senat wieder zum eigentlichen Mittelpunkt der Staatsleitung machen und der Einwirkung der schwankenden und bestimmbaren Masse auf den Gang der Dinge feste Schranken ziehn. Hätte in dem Karakter Sulla's die Gabe gelegen, mit ruhiger und stätiger Planmäßigkeit diesen Gedanken zur Durchführung zu bringen, so würde seinem Walten unfehlbar reicher Segen haben entsprießen können; aber diese Gabe ging ihm ab, es fehlte ihm der sittliche Ernst, der das Gute um des Guten willen erstrebt, seine Zwecke blieben stets der Herrschaft der Laune frivoler Selbstsucht untergeben. Vor allem darauf gerichtet, die Leitung des Krieges gegen Mithridates zu übernehmen, beschränkte er sich in Betreff der Verfassung zunächst auf die Verfügung, daß alle Anträge der Tribunen fortan der vorgängigen Genehmigung des Senats bedürfen sollten; dazu wurde für die Centuriatcomitien die servianische Stimmordnung wieder hergestellt, so daß wiederum fast allein schon die erste Klasse der Besitzenden für das Ergebniß entscheidend ward. Daß die sulpicischen Gesetze sofort aufgehoben wurden, versteht sich von selbst. Mit der Aufstellung dieser wenigen, allerdings einschneidenden Grundzüge seines Systems glaubte er sich das Volk am leichtesten versöhnen zu können. Im Uebrigen handhabte er seine Macht als unbeschränkter Gebieter unleugbar mit anerkennenswerther Mäßigung; ganz konnte er freilich der schreckenden Maßnahmen nicht entrathen; gegen die hervorragendsten Häupter der feindlichen Partei, zwölf an der Zahl, unter ihnen Marius und Sulpicius, mußte der Senat die Aechtung

aussprechen; damit erschöpfte sich aber auch die Reihe der persönlichen Verfolgungen. Dem Volke dagegen blieb innerhalb der jetzt gezogenen Grenzen völlig freie Bewegung gewährt; das Wahlrecht ward so wenig verkümmert, daß Sulla es selbst ruhig hinnahm, als schon bei den Consuln- und Tribunenwahlen des Jahres 87 neben seinen Parteigenossen die Mehrzahl als entschiedene Gegner aus der Urne hervorgingen, im Consulate neben Cnaeus Octavius der eifrig demokratische Lucius Cornelius Cinna. Wie bedrohlich dies Anzeichen war, so trat doch Sulla gleichmüthig den Weg nach dem Osten an; immerhin, hoffte er, werde das Gewicht der Zweckmäßigkeit für seine Einrichtungen kräftig sprechen, und gesetzt selbst, daß die Angriffe nicht abzuwenden waren: Furcht, daß die Leidenschaften dauernd stärker sein möchten als sein Wille, hatte er nicht; dazu verachtete er das ganze Volk zu tief und mit dem Einblick eines Mannes, der in alle Laster desselben eingeweiht war.

Kaum daß Sulla Italien verlassen hatte, so geschah, was vorauszusehn gewesen: die Gegner suchten die Einrichtungen, die er getroffen, wieder umzustürzen und an der Stelle seines Systems das ihrige aufzurichten. Die Fahne, um die sie sich dabei schaarten, war der von Cinna wieder eingebrachte Antrag auf die politische Gleichstellung der italischen Neubürger, die Vertheilung derselben durch sämmtliche 35 Tribus. Aber auch die aristokratische Partei unter Octavius Führung war zur äußersten Abwehr entschlossen. Auf dem Forum kam es zur offenen blutigen Schlacht; Cinna unterlag und mußte flüchten, worauf ihn dann der Senat seines Amtes entsetzte. Er wie die siegende Partei hoffte jetzt auf den Beistand der drei Heere, die damals in Italien noch unter den Waffen standen, und von denen das eine im Norden von Cnaeus Pompejus Strabo, das andere in Samnium und vor Nola von Quintus Cäcilius Metellus, das dritte in Campanien von Appius Claudius befehligt ward. Cinna erhielt jedoch den Vortheil, daß das letztere sich sofort und entschieden für ihn erklärte, während die andern Führer aus verschiedenen Gründen zur entschlossenen Wahl nicht gelangen konnten. Zugleich rief er mit Erfolg die Neubürger und die italischen Bundesgenossen für sich auf, und zur Führung derselben kehrte nun der 70jährige Marius, der, glücklicher als Sulpicius, dem gegen ihn

verhängten Tode unter unglaublichen Drangsalen und Gefahren entgangen war, aus seiner Zufluchtsstätte, einer Insel an der afrikanischen Küste, zurück. Angesichts der zögernden Haltung von Strabo und Metellus suchte sich der Senat vergeblich dadurch zu helfen, daß er sämmtlichen italischen Gemeinden, die die Waffen niedergelegt hatten, d. h. so gut wie allen Italikern jetzt das Bürgerrecht verlieh; der herangezogene Feind brachte die Stadt in solche Bedrängniß, daß nichts übrig blieb als Unterwerfung.

Das Loos, das damit über die Stadt und den Staat verhängt ward, war fürchterlich. Fünf Tage hindurch hatte die Bevölkerung alle wildesten Greuel fanatischen Parteikampfes zu erdulden, Tausende, und unter ihnen die edelsten und verdientesten Männer, fielen unter dem Mordstahle; vor allen wüthete Marius in unersättlicher Rachgier auf eine Weise, daß selbst Cinna von Erbarmen erfaßt ward; die aus 4000 Sklaven bestehende Bande des erstern, die das Würgeramt übte, wurde von seinen Soldaten zusammengehauen. Nach solchen Vorgängen konnte es natürlich auf Einhaltung auch nur verfassungsmäßiger Formen nicht mehr ankommen. Zu Consuln für das folgende Jahr (86) ernannten Marius und Cinna sich selber. Die Vertheilung der Neubürger in die 35 Tribus wurde jetzt durchgeführt. Um andrerseits der steigenden Noth zu begegnen, setzte man — wie überall so auch hier die Willkür zum Gesetze machend — alle geschuldeten Summen einfach um 75 Procent des Betrages herab. Aber nachdem auf solche Art die demokratische Partei in das Regiment sich eingesetzt hatte, trat nun die weitere Aufgabe an sie heran, auch den Krieg gegen Mithridates in die eigne Hand zu nehmen. Unter diesen Umständen war es doppelt schlimm für dieselbe, daß Marius bereits einige Wochen nach dem Antritt seines Consulats vom Tode ereilt ward (86); mit ihm war der einzige Feldherr dahin, der Sulla, welcher nach der Eroberung der Stadt geächtet worden war, schon durch sein populäres Ansehn hätte gefährlich werden können. Man wählte jetzt den Consul L. Valerius Flaccus, der mit zwei Legionen nach Epeiros hinübergeschickt ward. Ohne Zweifel hätte jedoch auch dieser Führer Sulla Grund zu großer Sorge geben müssen, wenn er als der Vertreter einer auch

nur einigermaßen gefestigten Regierung gekommen wäre; allein nur zu sicher konnte Sulla schon jetzt die Rechnung bestätigt sehn, in der er bei seiner Abfahrt den Gegnern das Feld freigelassen hatte: nicht allein hatten sich die Machthaber in Rom als die verderblichsten Feinde ihrer eigenen Sache erwiesen, auch alle bisherigen Begegnisse auf dem Feldzuge waren nur geeignet gewesen, das Vertrauen Sulla's auf sich selbst zur unerschütterlichen Zuversicht zu heben. An der Spitze von nicht mehr als 30,000 Mann, von der heimischen Regierung geächtet, ohne alle Schiffe und ohne Geld war er nach Griechenland gekommen, das so gut wie einmüthig auf Seiten Mithridates stand und einen tüchtigen Feldherrn des letztern, Archelaos, zur Leitung besaß; den schon vereinigten Kräften ließ im Winter 86 der pontische König ein weiteres Heer von 100,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern zuführen, und über alle diese Massen stand Sulla nach einer bei Chaeroneia (im März) gelieferten Schlacht als Sieger da. Ein von seinem Feldherrn Lucius Licinius Lucullus an Egypten gestelltes Gesuch um Schiffe ward abschläglich beschieden; man sieht, alle Dienste der Clienten des Staats wurden nur aus Furcht vor der Macht geleistet; der legitime Sitz der letztern war jetzt durchaus bestritten, zwei Feldherrn vertraten mit ihren Heeren zwei todtfeindliche Parteien; ihnen gegenüber im offenen Kriege stand ein großes Reich, im Besitze aller Mittel des Hasses und der Intrigue, die allgemeine Abneigung der Unterworfenen und Clienten zu wilder Leidenschaft zu entflammen — und dennoch trat nirgends auch nur der Versuch einer That auf, die eine eigenwüchsige Kraft und ein selbständiges Wollen bekundet hätte. Nach Ablauf eines Jahres konnte Sulla mit seinem kleinen Heere in einer zweiten Schlacht, bei Orchomenos (85), nochmals das in der frühern Stärke aufgestellte pontische Heer vernichten. Welchem Abgrunde unausdenkbarer Erbärmlichkeit zeigt sich in diesem Gange der Dinge die ganze römische Welt verfallen!

Nach dem Siege bei Orchomenos eröffnete Sulla dem Mithridates die Aussicht, daß er auf dem Grunde des Standes der Dinge vor dem Kriege den Frieden erhalten könne, dann ging er (84) nach Asien hinüber, um zugleich das andre römische Heer an sich zu ziehn, dessen Oberbefehl mittlerweile der Legat des Flaccus, Cajus Flavius

Fimbria, an sich gebracht hatte, nachdem er den Consul ermordet. Diese Unthat blieb indessen ohne Frucht für Fimbria; sein Heer weigerte sich gegen Sulla zu fechten, und da er sich so verloren sah, gab er sich selbst den Tod. Der Friede war schon vor dieser Katastrophe zum Abschluß gekommen; Sulla konnte jetzt seine Rückkehr in Rom ankündigen, wo seit des Marius Tode Cinna als Consul mit einem von ihm ernannten Amtsgenossen die Regierung geführt hatte. Derselbe stand bereits im Jahre 84 auf dem Punkte, zur Bekämpfung Sulla's mit einem Heere von Ancona nach Griechenland überzusetzen, als er das Opfer einer Meuterei seiner Truppen ward.

Als Sulla im Frühjahr 83 mit 40,000 Mann in Brundusium landete, konnte er sich auf ein rasches Vordringen nach der Hauptstadt allerdings keine Hoffnung machen; die Gegner hatten energisch gerüstet, und die diesmal wieder vom Volke gewählten Consuln, Lucius Cornelius Scipio und Cajus Norbanus Flaccus, führten eine weit überlegene Truppenzahl ins Feld. Allein wenn der Sieg Anstrengungen verlangte, so stellte er sich damit auch um so vollständiger in Aussicht. Alles, was die aristokratische Partei an Männern von Ansehn und Gewicht besaß, selbst viele Senatoren, eilten von ringsher sogleich dem ruhmgekrönten Ankömmling als dem Verheißer einer gesunden Ordnung entgegen, und von besondrer Bedeutung war es dabei für Sulla, daß unter diesen Anhängern reiche militärische Talente waren, die schon durch ihren Namen alsbald und von allen Seiten neue Schaaren von Kämpfern heranziehn konnten; so der Proconsul Metellus, Cnaeus Pompejus, Strabo's Sohn, später der Große genannt, Marcus Licinius Crassus, Licinius Lucullus, der Bruder des Legaten, und Andre. Bei der demokratischen Partei dagegen hatte grade der einzige wahrhaft bedeutende, als Mensch wie als Feldherr gleich ausgezeichnete Mann, Quintus Sertorius, nur untergeordneten Einfluß. Am Schlusse des Jahres 83 war Sulla der gegnerischen Heere unter Scipio und Norbanus im Süden der Halbinsel bereits Herr geworden; der Feldzug des folgenden Jahres begann schon nahe der Hauptstadt. Von den Nachfolgern Jener im Consulat hatte der eine, Cajus Marius der Jüngere, zwischen Signia und Praeneste Stellung

genommen, während der andre, Papirius Carbo, im Norden befehligte. Marius wurde völlig geschlagen und in Praeneste eingeschlossen, worauf Sulla sich nach dem offenen Rom wandte; aber der Anmarsch eines aus Samniten, Lucanern und Campanern bestehenden Heeres von 70,000 Mann, um Praeneste zu entsetzen, rief ihn wieder zurück. Aussichtslos ihren Zweck zu erreichen, warf sich jetzt die ganze demokratische Macht plötzlich zu einem verzweifelten Angriff gegen die Hauptstadt selbst. Die Gefahr, die diese lief, war furchtbar, denn in allen zwischen dem römischen Volke und den Samniten durch drei Jahrhunderte geführten Kriegen war die Feindschaft beiderseits nur immer tödtlicher geworden; aber Sulla eilte zeitig herbei, vor dem collinischen Thore (nahe der Porta pia) kam es zur blutigen Schlacht, in der nach heißem Ringen die Angreifer vernichtet wurden (November 82). Damit war die Entscheidung gefallen, — im Norden hatten die Erfolge der aristokratischen Partei Carbo bereits zur Flucht nach Afrika getrieben — und Sulla sah sich nun zum zweiten Male als Dictator das Schicksal des Staats in die Hand gegeben.

Seine Ansichten in Betreff dessen, was der letztere zu einer dauernden Neuordnung bedürfe, waren im Wesentlichen dieselben geblieben und er war jetzt entschlossen, die Verfassungsreform, zu der er nach den sulpicischen Wirren die Grundzüge gegeben, umfassend ins Werk zu setzen; aber seine Gesinnung als Parteiführer hatte sich gänzlich geändert. Damals war er versöhnlich aufgetreten, und man darf annehmen, daß er von dieser Versöhnlichkeit Frucht hoffte, daß er der Meinung war, durch sie würden mit der Vereinfachung der Leitung der Staatsgewalt die tiefliegenden Gegensätze allmälig einer friedlichen Schlichtung sich zuführen lassen. Allein die Erfahrungen, die er seitdem gemacht, hatten ihm das als Irrthum gezeigt; die furchtbaren Gewaltsamkeiten, die die Gegner geübt und mit denen sie Jahre lang die Auflösung und die Zerstörung immer weiter getragen, hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, daß wenn er, wie es sein Plan war, die Verfassung auf die Formen der Zeit zurückführen wollte, wo es noch keine Demokratie gab, zuvor die seitdem herangebildete demokratische Partei in ihrem Kerne vernichtet werden müsse. Seinen Sinn zur Ausführung des entsetzlichen

Gedankens zu härten, hatten neben dem Elend, das die Revolutionäre verbreitet, die persönlichen Kränkungen, die er erlitten, das ihrige gethan. Während die Willkür der gestürzten Partei überall willige Diener gefunden, hatte er bei seiner siegreichen Kriegführung für die Ehre des Staats stets und in allem für sich selber sorgen müssen. Zu dem Groll und dem Rachegefühl, womit die ihm gewordene Begegnung ihn erfüllt, stand nur der höchste Grad der Menschenverachtung im Verhältniß, den seine Erlebnisse in ihm entwickelt hatten. So schritt er denn zur Veranstaltung eines Blutgerichts, in dessen Wüthen die staatliche und sittliche Verkommenheit der Nation sich selbst das Urtheil sprach. In öffentlich angeschlagenen Listen wurden gegen 5000 Personen dem Tode überantwortet und jedem Vollstrecker des Urtheils eine Summe von 3400 Thalern als Belohnung zugesagt. Das Vermögen der Geächteten verfiel dem Dictator. Bei der Formlosigkeit des Verfahrens vereinigten sich natürlich private Motive mit den politischen zum Morde; der Schuldner traf den Gläubiger, der Verbrecher den möglichen Verräther, der Freund war vor dem Freunde, der Vater vor dem Sohne nicht sicher. Nachdem nun Sulla auf solche Weise glaubte den Boden für sein neues Verfassungswerk besser gefestigt zu haben, nahm er mit der vollen bisher bekundeten Energie das letztere selbst in Angriff, und leugnen läßt sich nicht, daß er dabei, wenn er anders die Einführung der Monarchie für unmöglich hielt, in allen Theilen mit richtigem Blick das Bedürfniß der Zeit erfaßt hatte und redlichen Willen zeigte, den offnen Schäden zu begegnen. Von einer lebendigen Betheiligung an den staatlichen Dingen wollte er das Volk nicht ausschließen — bis zur Zeit eines Augustus war noch ein weiter Weg; — aber die Machtbefugnisse sollten so vertheilt werden, daß die niedrigen Leidenschaften der Menge nicht stets ein brennender Herd der Bewegung wären, sondern unter einer Führung von stetigem Karakter sich beschränken und dienen lernten. Das Wahlrecht zu den Staatsämtern blieb im Ganzen in der bisherigen Weise bestehn; aber es wurde die Wählbarkeit an bestimmte Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung der Senat zu beaufsichtigen hatte derart, daß ihm eine wesentliche Einwirkung überlassen blieb. Die Priesterwahlen fanden wieder ausschließlich durch Cooptation der Collegien statt.

Dem Tribunat wurde das Intercessionsrecht gelassen, aber jeder Mißbrauch desselben mit schwerer Geldstrafe bedroht; zu allen Anträgen und Versammlungen vor dem Volke dagegen mußte die Gutheißung des Senates eingeholt werden, in diesem wurde jetzt die höchste Gewalt auf allen Gebieten concentrirt. Entsprechend dieser alles beherrschenden Bedeutung desselben, mit der ja ein Zuwachs an Geschäften unvermeidlich war, sowie in Betracht des Umstandes, daß die Reihe der Senatoren sich unter den Ereignissen der letzten Jahre sehr gelichtet hatte, verfügte Sulla die Ergänzung der Körperschaft durch 300 neue Mitglieder, die durch die Tribusversammlungen aus den Männern vom Rittercensus gewählt wurden. So wurde nun auch der Kreis der Capitalisten in die neue Ordnung hineingezogen, obgleich sonst Sulla grade ihnen, die durch ihre Dienstleistungen seinen Gegnern nur zu willig ihr Schalten erleichtert hatten, in seinen Maßnahmen sich wenig geneigt zeigte, wie er denn die Pachtung der Zehnten und Zölle in der Provinz Asia aufhob und statt ihrer die Erhebung fester Abgaben einführte. Den bestimmenden Einfluß auf die Leitung der Dinge im Senate sollte nach Sulla's Auffassung immer der Geburts- und Aemteradel haben; in ihm allein noch glaubte er etwas von der Tradition der guten alten Zeit lebendig. Mit dem Geiste dieser Einrichtung war natürlich die Macht, welche sonst der Censor auf die Zusammensetzung des Senats geübt hatte, ferner nicht verträglich, für das letztere Amt hatte das Rom dieser Zeit überhaupt keinen Platz mehr; die weitere regelmäßige Ergänzung der Körperschaft, die fortan gegen 600 Mitglieder zählen mochte, erfolgte in der Weise wie bisher durch die gewesenen Inhaber curulischer Aemter; nur daß fortan neben der Bekleidung des Consulats und der Prätur auch die der Quästur das Anrecht zum Eintritt brachte. Während nun Sulla so im Senate der Verfassung einen durchaus aristokratischen Mittelpunkt gab, entkleidete er dagegen den Ritterstand der Bedeutung, die ihm Cajus Gracchus neben jener Körperschaft gegeben hatte, gänzlich; das Geschwornenamt wurde ihm wieder genommen und dem Senate zurückgegeben; auch auf den Ehrenplatz, der ihm bei den Volksfesten eingeräumt war, mußte er verzichten: Jede Theilung der Macht und des Ansehns in dem Kreise der

Aristokratie sollte eben vermieden werden, um Beides in dem Kerne desto stärker zu machen.

Das Verhältniß der Hauptstadt zu Italien angehend, so hielt Sulla die Ordnung, die er vorgefunden, nun rückhaltlos aufrecht: jeder Bürger einer italischen Gemeinde war auch römischer Bürger, alle Unterschiedlichkeit blieb beseitigt. Mit Recht war der Dictator der Meinung, daß dies Verhältniß keine Gefahr in sich trage, daß vielmehr die Neubürger nur ein heilsames Gegengewicht gegen den anarchischen Pöbel der Hauptstadt bilden würden; allerdings hatte er zuvor durch die Maßnahmen, die der Herstellung des Friedens vorhergingen, dafür gesorgt, in allen den Landschaften, in welchen der Haß und die Feindschaft gegen Rom traditionell war, die gefährlichen Elemente gründlich zu entwurzeln: in Etrurien hatte er durch umfassende Confiscationen die Gemeinwesen gebrochen, in Samnium gar das Land öde gelegt und die Menschen vertilgt. Die eingezogenen Ländereien wurden an die Sullanischen Soldaten vertheilt, die nun, 120,000 an der Zahl, neben den gestraften Gemeinden als Colonisten angesiedelt wurden. Im Uebrigen blühten fortan unter dem Segen der erhaltenen Rechte die Provinzialstädte durch die ganze Halbinsel in großer Zahl zu reichem Gedeihen auf, die Munizipien wurden ähnlich der Hauptstadt Sitze der Bildung, wie denn nun innerhalb weniger Jahrzehnte aus dem erweiterten geistigen Leben eine glänzende Literatur erwuchs. Aber freilich, jene Triebkraft, welche die Freiheit, ein Jahrhundert früher auf noch jugendfrische Elemente wirkend, hätte zeitigen können, stand jetzt nicht mehr hervorzurufen. Zu tief hatten die furchtbaren Bürgerkriege und die Ursachen, die sie erzeugt, in der Sitte des Volks den schöpferischen Kern getroffen.

Alsbald nachdem Sulla die geschilderte neue Einrichtung des Staates, der zugleich der Erlaß entsprechend eingreifender neuer Gesetze zur Seite ging, durchgeführt hatte, legte er die Dictatur nieder und zog sich in's Privatleben zurück (79). Wohl mußte er die innere Kraft der gegebenen Institutionen sehr hoch anschlagen, denn keineswegs war die Anerkennung derselben in dem Momente, da er dem Besitze der Gewalt entsagte, bereits allgemein gesichert. Noch stand ihnen ein erklärter Feind, der tapfere und hochherzige Maria=

ner Sertorius, in offenem Kriege gegenüber. Derselbe war unter Cinna Statthalter von Spanien geworden; von Sulla zur Flucht genöthigt, hatte er sich eine Zeit lang an der afrikanischen Küste gehalten, war dann aber, von den Lusitanern gerufen, zurückgekehrt und nun im raschesten Fortschritt wieder zum fast vollständigen Besitze der Herrschaft gelangt, so daß Sulla zu seiner Bekämpfung den erfahrenen Metellus Pius hinüberschicken mußte (79). Auch dieser jedoch hatte Sertorius, der nun als römischer Statthalter einen eigenen Senat zu bilden begann, in seinen Erfolgen nicht zu hemmen vermocht. Nichtsdestoweniger glaubte Sulla die fernere Sorge für die Dinge auch hier mit Ruhe dem neuen Senate überlassen zu dürfen; und zweifellos hätte er Grund zu solcher Rechnung gehabt, wenn er dieser Behörde mit der Macht der frühern Zeit auch jene Senatoren von damals hätte geben können, die für Alle und mit Allen nur die Größe des Staats im Auge hatten und deren Ehrgeiz im einigen Wirken mit der Gesammtheit sich befriedigt fühlte. Die verschiedenen Parteien hatten in der That nicht mehr die selbständige Kraft, die ein fortschrittliches Prinzip verleiht, wenn es von uneigennützigem Sinn und dem Glauben der Zeit getragen wird; allein das Talent Einzelner konnte die Massen in Bewegung halten, so daß diese einem festen und energischen Zügel unfehlbar sich würden gefügt haben. Aber diese Sullanischen Senatoren entbehrten selber jedes ideellen Zusammenhalts und boten nur das treue Abbild jener Zerfahrenheit selbstsüchtiger Interessen, unter der das ungeheure Reich der innern Auflösung zuging. Was aber allein hingereicht haben würde, die neuen Bande sich nicht festigen zu lassen: der in sich schwachen leitenden Behörde gegenüber standen die Männer, welche Sulla seine Macht hatten erkämpfen helfen, ein Pompejus, Crassus, Lucius Lucullus, mit durchaus überlegener Persönlichkeit und mit dem Anspruch, die Erben dieser Macht zu sein; und sehr bald gab sich denselben in den Verhältnissen die Gelegenheit, ihre Ansprüche durch wesentliche und erhöhte Verdienste um den Staat zu stützen. An der Laufbahn dieser Männer schulte sich dann, jetzt noch im Jünglingsalter stehend, jener Julius Cäsar, dem die Vorsehung die Aufgabe vorbehalten hatte, der Bewegung der Zeit mit voller Festigkeit ihr Ziel zu weisen.

Kaum daß Sulla die Augen geschlossen hatte — und rasch, schon ein Jahr nach seinem Rücktritt, ereilte ihn der Tod — so erhob sich auch schon die demokratische Partei mit ihren Flüchtlingen und Verbannten zu dem Versuche, die neue Ordnung wieder umzustoßen. Der eine der Consuln des Jahres (78), Marcus Aemilius Lepidus, übernahm die Führung und zwar mit einer Entschlossenheit, daß er trotz des entschiedenen Widerstandes, den er bei seinem Amtsgenossen, Quintus Catulus, und beim Senate fand, die Entscheidung im offenen Felde anrief. Kühn und energisch indessen wie er vorging, so behielt doch die oligarchische Regierung überall die Oberhand; freilich nur indem sie, durchaus zuwider aller bisher in Geltung gewesenen Verfassungsnorm, Pompejus, obgleich derselbe noch kein obrigkeitliches Amt bekleidet hatte, an die Spitze des Heeres stellte. In wenigen Monaten war der Aufstand niedergeschlagen. Lepidus selbst wurde bei einem Sturme auf die Hauptstadt von Catulus zurückgeworfen, im Norden der gewesene Prätor Marcus Perpenna von Pompejus besiegt und gezwungen, den italischen Boden zu räumen. Lepidus starb unmittelbar darauf in Sardinien.

Allein rasch wie diese Erfolge waren, dem Staate wurde durch sie keine Ruhe und noch weniger der Macht des Senats Festigung gebracht. Jedes kommende Jahr legte den Schwerpunkt der Verhältnisse weiter ab von diesem und führte ausschließlicher die Entscheidung jenen Männern zu, die in der Erfahrung aufwuchsen, daß ihren Ansprüchen keine andre Schranke gezogen sei, als ihre eigene Kraft. Welche Folgen es haben mußte, wenn die höchste Behörde des Staats aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, wie dem 25jährigen Pompejus gegenüber, wichtige Forderungen der Verfassung außer Augen setzte, sollte sich dem Senate sehr schnell eindringlich fühlbar machen. Statt, nachdem der Feldzug beendigt war, wie es der Brauch und jetzt die ausdrückliche Weisung des Consuls Catulus verlangte, sein Heer zu entlassen, behielt Pompejus dasselbe geflissentlich bei einander und erhob in dieser gleichsam drohenden Stellung das bei seiner bisherigen rein militärischen Laufbahn unerhörte Verlangen, mit dem Oberbefehl gegen Sertorius betraut zu werden, also eine ganze Provinz unterstellt zu erhalten. Aber er rechnete dabei auf das Bedürfniß der Lage, und allerdings war mit der Beseitigung der Gefahr in

Italien die von Spanien her nur um so größer geworden. Nicht allein, daß Perpenna mit den Resten der Insurgentenarmee — immer noch einer namhaften Truppenzahl — sich zu Sertorius geschlagen hatte, dieser Zuwachs bildete nur das verhältnißmäßig kleinere Moment, die Stellung des letztern zu stützen: mit dem umfassenden und unternehmenden Geiste, der ihm eigen war, hatte er selber schon seit längerer Zeit in dem ganzen Umfange des Weltreichs, wo Feindschaft gohr gegen das System der Machthaber, nach Verbündeten bei seinem Kriege ausgesehn, und die Conjunctur der Verhältnisse kam ihm förderlich entgegen. Zunächst wurde ihm zu bedeutsamer Stütze eine Macht, deren Existenz allerdings schon allein von der Gesunkenheit des römischen Staats lebendiges Zeugniß gab. Es waren die Seeräuber.

Unter allen den Erscheinungen, die den Beweis enthalten, daß die unersättliche Herrschsucht Roms mit der Schwächung der überwundenen Staaten immer nur auch eine Abnahme der eigenen Kraft herbeiführte, ist keine, die lauter spräche, als der ungeheure Umfang, zu welchem im Beginne des letzten Jahrhunderts vor Chr. die Seeräuberei gestiegen war. Die Handels- und Küstenstaaten, Karthago, Korinth, Rhodos, Syrien, Egypten, die bisher die Sicherheit des Verkehrs geschützt hatten, waren von Rom zerstört oder ihrer Macht beraubt worden; aber seinerseits die Seepolizei zu üben, hatte das letztere sich nirgend angelegen sein lassen, ja die römischen Kaufleute waren die besten Kunden der vor Allem den Sklavenhandel vermittelnden Piraten. So hatte sich nun das Unwesen der letzteren bereits seit der Zeit der Auflösung von Syrien von Jahr zu Jahr zu immer größern Verhältnissen entwickelt. Früher vereinzelt in ihren Schlupfwinkeln, hauptsächlich auf Kreta und an den kleinasiatischen Küsten, traten sie von da an in einem förmlichen Bund und machten Kilikien mit seinen waldigen Schluchten zu ihrem Hauptsitze. In fester Gliederung organisirt, gewannen sie nicht blos eine Ausdehnung, daß die handeltreibenden Schiffe überall in ihr Netz geriethen, sondern ihre Zahl und Stärke setzte sie selbst in den Stand, mit ihren Flottillen ganze volkreiche Seestädte in Contribution zu setzen oder sie mit Sturm zu nehmen und zu plündern. In die mehren Hunderte stieg die Zahl der auf diese Weise vergewaltigten offenen

Plätze. Und zu dieser Macht der so gewachsenen Raubgenossenschaften gesellten sich nun aus den Verhältnissen heraus, wie sie unter den gewaltsamen Parteikämpfen in Rom geworden waren, politische Tendenzen. Schaaren von Flüchtlingen und Verbannten, von Solchen, die um die gewohnte Existenz oder in dauernde Gefahr gekommen waren, suchten jetzt auf den Schiffen der Corsaren nicht nur eine Zuflucht, sondern auch den Weg zur Rache: ein mächtiger Staat erhob sich auf dem Meere vom Hellespont bis zur Südküste von Spanien, dessen Mitglieder nah oder fern sämmtlich durch die treueste Genossenschaft auf Leben und Tod verbunden waren; ein Staat von so weittragender Gewalt, daß nicht blos zahlreiche einzelne Städte, sondern selbst die Regierungen großer Länder sich auf dem Boden des Vertrags mit ihm zu stellen suchten. Natürlich wurden unter Verhältnissen wie die geschilderten auch Rom und Italien von den Piraten auf das schwerste geschädigt. Ueberall an den Küsten war die Sicherheit des Eigenthums und der Person gefährdet, die Wegführung selbst angesehenster Beamten war nichts Seltenes, und mehr noch: wie in dem ganzen Handel trat auch für die Zufuhr des Getreides zeitweilig die bedenklichste Stockung ein. So wurden denn schließlich energische Maßregeln unumgänglich; um 79 schickte die Regierung den einen der Consuln, Publius Servilius, mit einem Heere nach Kilikien ab, um den förmlichen Krieg gegen die Seeräuber zu eröffnen. Drei Jahre (von 78—76) dauerte der Feldzug, zahlreiche Raubnester an der asiatischen Küste und Corsarenschiffe wurden zerstört, aber das war auch alles; der von Jahr zu Jahr sich wieder verschlimmernde Zustand zeigte, daß man weit entfernt gewesen war, das Uebel an der Wurzel zu treffen.

Wie hätte da Sertorius nicht die erheblichste Hülfleistung von diesen Feinden Roms erhalten sollen! Das letztere mußte sich aber um so mehr zu erhöhten Anstrengungen gespornt sehn, des gefährlichen Gegners Herr zu werden, als bereits die deutlichsten Anzeichen voraussehn ließen, daß binnen Kurzem den Flotten der Piraten noch mächtigere Landheere zur Seite stehen würden. Ein neuer Krieg mit Mithridates von Pontus, der, wie überhaupt die asiatischen Fürsten des Binnenlandes mit den Seeräubern auf dem freundschaftlichsten Fuße stand und nie der friedlichen Gesinnung der

Römer traute, wurde schon zur Zeit des lepidianischen Aufstandes von den Leitern der Politik für unvermeidlich gehalten. Unter solchen Umständen mußte dann freilich jede Erwägung dem Senate anrathen, zu dem hoffärtigen Auftreten des Pompejus gute Miene zu machen und ihm das Commando in Spanien zu übergeben (77). Derselbe war indessen auf dem neuen Kriegsschauplatze zunächst weniger glücklich als er gehofft hatte; ein um 76 erfochtener Sieg des Sertorius über ihn schien jenem vielmehr dauernde Kräftigung in seiner Stellung zu verheißen, eine Aussicht, die auch die Ereignisse des folgenden Jahres nicht minderten. War schon diese Lage an sich geeignet, um einen Gegner wie Mithridates dem bisherigen Schwanken zu entziehn und ihn zum offnen Bruche zu bestimmen, so wurde der Umstand, daß um 75 Nicomedes III. von Bithynien sein Reich den Römern vererbte und diese so zu nächsten Grenznachbarn des pontischen Königs machte, für ihn vollends entscheidend. Nicht allein verliehen ihm dabei die großen Rüstungen, die er selbst getroffen, sowie ein Bündniß, das er mit Sertorius geschlossen, von dem er gegen Geld und Schiffe Anführer und Officiere erhielt, Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg, sondern nicht minder die Hoffnung, daß auch der König Tigranes von Armenien, sein Schwiegersohn, der nach allen Seiten hin, besonders auf Kosten von Syrien ohne jede Rücksicht auf Rom sein Reich zum Umfange einer Großmacht erweitert hatte, zum Eintreten in den Kampf genöthigt sein werde. Gegen Ende 75 erklärte er den Römern den Krieg.

Aber das Schicksal schenkte dem Könige seine Gunst nicht; eben jetzt begannen die Dinge in Spanien eine glücklichere Wendung für die Römer zu nehmen: bei aller Aufrichtigkeit und Freundschaft der Gesinnung, mit der die spanischen Völkerschaften Sertorius folgten, war doch der ganze Karakter der Verhältnisse bei ihnen nicht der Art, daß der letztere seinen Operationen immer das Systematische und die Nachhaltigkeit hätte sichern können, worin die Stärke der Römer bestand; Unfälle und Sorge ließen Unzufriedenheit, Mißtrauen und Zwietracht keimen, und so fanden Metellus und Pompejus bald nicht allein sich selber günstiger im Felde gestellt, sondern auch den Staat mehr im Stande, zugleich den Krieg in Asien mit der nöthigen

Kraft zu führen. Den Oberbefehl erhielt der Consul des Jahres 74, Lucius Lucullus, und in diesem war der Mann gefunden, wie die Lage ihn erheischte. Er selbst an der Spitze von einigen 30,000 Mann übernahm es, Mithridates im Herzen seines Reiches aufzusuchen, während der andre Consul, Marcus Cotta, die Aufgabe hatte, die Provinz Asia und Bithynien zu decken und ein dritter Befehlshaber, der Prätor Marcus Antonius, ausschließlich mit der Bekämpfung der Piraten betraut ward. Fehlsame Maßregeln der Mithridatischen Führer gegenüber dem meisterhaft geleiteten Plane des Lucullus, sowie die Beschaffenheit der aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzten königlichen Heere brachten den Römern in einer Weise Erfolge, daß bereits nach Verlauf von zwei Jahren die gesammte pontische Macht in einer Truppenzahl von mehren hunderttausend Mann mitsammt der Flotte aufgelöst und vernichtet lag und der König selbst zur Flucht nach Armenien sich gezwungen sah. Widerstand leisteten nur noch die griechischen Handelsstädte und diese freilich mit einer Kraft, daß es noch weitere zwei Jahre dauerte, bis auch sie überwunden waren. Jetzt aber (um 70) stand Rom als der unbedingte Herr über das Reich des Mithridates da; und wie es damit die Geltung seines Ansehns im ganzen Osten gesichert halten konnte, so war mittlerweile auch der Westen wieder völlig einheitlich unter seine Botmäßigkeit zurückgebracht.

In Spanien hatten sich unter der wachsenden Ungunst der Verhältnisse die Beziehungen zwischen Sertorius und den italischen Führern und Soldaten immer mehr getrübt, bis endlich Ehrgeiz und Eigensucht die Entfremdung zu tödtlicher Feindschaft reiften. Auf Veranstaltung Perpenna's wurde Sertorius bei einem Gastmahle ermordet (72). Natürlich war mit dem Tode des großen Führers auch die Sache, die er verfochten, dem Untergange geweiht, und bereits im folgenden Jahre konnten Metellus und Pompejus Spanien als gänzlich beruhigt verlassen.

Die glückliche Beendigung der beiden Kriege in den entferntesten Provinzen mußte in Rom um so erfreulicher empfunden werden, als sie mit dem Siege in einem nicht minder umfassenden Kampfe, einem furchtbaren Sklavenkriege, zusammentraf, den dasselbe während der zwei letzten Jahre in Italien selbst hatte bestehen müssen. Wir

haben das unselige Uebel der Einbürgerung zahlloser Sklaven und der Verdrängung der freien Bauern durch sie bereits seit dem vorigen Jahrhundert wiederholt durch die bedrohlichsten Erscheinungen karakterisirt gesehn. Seitdem waren die verderblichen Einwirkungen der ganzen Institution namentlich in Folge der Ausdehnung der blutigen Fechterspiele noch erheblich gestiegen. Wie im Volke mit der Freude am Schrecklichen die Neigung zu Härte und Grausamkeit genährt ward, so unter den Sklaven die Erbitterung über ihr Loos und der Haß gegen die Gesellschaft, die sie zwang, zur Vergnügung derselben einander auf Leben und Tod zu bekämpfen. Furchtbar verschlimmern mußten sich die Eindrücke nach dieser Seite hin dadurch, daß in der letzten Zeit förmliche Schulen eingerichtet worden waren, in denen ausgesucht kräftige Sklaven, vornehmlich Gallier und Thrakier, zu den unmenschlichen Spielen eingeübt wurden. Aus einer dieser Fechterschulen in Capua brach im Jahre 73 eine Schaar von vierundsiebzig Mann unter der Führung des Thrakiers Spartacus aus und verstärkte sich durch die Befreiung von Genossen so rasch und in solchem Maße, daß die Menge nach den geringsten Angaben auf die Zahl von 40,000 anwuchs. Von Spartacus, der von Anfang an eine seltene Begabung entwickelte, militärisch organisirt, hatten die Banden sich bald der südlichen Provinzen der Halbinsel bemächtigt, wo sie natürlich unter den wildesten Greueln die Herrschaft übten. Spartacus rieth an, daß die nun eine gewaltige Armee bildenden Schaaren, gegen die vergeblich römische Heere abgesandt wurden, sich nach den Alpen durchschlagen sollten, von wo dann ein Jeder nach seiner Heimath sich wenden könne, indessen vermochte er nur einen Theil für diesen Plan zu gewinnen, und mit diesem zog er dann den Apennin entlang gegen Norden; der andre, meist aus Galliern bestehend, wandte sich unter Crixus Führung nach der östlichen Küste. Die Schaaren des letztern wurden alsbald in Apulien vernichtet, Spartacus dagegen brachte auf seinem Wege den beiden Consuln Lentulus und Gellius in zwei Schlachten schwere Niederlagen bei (72), so daß ihm der Abzug aus Italien unfehlbar freigestanden hätte. Allein um diesen war es seinen übermüthig gewordenen Schaaren jetzt schon nicht mehr zu thun, die bisherigen Erfolge schienen ihnen lockendere Aussichten zu bieten; sie trieben zur Um-

kehr, und Spartacus entschloß sich nun gegen Rom zu ziehn. Leicht erklärlich, daß man hier Angesichts der drohenden Gefahr in schwere Sorge gerieth; in Eile galt es nicht nur die nöthigen Truppen zu rüsten, sondern mehr noch als das die Wahl eines kundigen Feldherrn. Auf wen anders hätte der Senat in dieser Lage seine Blicke richten können als auf Crassus, so wenig er auch sonst geneigt sein mochte, nun auch noch diesem der Generale Sulla's zu übermächtiger Stellung zu verhelfen. Crassus genoß eines militärischen Ansehns, das ihm das allgemeinste Vertrauen entgegentrug, und sein ungeheuerer Reichthum, den er den Sullanischen Proscriptionen verdankte, setzte ihn in den Stand, auf allen Seiten Mittel und Kräfte für seinen Zweck heranzuziehn wie kein Andrer es vermochte. So ernannte ihn denn der Senat zum Oberbefehlshaber in Italien, ihm dabei die bedeutende Truppenmacht von acht Legionen untergebend. Und sichtlich kam nun auch ein veränderter Gang in den Krieg. Spartacus wandte sich von Rom nach dem Süden mit der Absicht, von Rhegion aus auf Schiffen der Seeräuber ein Corps nach Sicilien zu werfen und auch dort die Sklaven aufzurufen. Der Plan mißlang jedoch, indem die Piraten nach Empfang des bedungenen Geldes davonfuhren und Spartacus im Stiche ließen, und der Krieg concentrirte sich nun wieder ausschließlich auf die südlichen Landschaften der Halbinsel. Während der ersten Monate 71 bot Spartacus auch hier allen Anstrengungen der Römer mit einer Energie Trotz, daß die letztern einen Augenblick sogar auf die Herbeirufung des Pompejus und seiner Legionen aus Spanien glaubten aussehn zu müssen, dann aber kam ihnen gelegener neue Uneinigkeit in dem Sklavenheere zu Hülfe, so daß Crassus mit überwiegender Macht einen Theil desselben umstellen und aufreiben konnte. Die baldige Niederwerfung der Uebrigen war hierauf kaum mehr zweifelhaft; sie erfolgte, als Spartacus in Apulien in ungünstiger Lage zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt ward. Ohne Aussicht auf Erfolg sie beginnend, suchte und fand er mit Löwenmuth fechtend den Heldentod.

Mit welcher Freude mochte durch ganz Italien die Nachricht von dieser Schlacht empfangen werden! Denn schwerer als irgend einer der frühern Kriege hatte dieser auf Geist und Gemüth des Volkes lasten müssen. Selbst bei den schrecklichsten Bürgerkämpfen

war es doch immer nur auf Formen des staatlichen Lebens angekommen; in diesem Kriege aber war der ganze Bau der Gesellschaft in seinem Fundament angegriffen. Aus den innersten Tiefen rangen sich in furchtbarer Gestalt die Mächte der Verneinung alles Bestehenden empor. Für Wesen und Berechtigung ihrer Forderungen bot die Anschauungswelt, in der das Geschlecht geboren, kein Verständniß; dieses konnte erst eine neue Religion und nur ganz allmälig erschließen; aber die Stärke derselben verkündete sich in der Rathlosigkeit und Schwäche, die die Völker ergriff und in der sie verzweifelnd in den Schutz der Gewalt sich flüchteten. Hier lag der Beruf der Wenigen, die den Geist der großen Vorfahren und damit das Vertrauen auf sich selbst bewahrten, in eigenmächtiger Geltendmachung ihrer Persönlichkeit die Herausbildung geeigneter Lebensformen für die gealterte Welt zu zeitigen.

Unter jenen Männern, die der Ehrgeiz nach den Höhen der Macht aufstreben ließ, lächelte das Glück keinem so verheißungsvoll wie Pompejus. Eigenthümliche Umstände und die Schwäche der Regierung hatten es bewirkt, daß er auf anderm Wege, als ihn alle bisherigen bedeutenden Männer zu gehn gezwungen gewesen, zu Ansehn und Einfluß gestiegen war, und eben diese ausnahmsweise Behandlung, die ihm geworden, war die Ursache, daß, wie er selbst, so auch das Volk von seiner Befähigung eine übertriebene Meinung faßte. Metellus hatte sich in Spanien sicher nicht geringere Verdienste erworben als Pompejus, nichtsdestoweniger wurde diesem von Seiten der Nation der weitaus größte Theil der Anerkennung und des Dankes. Das gleiche Verhältniß ergab sich ihm Crassus gegenüber. Die Entscheidung in dem Sklavenkriege war durch diesen längst gebracht, indessen kam Pompejus doch noch grade zeitig aus Spanien an, um die versprengten Schaaren völlig vernichten zu helfen, und gerne stimmte das Volk ihm bei, als er nun die Lorbeern, die dasselbe zu vertheilen hatte, auch für sich in Anspruch nahm. Er war der erklärte Günstling der Nation. Wie sollte es uns da wundern können, wenn er nicht allein auch ferner in Betreff der Bekleidung der Staatsämter die Bestimmungen der Verfassung als für sich nicht vorhanden betrachtete, sondern jetzt auch die Aufgabe, die noch in der Schwebe befindlichen Dinge im Osten

zu ordnen, für sich begehrte? Den Mithridatischen Krieg sollte nicht Lucullus, der bereits so gut wie am Ziele stand — er wollte ihn beenden. Dort im Osten, sah er, war das rechte Feld zu jenem freien Schalten, wie in ihm der höchste Machtbesitz sich erfassen ließ. Aber eben darum auch war nimmer Aussicht, daß der Senat ihm seine Forderung bewilligen werde. Schon zu viel hatten diese Oligarchen von ihrem Ansehn an die glücklichen Kriegführer verloren; jeder weitere Schritt auf dem bereits so breit gebahnten Wege brachte die Gefahr näher, jene zu gebietenden Herren werden zu sehn. Und von dieser Seite allein waren sie bedroht; von den Vorfechtern der Freiheit, wenn sie auf ihre Partei allein angewiesen blieben, war keine Schädigung der Stellung des Senats mehr zu fürchten; für die große Majorität des Volks wog das Bedürfniß der Ordnung und des Friedens vor.

Dieser Karakter der Lage war es, aus dem Pompejus sich zu einer Wandlung des bisher von ihm befolgten politischen Systems bewogen sah. Er fühlte, daß er, um den Widerstand der Oligarchen zu besiegen, des geistigen Hebels der freisinnigen Ideen und Bestrebungen nicht entbehren konnte, daß er überhaupt der Unterstützung jener gegnerischen Elemente bedurfte, auf deren Unterdrückung die Macht des Senates begründet war. Die Besorgniß, daß die zu seinem Beistand aufgerufenen Kräfte sich wieder zu selbständigem Leben aufringen möchten, konnte ihm nicht kommen; in diesem Punkte kannte er Zeit und Volk so gut wie der Senat. So entschloß er sich denn, die Sullanische Verfassung, soweit sie der Demagogie den Weg versperrt hatte, wieder zu beseitigen. Der Zustimmung der Männer, die gleichem Streben huldigten wie er und eigne Wege planten, durfte er sich der Natur der Sache nach versichert halten; wie denn der damals 30jährige Cäsar bereits in der gleichen Richtung agitirte. Die Initiative zu dem Umbau der bestehenden Ordnung würde Pompejus am liebsten allein übernommen haben, aber die große Bedeutung, die Crassus durch seine letzten Siege erhalten hatte, nöthigte ihn, mit diesem zusammenzugehn, so wenig sonst Karakter oder Interesse die beiden Männer innerlich verband. Gemeinsam ließen sie sich für das Jahr 70 zu Consuln wählen, während ihre Heere vor den Thoren der Stadt lagen, und sogleich

erfolgte dann die Umgestaltung der Verfassung. Die Volkstribunen erhielten ihre frühern Befugnisse und damit das Recht des Gesetzvorschlags zurück, die Geschwornenstellen wurden zu zwei Dritteln den Rittern wiedergegeben, für die nun auch von neuem das Pachtsystem in der Provinz Asien hergestellt ward, und endlich wurde — ein Schritt, der die tendenziöse Berechnung der ganzen Neuerung am deutlichsten zu Tage stellt — die Censur wieder eingeführt. Sofort traf 64 Mitglieder des Senats die Streichung von der Liste.

Leicht und eben indessen, wie die Absichten des Pompejus bis dahin der Verwirklichung zugeführt worden waren: sogleich die volle Frucht zu pflücken, wie er es gehofft, sollte ihm nicht beschieden sein. Zu drohend hielt sein eifersüchtiger Nebenbuhler Crassus den Blick auf sein Thun gerichtet, entschlossen, das eigne Heer zur Hand und mit der Demokratie im Bunde, zu kühnes Vorgehn zu verhindern. Wenn jedoch Pompejus im Augenblicke nicht alles sich gebracht sehn mochte, wie er es gewünscht — er durfte ruhig seine Zeit erwarten, der Gang der Dinge im Osten ließ ihm die reichste Aussicht offen. Die Stellung, die Lucullus hier genommen, war nur geeignet, ihm den Weg zu bahnen. Mithridates ganzes Reich war im Besitz der Römer, er selber aller Macht beraubt, flüchtig bei dem Könige von Armenien, der seinerseits sich durch den Zustand seiner Länder in jeder Hinsicht aufgefordert sah, die Sieger sich zu Freunden zu erhalten. So ließ sich alles danach an, daß Tigranes seinen Schwiegervater opfern und jegliche Verfügung Roms über das pontische Gebiet in voraus anerkennen werde. Und damit wollte der Senat zufrieden sein; der Lorbeern, die Lucullus sich errungen, schienen ihm genug. Der letztere dagegen glaubte den Moment gekommen, daß Rom sich seiner Stellung als Weltgebieter zu erinnern und den armenischen König für die willkürlichen Gewaltsamkeiten, mit denen er sein Reich erweitert, zur Verantwortung zu ziehn habe. Seit Sulla aber hatten die Feldherrn sich gewöhnt, ihrerseits die von der Verfassung berufenen Lenker des Staats zu ihren Zwecken zu bestimmen. Was Wunder, daß Lucullus jetzt, auf die erworbenen Verdienste pochend, den gleichen Anspruch machte und, nach vergeblichem Warten auf die Bevollmächtigung zur Kriegserklärung an

Armenien, zu eigenmächtigem Handeln sich entschloß? Daß der Erfolg ihn sicherstellen und seinem Vorgehn die Gutheißung bringen würde, war ihm zweifellos. Durch die Aufstellung unannehmbarer Forderungen war Tigranes alsbald zur Aufnahme des Kriegs genöthigt, und der Verlauf, den dieser nahm, machte es dann allerdings von neuem klar, daß Führern, wie Lucullus, und Heeren, wie dem seinigen gegenüber das Regiment der Männer im Senate unmöglich zu erhalten stand. An der Spitze von nur zwei Legionen zog Lucullus im Frühjahr 69 über den Euphrat gegen die neuerbaute Residenz Tigranokerta am obern Tigris, schlug hier ein Heer von 200,000 Mann, das zum Entsatz herangezogen war, mit seinem Häuflein völlig und brachte dann die Hauptstadt mit ihren zahllosen Vorräthen und Schätzen in seinen Besitz. Hätten sich die Kreise, welche in Rom die Entscheidung hatten, einzig durch den Eindruck der vollbrachten Thaten bestimmen lassen, so wäre Lucullus der nachhaltigsten Unterstützung jetzt gewiß gewesen; allein alle auf dem Forum gepflogenen Verhandlungen mußten ihn belehren, daß sowohl der Senat, wie die große Mehrheit des Volks von ganz andern Motiven beeinflußt ward, daß die Stimmführer hier theils aus Neigung, theils aus Interesse für Pompejus waren und mit dem Blicke des letztern auf die Erfolge von Lucullus sahn; täglich wurden die heftigsten Vorwürfe gegen ihn geschleudert; jetzt mußte er es den ritterlichen Blutsaugern entgelten, daß er der Erpressungswuth, mit der sie von den verschuldeten Städten der Provinz Asia Zins vom Zins gefordert und mit Folterqualen die Armen gepeinigt hatten, Zügel auferlegt; und leider konnte er diese Feinde nicht Lügen strafen, wenn sie ihn dabei beschuldigten, daß er selbst in schmählichster Weise sich bereichert habe. Bei dieser Stimmung der Gemüther in Rom, die bereits ihren thätlichen Ausdruck darin erhielt, daß (um 68) in die Provinzen Asia und Kilikien besondere Statthalter geschickt wurden, konnte es denn Lucullus unstreitig nur gerathen erscheinen, unter möglichst billigen Bedingungen Tigranes den Frieden zu gewähren, wie andrerseits den König alles zu zwingen schien, ihn einzugehn; aber jetzt sollten die Römer zu ihrem schweren Nachtheil inne werden, was selbst unter den elenden Asiaten ein wirklicher Mann vermochte. Mithridates, der von den Ver-

hältnissen in Rom genau unterrichtet war, durchschaute die Ungunst der Lage des römischen Feldherrn und seines Heeres dem ganzen Umfang nach, sowie den Vortheil, den Tigranes aus ihr ziehn konnte. Mit eindringlichster Kraft rieth er dem Könige auszuharren im Kampfe, trotz der äußersten Bedrängniß, in der er sich befand, und dieser ließ sich überzeugen. Lucullus behielt nun keine Wahl, er mußte Alles wagen oder Alles verlieren. Als echter Römer entschied er sich für das erstere Theil; er setzte sich mit 10,000 Mann gegen das eigentliche Armenien in Bewegung, um die Hauptstadt Artaxata am Araxes anzugreifen (68). Jetzt aber, da das schon auf das Aeußerste angestrengte Heer zu allen Mühen, die es erduldet, noch die Plagen des schweren Winters auf der armenischen Hochebene tragen sollte, brach der lang verhaltene Unwille in offene Empörung aus. Lucullus mußte umkehren in die mesapotamische Ebene, wo er dann in der Hauptstadt Nisibis den Truppen angemessene Quartiere bieten konnte. Mittlerweile aber war auch Mithridates seinerseits in rastlos thätigem Eifer dem Wege nachgegangen, auf dem die Römer das Verderben treffen sollte. Nachdem er namentlich große Reiterschaaren gesammelt, überfiel er von Norden her die in Pontus gebliebenen Heerabtheilungen, während Tigranes gegen die Besatzung von Tigranokerta zog. Lucullus Unterbefehlshaber sahen ihre Truppen theils aufgerieben, theils in die größte Noth gebracht, so daß der Rückzug des Hauptheeres von Nisibis unvermeidlich ward. Lucullus trat ihn im Frühjahr 67 an, den drohenden Gefahren desselben nach erhaltener Kunde entgegengehend, daß ihm der Oberbefehl entzogen und der zu seinem Nachfolger bestimmte Consul Marcus Acilius Glabrio bereits in Kleinasien gelandet sei. Als er am Ende des Jahres nach glücklicher Ueberwindung alles Ungemachs sein Heer zurückgeführt hatte, war ihm und dem Staate außer dem Ruhme jede Frucht der seit acht Jahren gehäuften Siege verloren gegangen.

Keinen günstigern Verlauf hatte der Krieg gegen die Piraten genommen. Der im Beginn (74) zum Admiral ernannte Prätor Marcus Antonius war von den mit den Seeräubern verbündeten Kretern im Jahre 71 in einem Treffen geschlagen, gefangen und schimpflich mißhandelt worden, ein Hohn gegen Rom, für den Sühne

zu erzwingen der Senat endlich um 68 den Consul Quintus Metellus mit einer Expedition gegen Kreta ausschickte. Nach beschwerlichem und bedeutende Opfer forderndem Kriege brachte derselbe denn auch die Insel in seine Gewalt. Aber überall sonst auf dem Meere blieb der alte unheilvolle Zustand herrschend. Selbst kein italischer Hafen war mehr sicher, in Ostia wurde sogar die römische Kriegsflotte durch die Seeräuber weggenommen. Die Kornpreise stiegen auf eine Höhe, daß eine Hungersnoth drohte.

Traurig, wie diese Lage für das Volk war, so hätte sie nicht geeigneter sein können, um die Absichten und Wünsche des Pompejus, der seit zwei Jahren beobachtend in kluger Zurückgezogenheit gelebt hatte, ihrer Verwirklichung entgegenzuführen; von selber mußten sich jetzt Aller Blicke auf den Mann richten, der sich rühmte, in raschen Schlägen den Staat von den Gefahren, welche die Aufstände des Lepidus, des Sertorius, der Sklaven gedroht, befreit zu haben. Und Pompejus wußte den Augenblick zu nutzen. Ein ihm befreundeter Tribun, Aulus Gabinius, stellte (67) beim Volke den Antrag, Pompejus mit der Führung des Krieges gegen die Seeräuber zu betrauen und zwar mit einer Ausdehnung der Befugnisse, welche die ganze Macht des Staats in seine Hand gab. Auf drei Jahre sollte er den Oberbefehl über ein Heer bis zu 120,000 Mann Fußvolk nebst 7000 Reitern, und eine Flotte bis zu 500 Schiffen, sowie das Recht der Ernennung von 25 Unterbefehlshabern erhalten, dazu alle öffentlichen Kassen zur Verfügung haben und über sämmtliche Küsten bis auf zehn deutsche Meilen landeinwärts unbeschränkt gebieten. Trotz des lebhaftesten Widerstandes nicht allein von Seiten des Senats, sondern auch der übrigen Tribunen nahm das Volk den Vorschlag jubelnd an, sowie gleichzeitig einen andern ebenfalls von Gabinius eingebrachten Antrag, durch den Lucullus abberufen und einem der Consuln der Oberbefehl in Asien übergeben ward, natürlich nur, damit er ihn an Pompejus überlasse. Unverkennbar sehen wir in diesen Volksbeschlüssen in tiefem Zuge das instinctive Bedürfniß der Zeit wirken, das immer mächtiger aus dem Chaos zügelloser Leidenschaft und selbstsüchtiger Interessen zur festen monarchischen Ordnung drängte; und die Ergebnisse konnten allerdings die letztere nur ersehnter machen. In

49 Tagen war der Krieg beendet, die Sicherheit der Meere auf den Stand der frühern besten Zeit zurückgebracht. 10,000 Corsaren waren umgekommen, 20,000 gefangen, 1300 ihrer Fahrzeuge in den Grund gebohrt, über 100 ihrer Burgen zerstört. Nach diesen Erfolgen, und da Pompejus die gesammte ihm anvertraute Macht gesetzlich in seinen Händen hielt, bedurfte es natürlich nur einer besondern Anregung, um ihm auch den Oberbefehl in dem asiatischen Landkriege zu verschaffen. Den Antrag dahin brachte um 66 der Tribun Cajus Manilius vor das Volk, ja dieser ging in der Ausnutzung der Volksgunst für seinen Freund noch einen erheblichen Schritt weiter als Gabinius. Nicht allein sprach der Vorschlag dem Pompejus zu allen Befugnissen, die er bereits besaß, auch noch den Oberbefehl über die sämmtlichen in Asien stehenden Truppen zu, sondern ertheilte ihm auch die Vollmacht, die Verhältnisse dort nach seinem Ermessen zu ordnen. Der Senat war damit für eine bestimmte Zeit völlig aus der Verfassung gestrichen, Pompejus zum so gut wie unbedingten Herrn des römischen Staats erklärt. Und auch dieser Antrag fand begeisterte Annahme vom Volke. Einer solchen Gewalt mußten dann aber auch die asiatischen Feinde allerdings bald erliegen, um so rascher, als sie alle durch innere Zwiste in ihren Ländern gelähmt waren.

Mithridates lag nicht allein mit seinen Söhnen, deren einer schon um 70 im taurischen Chersones sich unabhängig gemacht und mit den Römern Freundschaft geschlossen hatte, in stetem Streite; sondern bei dem echt orientalischen Regimente, das er führte, durfte er überhaupt auf Dienste von seinen Unterthanen nur soweit rechnen, als er Zwang üben konnte. Unter diesen Umständen fiel für sein Schicksal, kann man sagen, schon die endgültige Entscheidung, als Pompejus im Jahre 66, nachdem er den König gegen sein Reich hin vor sich hergetrieben, ihn in der Nähe des obern Euphrat zur Schlacht zwang und das Heer desselben vernichtete. So sah auch der Sieger die Lage an, indem er alsbald die Verfolgung des Flüchtenden einstellte und sich zunächst gegen Armenien wandte. Ueber dieses wurde Pompejus noch schneller Herr. Aus dem Freunde des Mithridates war Tigranes bereits der Feind desselben geworden, ihn der Mitwissenschaft eines Anschlags für schuldig haltend, den sein ebenfalls

Tigranes genannter Sohn gemacht hatte, ihn des Thrones zu berauben. Das Unternehmen war vereitelt worden, aber der junge Tigranes hatte sich zu dem Partherkönige Phraates begeben und diesen zum Angriffe gegen die Lande seines Vaters und zum Bunde mit den Römern bewogen. Natürlich war für Tigranes in dieser Lage an einen Krieg mit den letztern nicht mehr zu denken, er gab sich unbedingt Pompejus in die Hände. Sein ererbtes Königreich, das eigentliche Armenien, durfte er behalten, alle Eroberungen aber, die er gemacht, wurden ihm abgenommen. Nach diesem Frieden mit Armenien richtete sich Pompejus wieder gegen Mithridates und zwar wollte er ihn in seinem bosporanischen Reiche völlig niederwerfen, aber auf diesem Wege verwickelte er sich das Jahr 65 hindurch in so schwierige Kämpfe mit den tapfern Bergvölkern des Kaukasus, daß er gerathen hielt umzukehren und vor allem die auf das äußerste verwirrten Dinge in Syrien zu ordnen. Und wohl hatte er Recht, Mithridates sich selbst zu überlassen. Daß der an Listen und Auskünften unerschöpflich reiche Todfeind nicht ruhen werde, neue Pläne zu schmieden, war freilich vorauszusehn; aber mit welcher bewundernswerthen Thatkraft er sie auch verfolgen mochte, sie konnten Rom nicht mehr gefährlich sein, die innere Kraft des Reiches war gebrochen. In der That brachte es denn auch der König mit seinen abenteuerlichen Bestrebungen nur zur Aufrufung immer stärkern Widerstands in seinen Landen, so daß er endlich, als auch sein Lieblingssohn sich gegen ihn empörte, und er einen gewalsamen Tod vor Augen sah, sich selbst durch Gift das Leben nahm (63). Pontos ward dann mit Bithynien römische Provinz.

In Syrien war die Macht des einst so glanzvollen Seleukiden-Hauses in Folge der steten Erschütterungen von innen und außen fast gänzlich in Stücke gegangen. Allerdings führte noch ein Seleukide, Antiochus XIII. in Antiochien den Königstitel, aber er hatte fast nirgendwo Geltung, wie ihm denn auch der Thron von einem andern Prinzen bestritten wurde. Städte wie Landschaften, von den nördlichsten, die Armenien an sich gerissen hatte, abgesehn, erlitten Gewalt theils von übermüthig gewordenen eingeborenen Herren, theils von arabischen Emirs, die Tigranes herangezogen hatte, theils noch andern Feinden; im Süden des Landes hatten sich dagegen die

Juden unter ihren makkabäischen Fürsten ausgebreitet, so daß mit Ausnahme Askalons die ganze Küste vom Berge Karmel bis Egypten hinab in ihrer Gewalt war. Aber auch bei ihnen wurde über die Regierung gestritten, zwischen den beiden Brüdern des makkabäischen Hauses Johann Hyrkanos II. und Aristobulos II., und zwar beruhte dieser Streit auf tiefgreifenden religiösen Gegensätzen im Volke, deren Karakter und Bedeutung in den beiden Sekten der Pharisäer und Sadducäer in die Erscheinung trat. Den ersteren gründete sich das Vertrauen in die Zukunft der Nation in erster Stellung auf die innere Verbindung aller Glieder derselben, wo in der Welt sie leben mochten, durch die Rechtgläubigkeit, wie sie in der strengsten Beobachtung der religiösen Satzungen und Gebräuche sich bekundete und von der Priesterschaft und dem höchsten Nationalgericht, dem Synedrium, getragen war. Die Sadducäer dagegen sahen zugleich mit Eifer auf das Gedeihen und die Kraft auch des weltlichen Staates aus. Ihr Ideal war Davids Zeit, und entsprechend dieser ganzen Strebensrichtung waren sie persönlich freier auf sich selbst gestellt, keine Tradition, sondern nur das schriftliche Gesetz anerkennend. Gegen den Glauben an die Unsterblichkeit und Vergeltung, die sie leugneten, ebenso wie die seit dem Exil reich ausgebildete Engel- und Geisterlehre, behaupteten sie die völlige Unabhängigkeit des Menschen im Handeln. Im Geiste dieser Sekte suchte der König Aristobul mit kräftiger Hand das Steuer zu führen, während die Pharisäer ihm den lenksamen Hyrkan entgegenstellten. — Allen diesen syrischen Wirren machte Pompejus (64) durchgreifend ein Ende. Antiochus wurde, und mit ihm das Haus der Seleukiden definitiv beseitigt und Syrien zur römischen Provinz erklärt. Die Juden angehend, so mußte Aristobul die Regierung an Hyrkanos abtreten, der aber nicht mehr den Königstitel führen durfte, sondern einfach fürstlicher Hoherpriester blieb, mit Antipatros aus Idumäa als Minister zur Seite; auch sämmtliche von den Makkabäern gemachten Eroberungen wurden eingezogen. Die Durchführung dieser Ordnung kostete jedoch mehren Tausend Juden das Leben. Jerusalem hatte sich gefügt, aber die Truppen Aristobuls zogen sich, zum Widerstand entschlossen, auf den Tempelfelsen zurück.

16*

Erst nach dreimonatlicher Belagerung konnten sie überwunden werden und fanden dann sämmtlich den Untergang.

So hatte Pompejus binnen wenigen Jahren in unerhört raschem Siegeslaufe die römische Herrschaft aus dem Stande der äußersten Gefährdung und Unsicherheit von den Säulen des Hercules bis zum Euphrat hin glanzvoll aufgerichtet; mit der souveränen Machtfülle, mit der er vom Volke bekleidet worden, hatte er in Asien aus den Verhältnissen allseitiger Bedrängtheit und Ohnmacht heraus einen Zustand geschaffen, der, soweit die Lage irgend zu übersehen war, der Geltung Roms dort eine dauernd feste Grundlage gab. Mit solchen Erfolgen zur Seite war denn Pompejus allerdings noch unendlich viel glücklicher gestellt, als es bereits um 71 der Fall gewesen, um, wenn es ihm um den Alleinbesitz der Macht zu thun war, den letzten entscheidenden Schritt zu wagen. Mit entschlossenem Willen gethan, hätte derselbe unfehlbar gelingen müssen. Ja, das Schicksal forderte ihn. Ein kühnes Zerbrechen der bestehenden Staatsform war geboten, wenn der doch unvermeidlich gewordene Umbau noch von gesunderen Kräften sollte aufgeführt werden können. Und wäre noch irgend ein Zweifel hieran möglich gewesen, so hätten ihn die Ereignisse, welche sich grade jetzt in Rom vollzogen, völlig beseitigen müssen. Wie eine letzte eindringliche Mahnung an den Berufenen machten es diese in schrecklicher Weise klar, daß das zerfallene Gemäuer der Verfassung nur noch den immer furchtbarer werdenden Mächten der Zerstörung schützende Stätten für ihr Wirken bot. — In Betreff des Karakters der Situation, daß es nur in der Hand des Pompejus lag, der Republik das Ende zu bringen, täuschte sich in Rom Niemand mehr. Mit jedem der letzten Jahre war die Besorgniß der Demokratie gestiegen und ebenso die aller derer, denen Antheil am Besitze der Gewalt — wenig oder viel — das Ziel des Strebens und der Hoffnung war. Cäsar, der um 68 Quästor in Spanien gewesen, hatte erst seit Pompejus Fortgang nach dem Osten das völlig offene Feld gefunden, seine großen Eigenschaften den Blicken freier zu entfalten und mit ebenso meisterhafter wie erfolgreicher Berechnung dahin gestrebt, auf allen Seiten sich Gunst und Einfluß zu verschaffen. Zunächst hatte er für den Gabinischen Antrag gestimmt, weil es ihm alles zu unterstützen galt,

was der Einführung monarchischer Gewalt Vorschub leistete; dann aber war er überall den Leitern der Demokratie zur Seite gestanden, wo es darauf ankam, mit dem Scheine alter Volksrechte groß zu thun, während er daneben die Menge durch die Aufführung glänzender Schaustücke, für deren Herstellung er sich in ungeheure Schulden stürzte, zu gewinnen suchte. Zugleich hatte er sich, hier mit Crassus, der unausgesetzt mit Mißtrauen und Neid den Triumphen des Pompejus gefolgt war, den gleichen Weg gehend, eine noch besonders ergebene Anhängerschaft dadurch heranzubilden gewußt, daß er mit jenem eifrig für die Verleihung des Bürgerrechts an die Bevölkerung zwischen dem Po und den Alpen thätig gewesen war. Bereits zu solchen Höhen der Geltung und des Einflusses gelangt, mußten sich denn vor allen Cäsar und Crassus gedrängt sehn, das Interesse der Demokratie, wenn dieselbe jetzt ihren Bestand für die Zukunft vertheidigen wollte, auch als das ihre zu verfechten. Und in gleicher Weise sah sich die Demokratie, die gegenüber der gewaltigen Macht des Pompejus an erster Stelle eines Heeres und tüchtiger Feldherren bedurfte, ihrerseits auf jene Männer gewiesen, die ja nach der einen und der andern Seite hin Bedeutendes verheißen konnten. Entsprechend den so gegebenen Bedingungen wurde denn auch eine Verbindung beider Theile, um Pompejus entgegenzuwirken und eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse herbeizuführen, alsbald geschlossen. Und solcher Bund war ja an sich nichts Neues; neu aber wurde bei diesem, daß er, um nur irgend welchen Boden für seine Bethätigung zu gewinnen, nicht einmal ein Prinzip für sich aufzurufen vermochte, sondern gezwungen war, im Dunkel der Nacht das nackte Verbrechen zu entfesseln. Lange Zeit hatten Cäsar und Crassus, allerdings im tiefsten Geheimniß, mit den Häuptern der Demokratie in Verhandlung gestanden, schließlich kam man überein, das Heft der Gewalt einem Manne in die Hand zu geben, von dem man wußte, daß er um jeden Preis den Umsturz suche. Diesem Manne und seinen Schergen sollte Rom zur Ueberrumpelung überlassen werden, damit dann aus dem Abgrund der Anarchie die Gegner des Pompejus die Zügel der Regierung für sich aufhöben. Die zu diesem Zwecke geeignet erachtete Persönlichkeit war der gewesene Prätor Lucius Sergius Catilina, ein Mann von vor-

nehmer Geburt und bedeutendem Talent, der aber durch lasterhaftes Leben seine Verhältnisse völlig zerrüttet und sich in eine verzweifelte Lage gebracht hatte, aus der sich ihm ein Ausweg nur in der Wiederkehr einer Zeit der Aechtungen und Confiscationen wie unter Sulla zeigen konnte. Der kühnen Energie, die ihn keine Schandthat scheuen ließ, entsprach die Geschicklichkeit, mit der er sich dem Richter zu entziehen wußte. Natürlich sah sich ein solcher Karakter in einer Zeit wie diese aus allen herabgekommenen Kreisen der Gesellschaft von den geschulten Dieben und Mördern bis in die verschuldete aristokratische Jugend hinein die zahlreichste Gefolgschaft gesichert. Der Plan der Verschworenen, der im Jahre 64 zur Verwirklichung reifte, war, Catilina nebst dem unbedeutenden Cajus Antonius für das folgende Jahr das Consulat zu verschaffen, damit der erstere in dieser Stellung dann zugleich in Rom und in den Provinzen die zuvor beschlossenen Gewaltmaßregeln zur Ausführung bringe. Schon lange vorher jedoch war die Hauptstadt mit finstern Gerüchten von dem, was drohte, erfüllt, und so gelang es denn der Aristokratie, bei der Wahl ihrem Candidaten, dem Redner Marcus Tullius Cicero, gegen Catilina zum Siege zu verhelfen. Der letztere trat jetzt als Bewerber für das Jahr 62 auf; das unermüdliche Streben Cicero's jedoch, Beweise gegen die Verschworenen aufzubringen, war bereits soweit von Erfolg gewesen, daß derselbe an dem anberaumten Wahltage (28. Octbr.) im Senate Catilina seiner Umsturzpläne offen beschuldigen konnte, worauf er dann den für solche Fälle üblichen Auftrag erhielt, mit allen Mitteln die Gefahr vom Staate abzuwenden. Immer aber waren jene Beweise noch nicht hinreichend, um zur Eröffnung des gerichtlichen Prozesses und zur Verhaftung der Verschworenen zu schreiten, obgleich dieselben Jedermann bekannt waren. Die Gefahr der Lage blieb auf diese Weise im vollsten Maße bestehn. Und Catilina schritt jetzt kühn zum Aeußersten. Am 8. November begab er sich nach Fäsulä in Etrurien, wo ein Insurrectionscorps von 2000 Mann stand, zog in Eile, nachdem er sich zum Consul proclamirt, eine bedeutendere Truppenzahl an sich und harrte, um dies Heer gegen Rom zu führen, nur der Nachricht, der er mit jedem Tage entgegensah, daß der Aufstand losgebrochen sei. Allein in Bezug auf die Raschheit und Thatkraft der Verschworenen

hatte er sich verrechnet. Wochenlang bangte Rom in der schrecklichen Erwartung, ohne daß es zur Führung des entscheidenden Schlages kam. Da endlich erhielt die Regierung (am 3. Dezember) von den Allobrogischen Gesandten, mit denen die Catilinarier verhandelt hatten, Documente zugestellt. Mit diesen in den Händen ließ Cicero die Aufrührer verhaften und bewirkte alsdann, daß sie sofort hingerichtet wurden, ohne daß ihnen, wofür Cäsar in schlauer Berechnung und allerdings mit dem strengen Recht auf seiner Seite eintrat, die Berufung an das Volk gestattet worden wäre. Natürlich war die Sache Catilina's jetzt verloren. Der Consul Cajus Antonius, der mit ihm verbunden gewesen war, mußte selbst das Heer gegen ihn führen. Bei Pistoria (Pistoja) wurden die Schaaren der Verschwörer zur Schlacht gezwungen, und zwar unter Umständen, die ihren Untergang unvermeidlich machten. 3000 Soldaten Catilina's und mit ihnen er selbst und alle seine Offiziere blieben auf der Wahlstatt (Anf. 62).

Hätte Pompejus die Eigenschaften besessen, welche die Zeit und ihr Bedürfniß heischten, so wären jetzt nach allem menschlichen Ermessen nur geringe Opfer erforderlich gewesen, um ihn dem Ziele seiner Wünsche zuzuführen. Allein die Natur hatte ihm nun einmal — das zeigte sich auch jetzt wieder — bei den Gaben, die ihn zu hohem Streben riefen, jene unabhängige Geisteskraft versagt, die sich als die Trägerin des Schicksalsspruches fühlt, die stolz auf die Verantwortlichkeit für ihr Handeln mit Sicherheit ihre eigene Bahn geht. Pompejus wollte eine Ordnung, in der er der Erste wäre, aber die erste Stelle sollte ihm zugetragen werden, während Alles hier forderte, daß sie genommen ward, da es ja darauf ankam, die das Mark des Volks verzehrenden Kämpfe des Ehrgeizes und der Selbstsucht für immer zu beendigen. Wie aber hätte er sich bei solchem Verhältniß beklagen können, wenn seine Ansprüche fortan nur erhöhten Widerstand erweckten und wenn, da er den Weg zur Mitbewerbung frei ließ, ihn ein mehr Berufener, der die Gunst des Schicksals und des Volks ersprießlicher zu würdigen wußte, überholte?

Pompejus hatte, als die Catilinarische Verschwörung eine bedrohliche Gestalt annahm, durch einen Abgesandten, Cäcilius Metellus

Nepos, der für das Jahr 62 das Tribunat erhielt, den Antrag bei dem Volke stellen lassen, ihn zum Oberfeldherrn gegen Catilina zu ernennen. Der Antrag war jedoch von der Aristokratie energisch und mit vollem Erfolge bekämpft worden; Cato der Jüngere, der stoische Kämpfer für die Verfassung, zeigte sich Metellus weit überlegen. Jetzt hätte Pompejus sogleich an der Spitze seines Heeres nach Rom kommen müssen, statt dessen blieb er bis zum Herbst 62 in Asien und als er dann in Brundusium landete, löste er seine Legionen auf. Rasch aber sollte er nun auch inne werden, wie wesentlich seine bisherige Geltung an die instinctive Achtung vor seinem Machtbesitz geknüpft gewesen war, wie wenig sie eine innere sittliche Stütze hatte. Anfangs 61 erschien er in Rom, um vor Senat und Volk seine Angelegenheiten zu verhandeln. Für seine Anordnungen in Asien war die Bestätigung einzuholen, seinen Soldaten hatte er die Ertheilung von Ländereien zugesagt, endlich begehrte er das zweite Consulat. Für alle diese Forderungen hatte er unbedingte Gutheißung in Aussicht genommen und fand sie für keine; statt ihrer entweder offene Abweisung oder die verletzendsten Weiterungen. Drückender aber noch als die hier gemachte Erfahrung mußte es für ihn sein, daß er den Zauber, der ihn umgeben hatte, auf einen andern Mann übergegangen sah, den er bisher kaum als Nebenbuhler zu betrachten brauchte: Cäsar. Bisher war dieser überall in seiner öffentlichen Wirksamkeit im Einklang mit Pompejus Interesse aufgetreten, nur die demokratischen Unterhändler in der Catilinarischen Verschwörung wußten, daß sie sich auf ihn als eine zügelnde Macht gegen den letztern verlassen durften; und mit unübertrefflichem Geschick hatte er sich die Sympathien der Demokratie zu erhalten gewußt. Jetzt, nachdem er um 62 die Prätur bekleidet, um 61 Statthalter in Spanien gewesen, war er der höchsten Stelle nahe gerückt und konnte sicher seinen Plan verfolgen. Von seiner bisherigen Haltung gegenüber Pompejus brauchte er auch jetzt zunächst in keiner Weise abzugehn; als tiefer Menschenkenner, der er war, durchschaute er denselben völlig und wußte, daß er von ihm den letzten Schritt, der ihm selbst den Weg verschlossen haben würde, nie zu fürchten hatte; hingegen konnte ihm die Freundschaft des noch immer mächtigen Mannes stets nur nützen, da sie ihm den Wider=

stand, der seinen Absichten vom Senate zu besorgen war, nur leichter zu besiegen half. Und wie auf diese Weise fortdauernd das Interesse Cäsar zu Pompejus zog, so wies aus ganz dem nämlichen Grunde das des letztern ihn zu Cäsar; die Demüthigung, die er im Senate erfahren, mußte jeden eitlen Stolz überwinden. Bald ergab sich deshalb eine innige Verbindung zwischen Beiden. Sollte indessen die Macht, die jeder von ihnen für sich vertrat, zur vollen Geltung kommen, so bedurften sie der Zuziehung von Crassus, der nicht allein in Folge seiner Verdienste, sondern mehr noch seines ungeheuren Reichthums einen ausgedehnten Einfluß übte, wie denn Cäsar ihm persönlich für erhaltene große Summen bereits hoch verpflichtet war. Sie drei vereinigt aber konnten ein hinreichendes Ansehn beanspruchen, um ein förmliches Programm ihrer gegenseitigen Forderungen aufzustellen. Und so wurde denn der Bund der drei Männer oder das s. g. Triumvirat im Sommer 60 abgeschlossen. Cäsar, dem es vor allem um die Begründung einer militärischen Stellung zu thun war, bedang sich das Consulat des folgenden Jahres und alsdann eine Statthalterschaft mit außerordentlichem Commando aus; Pompejus erhielt die Ratification seiner Anordnungen im Osten und die Anweisung von Ländereien an seine Soldaten zugesichert; Crassus hatte einstweilen kein besonderes Anliegen und konnte sich mit der Ehre begnügen. Daß die Abmachungen ausgeführt wurden, verstand sich von selbst; der Senat zeigte sich den Triumvirn freilich, wie zu erwarten, entschieden feindlich, desto gefügiger aber war die Volksversammlung. Auf den Antrag von Cäsars Agenten, des Tribuns C. Publius Vatinius ward ihm die Statthalterschaft des cisalpinischen Gallien ertheilt und zwar auf 5 Jahre, der dann der Senat die des Narbonensischen hinzufügte; ein von Cäsar vorgeschlagenes Ackergesetz versorgte 20,000 Veteranen von Pompejus Heer aus dem capuanischen Domaniallland mit Grundbesitz. Zu allem dem wurden für das Jahr 58 zwei verlässige Anhänger der Machthaber zu Consuln gewählt, so daß auch für weitere Schritte der ebene Boden geschaffen war. Die durch ihre Erfolge gefestigte Freundschaft zwischen Cäsar und Pompejus wurde durch die Vermählung des letztern mit Cäsars Tochter Julia besiegelt.

So sah das Volk die Triumvirn in den vertrauensvollsten Beziehungen zu einander ihre Herrschaft beginnen. Und es wurde dabei nicht durch falschen Schein getäuscht. Einstweilen waren ja die Machthaber nur einer Thätigkeit zugewandt, bei der allein das gemeinsame, d. h. das monarchische Interesse sprach, sowohl der Agitation der verfassungstreuen Partei im Senate wie dem immer mehr der völligen Anarchie sich zuneigenden Treiben der Demagogen gegenüber. Wie sehr man auch jener Partei im Augenblicke Meister war, so wurde doch die Wirksamkeit der Führer, namentlich des unbeugsamen karaktervollen Cato und des allerdings schwachen und eitlen, immer aber wohlmeinenden und patriotischen Cicero, an den bezüglichen Stellen höchst lästig und hemmend empfunden, weil Alles, was noch edlen und uneigennützigen Trieben folgte, hier allein seinen Halt fand. Diese Führer aus der Hauptstadt zu entfernen, wurde deshalb für die Triumvirn eine Angelegenheit von Gewicht, und um zum Zwecke zu kommen, verschmähten sie nicht, selbst mit der Straßendemokratie sich einzulassen, obgleich sie damit jeden Bessern ihre Pläne von der abschreckendsten Seite betrachten lehrten. Das Tribunat dieser Tage sank immer tiefer in seinen Bestrebungen und in seinem Gebahren. Die Freiheit, deren Name auf die Fahne geschrieben war, begriff bei der Mehrzahl der Tribunen nur noch die Ausdehnung der Rechte nicht nur des freien, sondern auch des Sklavenproletariats, und das Mittel zum Zweck war der Terrorismus bewaffneter Banden auf dem Markte und in allen Straßen der Stadt. Die Leitung bei solchem Systeme konnte natürlich nur die Aufgabe sittenloser Menschen sein, wenn wir auch keineswegs nur unaufrichtige Selbstsucht als bestimmend anzunehmen haben: aus dem allgemeinen Siechthum rang eben die ganze Zeit nicht nur nach politischen, sondern auch sozialen neuen Lebensformen. Einer der wildesten Vorkämpfer dieser anarchischen Bewegung war der Tribun Publius Clodius Pulcher, ein Mann vom ältesten patrizischen Adel, der sich, um das Tribunat bekleiden zu können, unter Cäsars Consulat von einem Plebejer hatte adoptiren lassen. Die Richtung, welcher derselbe huldigte, karakterisirt sich hinlänglich in den von ihm um 58 durchgebrachten Anträgen, deren einer die fortan ganz unentgeltliche Aus-

theilung von Getreide an die Armen verfügte, während ein anderer alle bis daher bestandenen Beschränkungen des Assoziationsrechts der niedern Classen aufhob, so daß die Gassendemokratie von da ab sich zur Durchsetzung ihrer Zwecke überall in Clubs organisiren konnte. Ja, sechs Jahre nachher wollte Clodius als Prätor sogar den Freigelassenen und den im thatsächlichen Besitze der Freiheit lebenden Sklaven die gleichen politischen Rechte mit den Freigeborenen verleihen. Mit diesem Manne traten die Triumvirn in Verbindung, um sich der gefürchteten Opposition Cato's und Cicero's im Senate zu entledigen. Der erstere wurde auf Clodius' Antrag mit einer ehrenvollen Mission nach der Insel Cypern betraut; gegen Cicero dagegen, den der Tribun tödtlich haßte, ward mit einer Anklage vorgegangen, weil er die Hinrichtung der Catilinarier betrieben hatte, ohne daß ihnen die Berufung an das Volk gestattet worden war. Dem auf Landesverweisung lautenden Urtheil kam Cicero dann durch freiwillige Verbannung nach Thessalonike zuvor (58). — So lange es sich in der angedeuteten Weise für die Machthaber um die Verständigung über die Taktik handelte, mit der sie den schwierigen Forderungen der Situation zu begegnen hatten, war es möglich, daß das Gefühl der innern Gegensätzlichkeit der Stellung, die sie genommen, und der Zwecke, die sie verfolgten, nicht in spaltender Weise hervortrat; aber dies mußte anders werden von dem Augenblicke an, wo sich ihre Talente und ihre Wirksamkeit auf den ihnen zugewiesenen Gebieten mit einander zu messen begannen. Und da zeigte sich alsbald, daß ihre Aufgaben und der Einfluß, den diese mit sich führten, höchst ungleichmäßig vertheilt worden waren.

Pompejus, der das Interesse der Coalition in der Hauptstadt zu vertreten hatte, stand unter den schwierigsten und undankbarsten Umständen lediglich auf sein Ansehn angewiesen; Legionen durften auf der Halbinsel nur in der Provinz am Po zusammengehalten werden, und hier hatte Cäsar den Befehl. So war es denn kaum zu verwundern, daß Clodius, mit dem Cäsar Beziehungen pflog, und der mit Pompejus keinen einzigen verwandten Zug des Wesens gemein hatte, allmälig gegen diesen offen auftrat; die Feindschaft und Zügellosigkeit ging so weit, daß er mit seinen Banden den Triumvir förmlich belagerte, und Pompejus hatte dabei kein andres Mittel

der Abwehr als ebenfalls die Aufstellung von Banden; ein Zustand, bei dem derselbe es denn schließlich im eignen Interesse fand, die Agitation der republikanischen Partei für die Zurückberufung Cicero's zu unterstützen und diesen damit zugleich auch sich selber fügsamer zu machen. Im August 57 wurde dem Verbannten vom Volke die Erlaubniß zur Rückkehr gegeben, nicht jedoch ohne daß zuvor zwischen den bewaffneten Schaaren des Clodius und denen des Tribuns Annius Milo, des Parteigängers der Republikaner und erbittertsten Feindes des Clodius, blutige Kämpfe geführt worden waren.

Während in solcher Lage der stolze Pompejus in die Gefahr kam, allen seinen Ruf im würdelosen Streite mit den Anarchisten einzubüßen, sah sich dagegen Cäsar in Verhältnisse gebracht, die seinen Namen im Fluge durch die ganze Welt trugen.

Die keltische Nation war zu der Zeit, als Cäsar die Verwaltung der gallischen Provinzen antrat, von der Stufe der Macht, auf der sie im 4. Jahrhundert hatte Rom mit Verderben bedrohn und im folgenden in kühnen Eroberungszügen den Osten in Schrecken setzen können, tief herabgesunken. Im Innern der frühern Freiheit verlustig gegangen und damit auch der auf ihr beruhenden Kraft gegen Außen beraubt, stand das Volk jetzt auf der einen Seite durch die Römer, auf der andern durch die in immer wachsendem Strome über den Rhein herandringenden deutschen Völkerschaften auf das Aeußerste bedroht. Dort mußte es der überlegenen Civilisation, hier der höhern politischen Begabung naturfrischer Völker weichen. Im Gegensatze gegen die Germanen hatten die Kelten bei im Uebrigen schwungvollem Geist, lebhafter Phantasie und leichtester Beweglichkeit den Schwerpunkt ihres staatlichen Lebens von jeher nicht in der Gemeinde, sondern im Stamme, im Gau gesucht. Der Stammesfürst mit seiner Familie und den Vertretern des Adels und der Gemeinden, die er als Rath um sich hatte, war der Mittelpunkt von allem; eine Richtung des Volksgeistes, bei der erklärlicher Weise die Stellung von Stamm zu Stamm, die Frage, ob der eine oder der andere die Oberherrschaft üben konnte, weit mehr Interesse erhielt als das Verhältniß des Einzelnen innerhalb seines Gaues; bei der aber auch deshalb unmöglich die Freiheit auf die Dauer sich erhalten konnte. Die

Geltung persönlicher und Standeseinflüsse wurde allmälig immer überwiegender über die angestammten Rechte des Volks, um so leichter, als der ritterliche Adel das Vorrecht besaß, sich ein Gefolge von gelöhnten Schaaren, sogenannten Ambakten, zu halten. Zu Cäsars Zeit hatte dieser Adel bereits die Massen des Volks zur Hörigkeit herabgedrückt und zugleich die Macht der Stammesfürsten gebrochen, während in innigem Bunde mit ihm die Priesterschaft, die Druiden, die Herrschaft auf dem geistigen Gebiete führte, und zwar als eine durch alle Stämme hin einheitlich organisirte Körperschaft mit einer Macht über die Gemüther, die in umfassender Weise selbst auf das politische Gebiet übergriff. Die Druiden bildeten inmitten der verschiedenen unter der Vorherrschaft eines Gaues stehenden Bünde die eigentlichen Träger des die Nation als solche durchdringenden Gemeingefühls.

Bei dem so gearteten Karakter des Volks und den Verhältnissen wie sie vorlagen, konnte es dem Blicke eines Mannes wie Cäsar nicht entgehn, daß Rom hier nur die Wahl blieb, entweder sich selbst zum Herrscher über Gallien zu machen oder dasselbe unter die Herrschaft der deutschen Völker kommen und damit die Stunde nahn zu sehn, wo es sein jetziges gallisches Gebiet gegen eine zehnfach gewachsene Macht werde zu vertheidigen haben. Aus dieser Erkenntniß stellte er sich seine Aufgabe, er beschloß, das Land zu unterwerfen; und glücklich fügte es dabei der Gang der Ereignisse, daß er von vornherein als Beschützer der gallischen Stämme gegen die von Außen her eindringenden Völkerschaften auftreten konnte.

Im Frühjahr 58 war das östlich vom Jura seßhafte Volk der Helvetier unter dem Drängen der vom Innern Deutschlands her immer mächtiger heranfluthenden Völkermassen aufgebrochen, um sich im Westen von Gallien neue Sitze zu gründen. In einer Anzahl von 468,000 Menschen, worunter freilich nur etwa der vierte Theil kampffähige Männer waren, bewegte sich der Zug über die Soane der Loire zu. Cäsar hielt sich um so mehr verpflichtet, ihnen in den Weg zu treten, als ihre Aufnahme in einem Theile der Gaue, welche sie durchzogen, deutlich zeigte, daß man von den Fremden eine weitere Kräftigung gegen Rom in Aussicht nahm. Er folgte deshalb dem helvetischen Heere an der Spitze mehrer Legionen auf dem Fuße

nach, bis er den günstigen Moment zum Angriff fand. Bei Bibrakte (Autun), der Hauptstadt der Aeduer, lieferte er ihnen eine Schlacht, und die Helvetier erlitten eine völlige Niederlage. Die Besiegten wurden zum Theil in Gallien angesiedelt, zum Theil in die Heimath zurückgewiesen. Noch folgenreicher und ruhmvoller wurde es für Cäsar, daß er unmittelbar darauf als Bundesgenosse gallischer Stämme auch über ein deutsches Heer einen gewichtigen Sieg erfechten konnte. Bereits vor längerer Zeit war der deutsche König Ariovist von der Völkerschaft der Sequaner (um Besançon) gegen die mit Rom verbündeten Aeduer zum Beistand gerufen worden, hatte die letztern besiegt und der Oberherrschaft der Sequaner unterworfen, zugleich aber von seinen Schützlingen sich zwei Drittel ihres Landes abtreten lassen und dann immer neue Schaaren bis zu einer Zahl von 120,000 Mann zur Ansiedelung in das obere Elsaß herangezogen. Jetzt wurde Cäsar von den Gauen des mittlern Galliens um Hülfe angegangen, und das Gesuch war ihm willkommen. Da der deutsche Fürst nur auf gleichem Fuße mit ihm unterhandeln wollte, mußten die Waffen entscheiden. In der Nähe von Mühlhausen kam es zur Schlacht; das Loos fiel gegen Ariovist, er wurde gänzlich geschlagen und zur Flucht über den Rhein gezwungen. — So begann die Ausführung des großen Eroberungsplans des römischen Feldherrn mit glänzenden Erfolgen, und der Fortgang sollte dem Anfang entsprechen. Innerhalb eines Jahres (bis zum Herbst 57) hatten die Belgen im ganzen Norden des heutigen Frankreich, und die Küstengaue von der Seine bis zur Loire vor den römischen Waffen sich gebeugt. Noch konnte allerdings auf feste Dauer dieser Eroberungen, wie auch bald sich zeigte, nicht gerechnet werden, aber glänzend genug waren sie, um den Namen Cäsars in Aller Mund gepriesen zu machen.

Wer hätte es unter solchen Umständen Pompejus verdenken können, wenn er gegenüber diesen Triumphen seines Nebenbuhlers jetzt von Eifersucht ergriffen ward und sich erinnerte, daß es nicht freundschaftliche, sondern politische Gründe gewesen waren, welche die Coalition herbeigeführt hatten. Mit der ganzen Kraft seines brennenden Ehrgeizes drängte es ihn, den Beweis zu erhalten und zu geben, daß sein Ansehn und seine Popularität noch nicht verringert sei, daß es nur auf seinen Willen ankomme, sich aus seiner jetzigen

ruhmlosen Stellung wieder zum Vollgenuß der Macht zu erheben. In der an sich richtigen Schätzung der Sachlage, daß die steigende Bedeutung Cäsars ihm selbst die Aristokratie näher führen müsse, ließ er im Herbst 57 aus Anlaß einer wiederum herrschend gewordenen außerordentlichen Theurung durch den Tribun Cajus Messius im Senate den Antrag stellen, ihm die Leitung des Getreidewesens im ganzen Umfange des römischen Reichs mit demselben Verfügungsrecht über die Staatskassen und das Heer und die Flotte wie im Seeräuberkriege zu übertragen. Allein er hatte doch die Fügsamkeit des Senates überschätzt. Ausgedehnte Befugnisse wurden ihm allerdings bewilligt; er erhielt bedeutende Summen zuertheilt und die proconsularische Gewalt im ganzen Reichsgebiete auf die Dauer von fünf Jahren; aber das wichtigste, Truppen und Schiffe, wurden ihm nicht gegeben. Wenn aber auch seine Ansprüche so eine umfängliche Ermäßigung erfuhren: Cäsar sah doch, daß bei der bisherigen Vertheilung der Macht die Eintracht der Coalition schwerlich zu erhalten war, während jede Uneinigkeit, ja schon der Schein derselben ihren gemeinsamen Gegnern nur neue Kraft zuführen mußte, wovon hie und da bereits klare Anzeichen hervortraten; das volle Einverständniß aber mit seinen Verbündeten zu bewahren, war ihm um so nöthiger, als er klar voraussah, daß er zur Vollendung seines Werks in Gallien jedenfalls noch der Verlängerung seiner Statthalterschaft bedürfen werde. So fand er denn erhebliche Concessionen an die beiden Genossen unbedingt geboten und in kluger Rückhaltlosigkeit ging er auf sie ein. Im April 56 kamen die Triumvirn in der Stadt Luca zusammen, um sich über eine neue Ordnung der Machtverhältnisse zu verständigen; in welchem Maße man ihnen dabei die Herrscherrechte schon förmlich zuerkannte, sprach sich in der Zahl und der Gewichtigkeit der Anhänger, die sich eingefunden hatten, lebendig aus. Neben so vielen höhern Magistraten, daß 120 Lictoren gezählt wurden, waren mehr als 200 Senatoren erschienen. Die Beschlüsse der Machthaber gingen dahin, daß Pompejus Spanien, Crassus Syrien als Statthalterschaft erhalten solle und zwar beide auf fünf Jahre, mit der Befugniß, Truppen ganz nach ihrem Ermessen aufzubieten. Beiden wurde das Consulat für das nächste Jahr verheißen. Cäsar seinerseits ließ sich — neben der Erhöhung

der Zahl seiner Legionen, deren ihm bei der Uebernahme seines Amtes nur vier zu Gebote gestanden, die er dann aber auf eigene Kosten vermehrt hatte, auf zehn — die Verlängerung seiner Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre (bis 49) und für das Jahr 48 dann das Consulat zusagen. Die so getroffenen Verabredungen wurden natürlich, nachdem Pompejus und Crassus für das Jahr 55 zu Consuln gewählt waren, alsbald zum Volksbeschluß erhoben. Um 54 ging dann Crassus sogleich in seine Provinz Syrien ab, Pompejus dagegen schickte nach Spanien seine Unterbefehlshaber und blieb selbst in Rom, die angeblich für die Provinz ausgehobenen Truppen auf Urlaub in Italien zurückbehaltend.

In seiner nun gefestigten Stellung war er entschlossen, den Einfluß, an den er früher gewöhnt war, auch voll wieder in Besitz zu nehmen und namentlich das Uebergewicht Cäsars abzuwehren. Und in der That würde er jetzt die Aussicht auf dies Ziel in keiner Weise ungünstig gefunden haben, wenn er es hätte über sich gewinnen können, sich ganz und aufrichtig auf den Boden der Verfassung zu stellen und alle conservativen Elemente des Staats um sich zu schaaren. Allein wie bisher blieb er auf seiner widerspruchsvollen Haltung haften. Das System, auf dem die Coalition beruhte, wollte er aufrecht erhalten, d. h. die Triumvirn sollten die eigentlichen Regenten des Staates sein, ausschließlich ihnen sollte die Leitung desselben nach Außen gehören, der Senat allein auf die innere Verwaltung sich beschränken; zugleich aber verlangte er, daß die Verfassung bestehen bliebe. In tiefem Irrthum wäre Pompejus befangen gewesen, wenn er gemeint hätte, er habe bei einer solchen Politik Moral und Recht auf seiner Seite; unter allen Umständen war dieselbe nur durchzuführen mit Corruption oder mit Gewalt, und im Bereiche dieser mußte nothwendig der Consequenz und Entschiedenheit der Sieg bleiben. Cäsar wußte das und handelte danach. Von Anfang an hatte er sich in Gallien unabhängig vom Senate gestellt; keinen Auftrag brachte er mit und holte keinen ein, seine Truppen verstärkte er aus eignen Mitteln; natürlich war ihm die Majorität des Senates darum bitter feind; aber er erzog sich ein Heer, das ihm allein gehörte und das im betreffenden Augenblick ihm die entscheidende Macht in die Hand gab. Pompejus dagegen verwickelte sich

in ein System der Halbheit, das ihn unfehlbar verderben mußte. Soweit es sich um die Bethätigung von Herrscheransprüchen handelte, war er mit seinen Verbündeten Eine Seele; statt aber dabei wie Cäsar an die Schaffung einer realen Macht zu denken, mit der allein Gewicht und Ansehn sich behaupten ließ, suchte er wiederum seine Stütze in Parteicombinationen, die luftig und gebrechlich waren wie der ganze Bau der Verfassung überhaupt. Was die Stellung gegenüber dem Senate betraf, so hatte Pompejus allerdings nicht die Gelegenheit, denselben seine Beseitigung in den auswärtigen Dingen so unmittelbar fühlen zu lassen wie es Cäsar that; dafür aber handelte sein Freund, der frühere Volkstribun A. Gabinius, der jetzt Statthalter in Syrien war, durchaus in seinem Sinne, als er gegen den ausdrücklichen Beschluß des Senates in Egypten intervenirte. Der letzte der Lagiden, Alexander II., hatte um 81 Egypten den Römern vermacht, indessen hatten zwei uneheliche Söhne eines frühern Königs, der eine, Ptolemäos XI., Egypten, der andre Cypern in Besitz genommen, und die Römer ließen es geschehn. Cypern ward jedoch um 58 eingezogen, Ptolemäos dagegen hatte sich die Anerkennung erkauft (um 59). Alsbald aber wurde er von den Egyptern vertrieben, worauf er dann vom Senate Beistand forderte. Dieser lehnte jedoch ab. Trotz dieses Beschlusses nun nahm sich Gabinius des Vertriebenen an und führte ihn an der Spitze eines Heeres nach Alexandrien zurück (um 55). Im folgenden Jahre begann dann Crassus in seiner Provinz Syrien in ähnlicher Weise wie Cäsar in Gallien einen weit aussehenden Krieg gegen die Parther, der ihm indessen im Sommer 53 mit einer furchtbaren Niederlage bei der Stadt Karrhae zugleich den Tod brachte.

Ganz in demselben monarchischen Geiste, in welchem auf solche Weise die Triumvirn die äußern Angelegenheiten leiteten, machte sich nun gleichzeitig Pompejus auch als Regent von Rom geltend, und zwar zunächst im vollen Einvernehmen mit seinen Verbündeten. Bei dem anarchischen Treiben der Tribunen, das die Stadt verwirrte, hatte freilich jeder von ihnen sein eigenes Interesse, da die letztern wie Clodius und Milo, jener als Parteigänger der Demokratie, dieser der Aristokratie, bald dem Einen, bald dem Andern ihre Dienste leisteten; aber hinwieder empfanden es die Triumvirn doch in ihrer

Gesammtheit gleichmäßig unbehaglich, daß sie in demselben Verhältniß als die Wirkung ihres Bundes offener und weiter sich bekundete, auch die gegnerischen Elemente sich aufraffen und erstarken sahn. Vor allem gaben die Beamtenwahlen hiervon redendes Zeugniß. Für das Jahr 54 wurde ein entschiedener Feind des Triumvirats, Lucius Domitius Ahenobarbus, zum Consul und Cato zum Prätor gewählt; im folgenden Jahre konnten die Consulatswahlen sogar sieben Monate hindurch gar nicht zu Stande kommen. Aber auch die Geschwornengerichte brachten, und nicht minder, die oppositionelle Stimmung zum Ausdruck: wo es irgend Gelegenheit gab, hatten die Anhänger der Machthaber harte Sprüche zu gewärtigen. Wenn gegen solche Anfechtung Pompejus Schritte that, welche jene sichern konnten, so handelte er auch im Interesse seiner beiden Genossen, und gern waren diese ihrerseits bereit, eine ausnahmsweise Gewalt zu solchem Zweck ihm zuzugestehn. Aber Pompejus hatte die letztere zu suchen noch einen besondern Grund. Nur sie konnte ihm die Mittel bieten, daß er sich ganz in Stand setzte, den Plänen Cäsars zu begegnen; und mit erhöhter Empfindlichkeit hatte er diese wieder ins Auge gefaßt, seit im Jahre 54 seine Gattin Julia, Cäsars Tochter, gestorben und so das Band zerrissen war, das ihn inniger mit dem letztern verknüpft hatte. Aus diesem Karakter der Lage wurde eine Frevelthat Milo's ein Ereigniß von folgenschwerer Bedeutung. Unterstützt von den hervorragendsten Männern seiner Partei hatte sich dieser nämlich gegen die von Pompejus aufgestellten Candidaten um das Consulat des Jahres 52 beworben; natürlich wirkte sein Todfeind Clodius mit allen Mitteln ihm entgegen, und zwar trat er dabei für die Candidaten des Pompejus ein. Während so die Feindseligkeit Beider auf die äußerste Spitze gediehen war, fügte es sich, daß sie, von ihren Gladiatorenbanden begleitet, nahe der Stadt auf der appischen Straße auf einander stießen; es entspann sich ein Kampf, in welchem Clodius verwundet ward, so daß er sich in ein Haus flüchten mußte, und hier ließ ihn Milo tödten. In Folge dieses Vorgangs brach in Rom eine stürmische Bewegung aus; der Pöbel, der in Clodius seinen Beschützer verlor, gerieth gegen Milo und die Aristokratie in die äußerste Wuth, und bei der Stellung, die Clodius in der Wahlangelegenheit eingenommen hatte,

konnte es Pompejus Freunden unter den Tribunen nur leicht werden, diese Stimmung der Masse zu seinen Gunsten auszubeuten. Während die fanatisirten Haufen Milo und seine Parteigenossen mit Toben und Gewaltthätigkeiten verfolgten, brachten sie Pompejus begeisterte Ovationen und verlangten seine Ernennung zum Dictator. Die bedrohlichen Unruhen gaben diesem dann den Anlaß, Truppen in die Stadt zu ziehn, und an der Spitze dieser war er jetzt Herr nach allen Seiten. Der Senat erkannte das; nur bei klugem Entgegenkommen ließ sich manches erhalten, was sonst verloren war. So wurde Pompejus denn zum alleinigen Consul ernannt, was um so mehr die Dictatur bedeutete, als ihm der Senat zugleich, indem er das Vaterland in Gefahr erklärte, die Vollmacht gab, in ganz Italien die dienstpflichtige Mannschaft für sich aufzurufen. Und die aristokratische Majorität konnte sich bald überzeugen, daß der eingeschlagene Weg nicht fruchtlos war. Zur Aburtheilung aller vorgekommenen Verbrechen wurde eine Specialcommission eingesetzt, deren Mitglieder Pompejus ernannte und in die er in wohlberechneter Versöhnlichkeit auch Cato aufnahm. Die Schuldigsprechung Milo's konnte natürlich nicht zweifelhaft sein — er ging nach Marsilia in die Verbannung — aber viele der andern Urtheile ließen doch erkennen, daß für die aristokratische Partei jedenfalls keine Zeit der Verfolgung angebrochen sei. Im Uebrigen vergaß Pompejus das monarchische Interesse nicht; sowohl in Betreff der Wahlen wie der Geschwornengerichte wurden wesentlich eingreifende, die Freiheit immer weiter beengende Gesetze erlassen.

Dem Systeme der Coalition gab die Entwickelung hier unstreitig festen Boden, dem persönlichen Verhältniß aber zwischen den beiden Machthabern wurde sie verderblich. Zum Besitz der vollen Gewalt gelangt, die Italien bieten konnte, fühlte Pompejus den Gedanken an die Nebenbuhlerschaft Cäsars täglich drückender werden, die schon bestehende Entfremdung wuchs an Schärfe und Bitterkeit, bis sie endlich unter dem Eindruck der immer ruhmvollern Erfolge des Rivalen in offene Feindschaft überging.

Cäsar hatte seit dem Tage von Luca ein wechselvolles Geschick gehabt. Nachdem im Jahre 56 durch seinen Unterbefehlshaber Publius Crassus auch die Iberer in Aquitanien von der Loire bis

zu den Pyrenäen bezwungen worden waren und er selbst dann im folgenden Jahre durch einen Zug nach dem bis dahin unbekannten Britannien seinen Namen doppelt gefürchtet gemacht und, um die Deutschen von jedem weitern Einfall in das nun bis zum Rhein als römisches Gebiet betrachtete Gallien abzuschrecken, auch das rechte Ufer des Flusses mit einem Streifcorps heimgesucht hatte, mochte er sich der Hoffnung hingeben, die Unterwerfung des Landes im Wesentlichen erreicht und gesichert zu haben. Allein nur zu trügerisch war diese Aussicht. Nicht lange, so kam eine Zeit, daß es schien, als werde das Werk der Eroberung ganz von Neuem begonnen werden müssen. Ende 54 brach bei den Eburonen (um Tongern — Aduatuca — an der Maas) ein Aufstand aus, bei dem das dort lagernde Corps des Sabinus völlig vernichtet ward, und in ungemeiner Schnelligkeit verbreitete sich die Insurrection nach den Küstengauen bis zur Loire hin. Bis zum Sommer 53 gelang es Cäsar freilich, der Bewegung wieder Herr zu werden, die Eburonen wurden zum abschreckenden Beispiel förmlich vertilgt; allein schon am Ende des Jahres erneuerte sich der Aufstand bei den Carnuten um Orleans (Cenebum) und ergriff von hier aus im Sturme das ganze mittlere und westliche Gallien. Ein Adliger der Arverner (in der Auvergne), Vercingetorix, wurde als König an die Spitze erhoben und dieser wußte in ritterlichem Sinn die ganze Nation für den Kampf zu begeistern. Im Frühling 52 hatte Cäsar freilich den wichtigen Erfolg, Avaricum (Bourges), die Hauptstadt der Biturigen, welche Vercingetorix zum Mittelpunkte seiner Operationen gemacht hatte, zu erobern; aber als dann ein Sturm der Römer auf Gergovia (Clermont) mißlang, schlossen sich selbst die den Römern verbündeten Aeduer und die Belgen dem Aufstande an. Die Lage der Römer wurde in hohem Grade bedenklich. Vercingetorix concentrirte sein Heer jetzt in und um Alesia (Alise Sainte Reine bei Samur im Dep. Côte d'or), und hierhin folgte ihm Cäsar mit seiner ganzen Macht. Mit 80,000 Mann in die feste Stadt sich einschließend, sandte Vercingetorix an die Häupter aller gallischen Gaue um Entsatz. In der That zog ein Heer von 250,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern heran. Gleichzeitig wurden die Römer von diesen Truppen und den Belagerten angegriffen, aber nach blutigem Ringen erhielten die Erstern

den Sieg. Alesia mußte capituliren (52), und da Vercingetorix, statt sich durch die Flucht dem Lande zu erhalten, dem Feinde zum Opfer sich ergab (fünf Jahre später ward er, nachdem ihn Cäsar im Triumphe aufgeführt, am Fuße des Capitols enthauptet), so wurde der Kampf, dessen Seele der Held gewesen war, fortan aussichtslos. Hier und da ward der Widerstand freilich noch fortgesetzt, aber die Aufstände blieben vereinzelt, und da Cäsar nun durch weise Milde die Gährung zu beschwichtigen wußte, ging das Land allmälig so der Beruhigung zu, daß der Sieger schon wenige Jahre darauf nur geringe Truppentheile in demselben zu belassen brauchte, um seinen Besitz ungefährdet zu sehn.

Wenn jetzt die verletzte Eitelkeit und Ehrsucht Pompejus trieb, mit Cäsar zu brechen, nachdem derselbe solche Thaten vollbracht, so hätten alle Erwägungen der Klugheit und des Rechts ihn warnen und ihm sagen müssen, daß er in sein Verderben ging. Der echten Republikaner aller Farben mochte er sich freilich sicher halten, wenn es einen Krieg gegen Cäsar galt, denn dessen Pläne sahen sie längst mit eben so tiefem Unwillen wie mit Furcht entgegen, aber das waren auch die Einzigen, die wirkliches Gewicht in die Wagschale legten. Und diese — mußte er stets bedenken — kämpften nicht für ihn. Ihm persönlich waren höchstens die Halben der aristokratischen Partei zugethan, die, wenn sie überhaupt einmal einem Herrn folgen sollten, bei Pompejus noch der meisten Sympathie begegneten. Allein was konnte er von diesem Beistand hoffen, wenn er die gewaltigen Kräfte überschlug, die Cäsar zu Gebote standen? Zu ihm hielten unter den Männern von Grundsatz alle, die das Bestehende unhaltbar sahn und die noch mögliche Freiheit in eine neue Form zu retten suchten; und zu dieser geistigen Stütze verfügte er über ein mächtiges Heer, in dem jeder Einzelne in langjährigem Kriege sich gewöhnt hatte, vertrauensvoll sein Geschick durch den Geist des Feldherrn bestimmt zu sehn und das keinen andern Willen, als den des letztern kannte. Aber wie laut dies alles sprach, um Pompejus gegen einen Bruch bedenklich zu machen — jeder Zweifel, daß der abschüssige Weg gewählt war, mußte sehr bald schwinden. Hatte Cäsar schon seit Crassus Tode aus mehr als einem Zuge die veränderte Haltung des Machtgenossen gegen ihn erkennen müssen, so sah er

sich das bisherige Verhältniß der gegenseitigen freundschaftlichen Verständigung gradezu und förmlich aufgekündigt, als Pompejus bereits am 1. August 52 die Dictatur niederlegte und das Consulat nun statt mit Cäsar, wie es alle schuldigen Rücksichten erfordert hätten, mit dem eifrigen Aristokraten Quintus Metellus Scipio theilte, mit dessen Tochter er sich im vorigen Jahre vermählt hatte; auch hierin gegen Cäsar, von dem ihm eine neue verwandtschaftliche Verbindung angetragen war, die veränderte Gesinnung bekundend. Und nicht minder vielbedeutend war es, daß Pompejus gleichzeitig sich die Statthalterschaft in Spanien auf weitere fünf Jahre (bis 45) verlängern und zur Bezahlung seiner Truppen eine feste Summe bewilligen ließ, während der Senat in Bezug auf Cäsars Stellung, und nur zu offenkundig unter Pompejus Einwirkung, ganz im Gegentheil lediglich auf beschränkende Bestimmungen aussah.

Angesichts solcher Vorgänge konnte sich Cäsar natürlich von nun ab jeder andern Rücksicht als die sein Vortheil ihm gebot, mit Fug entbunden halten. Ruhig durfte er dabei die Dinge an sich herankommen lassen; nur mußte er vor allem Sorge tragen, daß ihm sein Truppencommando bis zu seiner Bewerbung um das Consulat erhalten blieb. Aber leicht erklärlich erkannten auch die Gegner hier den Punkt, von dem der Gang der Dinge abhing, und um ihn drehte sich deshalb länger als ein Jahr von beiden Seiten eine lange Reihe von Verhandlungen und Intriguen. Endlich stellte im März 50 der Tribun Scribonius Curio, den Cäsar durch die Abnahme einer ungeheuren Schuldenlast zu seinem Anhänger gemacht hatte, den Antrag im Senate, daß die Ausnahmestellungen überhaupt beseitigt werden und Cäsar sowohl wie Pompejus ihr Heer entlassen sollten. Der Senat nahm mit allen gegen 20 Stimmen den Antrag an, und Cäsar erklärte sich sofort mit demselben einverstanden, Pompejus aber verweigerte, gestützt von der Catonischen Minorität, die ein für allemal die Entscheidung der Waffen wollte, offen den Gehorsam und ließ sich dagegen von dem Consul Marcus Claudius Marcellus, sowie den beiden für das folgende Jahr gewählten gleichgesinnten Consuln zur Einberufung der italischen Truppen bevollmächtigen. Angesichts dieser entschlossenen Haltung wurde denn die schwachmüthige Majorität alsbald wieder umgestimmt. Obgleich

Cäsar, der sich in Ravenna aufhielt, nochmals in einem Schreiben an den Senat sich bereit erklärte, der Forderung desselben nachzukommen, wenn auch Pompejus sich dazu verstehe, faßte der Senat einseitig gegen ihn den Beschluß, daß er bis zum 1. März seine Statthalterschaft abzugeben und sein Heer zu entlassen habe, widrigenfalls er werde als Hochverräther betrachtet werden. Die durchaus verfassungsmäßige Intercession der Tribunen Cassius Longinus und Marcus Antonius wurde mit Drohungen zurückgewiesen. Die Führer der Aristokratie ließen in ihrer drängenden Leidenschaft keine Schranke des Rechts mehr gelten, und jener Einspruch hatte nur den weitern Schritt zur Folge, daß der Senat das Vaterland in Gefahr erklärte und die Consuln, sowie alle übrigen Beamten zur äußersten Abwehr aufrief (7. Januar 49). Der Weg der Vermittelung war fortan verschlossen, der Krieg erklärt. Pompejus erhielt den Oberbefehl mit unbeschränkter Macht.

Die revolutionäre Hast, mit der der Senat von unklarem Schwanken zu einem Aeußersten vorgegangen war, das alles Bestehende in Frage stellte, hatte in ganz Italien, wie auch sonst die Stimmung den Machthabern gegenüber sein mochte, nur allgemeine Bestürzung hervorrufen können, umsomehr, als man die nöthigen Maßregeln, um den gefaßten Beschlüssen Nachdruck zu geben, erst in der Vorbereitung begriffen sah. Für seine Rechte durfte das Volk nach keiner Seite hin große Hoffnungen hegen; ein ideelles Interesse, wie es zu rascher Parteinahme in dem bevorstehenden Kampfe bestimmen konnte, war nur noch in kleinen Kreisen vorhanden, und so hing diese bei der Menge wesentlich von den Erfolgen der Streitenden ab. Der klare Einblick in diese Beschaffenheit der Lage war es, was Cäsar zu dem kühnen Wagniß trieb, sogleich auf die erste Kunde von dem Senatsbeschluß, schon am 12. Januar, obgleich er nur 5000 Mann Fußvolk und 300 Reiter in Ravenna zur Verfügung hatte, den Angriff zu beginnen. Und er hatte richtig gerechnet; überall, wohin er kam, fand er die Wege offen, die sich ansammelnden kleinen Truppentheile, auf die er stieß, flohen auseinander. In Rom rief die Nachricht von seinem Herannahn einen solchen Schrecken hervor, daß Pompejus mit ganzen Schaaren seiner Anhänger nach Süden eilte. Noch waren nicht fünf Wochen vergangen,

als Cäsar, dessen Armee mittlerweile durch den Nachzug seiner Legionen und neue Einreihungen auf ungefähr 40,000 Mann gestiegen war, die Truppenzahl der Gegner bereits um mehr als 20,000 Mann geschwächt hatte. Die Führer der aristokratischen Partei beschlossen jetzt die Halbinsel zu räumen und ihr noch 25,000 Mann starkes Heer nach Griechenland hinüberzuführen; im Besitze der Flotte, rechneten sie, würden sie von dort alle Kräfte der Provinzen gegen Italien verfügbar machen können. Natürlich ließ es Cäsar an keiner Anstrengung fehlen, um den Abzug zu verhindern, indessen wurde doch die Einschiffung der Truppen in Brundusium ohne Verlust bewerkstelligt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es im Uebrigen vortheilhafter für Pompejus gewesen, wenn er sich statt nach Griechenland nach Spanien gewandt hätte, wo sieben altgeschulte und ihm ganz ergebene Legionen standen; aber über allem, was er in diesem Kriege ersann und that, schwebte ein Unstern, als wollte das Schicksal ihn strafen für die Vermessenheit, mit der er denselben hervorgerufen hatte.

Cäsar seinerseits glaubte die möglichst rasche Ueberwindung der feindlichen Macht in Spanien zunächst wichtiger für sich halten zu müssen, als die Verfolgung des Gegners nach Griechenland; erst galt es, „das Heer ohne Feldherrn und dann den Feldherrn ohne Heer" zu besiegen. Mit der gewohnten Rührigkeit wurde in Gallien eine Armee von 9 Legionen und 6000 Reitern zusammengezogen, und bereits gegen Ende Juni traf Cäsar über die Pyrenäen in Spanien ein, wo das Pompejanische Hauptheer von gegen 70,000 Mann feste Stellungen bei Jlerda (Lerida), einige Meilen nördlich vom Ebro, bezogen hatte. Ueber einen Monat wurde hier mit Anstrengung gekämpft, allein Cäsar bethätigte sein überlegenes Talent in einer Weise, daß bereits Anfang August die ganze feindliche Armee zur Capitulation gezwungen war. Nach kürzester Zeit war darauf ganz Spanien bis zur Meerenge hin dem Sieger unterworfen.

Schon im Dezember war Cäsar in Rom zurück, um hier zum Zweck der Erlassung einiger wichtiger Verordnungen zunächst die Dictatur und dann das Consulat für das Jahr 48 zu übernehmen. Zwei dieser Verfügungen waren darauf berechnet, die Bessern aller Parteien zu vergewissern, daß der künftige Monarch nur auf Ver=

söhnung und Mäßigung gerichtet sei. Die eine gestattete allen Verbannten, mit Ausnahme Milo's, die Rückkehr; die andere ordnete das Schuldenwesen und bestimmte, den radicalen Forderungen der Demokratie entgegen, daß die verpfändeten Güter nach dem Werthe, den sie vor dem Bürgerkriege gehabt, geschätzt und die gezahlten Zinsen vom Capitale abgezogen werden sollten. Ein weiteres Gesetz brachte einer den Betheiligten längst gewordenen Zusage die Erfüllung: alle Bewohner der Provinz vom Po bis zu den Alpen erhielten das römische Bürgerrecht.

Während der freilich nur wenigen Wochen, die Cäsar mit diesem Walten in Rom verbrachte, hatten natürlich die energischen Rüstungen für den Zug nach Griechenland unausgesetzt ihren Fortgang genommen. Die Zahl der Truppen, die er gegen Pompejus führen wollte, hatte er auf 12 Legionen und 10,000 Reiter bestimmt; eine Armee, mit der er sich dem letztern allerdings, so wie bislang die Sachen lagen, mehr als gewachsen halten konnte. Pompejus durfte das Heer, das er während des Sommers in Makedonien organisirt hatte, nur auf 11 Legionen und 7000 Reiter anschlagen, und von diesen waren einige Legionen erst im Anzuge von Asien her, während er seine Hauptmacht bei dem starkbefestigten Dyrrachion an der epirotischen Küste concentrirt hatte. Einen großen Vortheil aber besaß er vor Cäsar in der 500 Schiffe starken Flotte, die ihm nicht allein die Verpflegung und alle Operationen seiner Truppen außerordentlich erleichterte, sondern ihn auch in überlegenster Weise in Stand setzte, Verstärkungen an sich zu ziehn. Die Erwägungen dessen mochten es sein, was Cäsar jetzt zu einer großen Uebereilung trieb. Als er nämlich in den ersten Tagen des Januar in Brundusium eintraf, um mit seiner Armee sich einzuschiffen, fand er nur die zum Transport von etwa 5 Legionen genügende Anzahl von Schiffen vor; unstreitig wäre es unter den vorhandenen Verhältnissen gerathen für ihn gewesen, zu warten; allein das Vertrauen auf seinen Stern bestimmte ihn zu kühnem Wagen. Er ging mit einigen 20,000 Mann unter Segel und hatte in der That das Glück, unbehelligt von der pompejanischen Flotte südlich von der Mündung des Aoos landen zu können. Der feindliche Admiral Bibulus hatte eben die rasche Ueberfahrt nicht er=

wartet. Allein diesem verheißenden Beginn der Expedition sollte die weitere Entwickelung nicht entsprechen. Cäsar fand Pompejus Armee um Dyrrachion der seinigen um das Doppelte überlegen, so daß er einen sofortigen entscheidenden Schlag nicht wagen konnte, sondern auf die Erwartung der Verstärkungen angewiesen war. Allein gegen den Zuzug der letztern lag jetzt Bibulus mit 120 Schiffen auf sorgsamer Wacht. Wochen und Monate harrte Cäsar vergeblich in einer Lage, von deren Bedrängniß es einen Begriff geben kann, daß er zuletzt sogar den Versuch wagen wollte, Nachts in einer Fischerbarke selbst nach Brundusium hinüber zu fahren. Da endlich gelang es dem Volkstribun Marcus Antonius unter dem Zusammentreffen seltener Glücksfälle, weitere 4 Legionen nebst 800 Reitern, freilich nicht unmittelbar an Cäsar's Lager, sondern mehre Tagemärsche nördlich, oberhalb Dyrrachion, zu landen, und auch die Vereinigung beider Armeen wurde ohne schwere Verluste bewerkstelligt. Nun richtete sich Cäsar mit ganzer Energie auf den Plan, Pompejus entweder von Dyrrachion abzudrängen oder ihn zur Einschiffung zu zwingen; von allen Seiten wurde das Heer desselben mit Verschanzungen eingeschlossen; allein Pompejus begegnete diesen Operationen mit solchem Geschicke, daß seine Truppen nicht blos in mehren der einander folgenden kleinen Gefechte die Oberhand behielten, sondern schließlich Cäsar eine Niederlage beibrachten, die diesem jede Aussicht nahm, mit der See in Verbindung zu kommen und ihn, wenn er sich nicht in den völlig verarmten Landschaften dem bedrohlichsten Mangel ausgesetzt sehn wollte, zur gänzlichen Aufgabe seiner Stellungen zwang. Cäsar besann sich denn auch nicht; in angestrengten, mühevollen Märschen sich der Verfolgung entziehend, wandte er sich nach Thessalien. Ohne Zweifel wäre jetzt sein Geschick von einer verhängnißvollen Wendung bedroht gewesen, wenn Pompejus dem naheliegenden Gedanken gefolgt wäre, die Vortheile, die ihm die Flotte bot, zu benutzen und nach Italien zu gehn. Die Stimmung dort war ihm in jeder Weise günstig. Aber der Sonnenblick des Glücks hatte die leidenschaftlichen Parteimänner, die ihn umgaben, verblendet; von Schwanken und Verzagtheit zum Uebermuth gewandt, beredeten sie sich, daß es nur noch eines letzten raschen Schlages bedürfe, um sich und den Staat von

dem verhaßten Gegner zu befreien; und nur zu willig hörte der eitle Pompejus auf das, was ihm schmeichelte. Er nahm den übeln Rath an und folgte Cäsar. Bei der Stadt Pharsalos stießen die beiden Gegner aufeinander (9. Aug. 48); das Heer des Pompejus, das über 47,000 Mann und namentlich eine zahlreiche Reiterei zählte, war doppelt so stark als Cäsars Armee; nichtsdestoweniger erfocht der letztere einen Sieg, der unter den vorhandenen Umständen als für immer entscheidend gelten konnte. 15,000 Pompejaner lagen todt oder verwundet, die übrigen wurden zersprengt oder gefangen genommen. Pompejus selbst war vom Schlachtfeld entflohen, verwirrten und verzweiflungsvollen Sinnes, so alle Lorbeern eines reichen Lebens schmählich fahren lassend; dennoch aber konnte er es nicht über sich gewinnen, dem Spruch des Schicksals sich zu fügen; auch jetzt noch sann er auf Fortsetzung des Kampfes, allein auch jetzt wieder wählte er von allen noch möglichen Wegen den aussichtslosesten. Ohne Zweifel war von allen seinen Bundesgenossen der König Juba von Numidien der verlässigste. Das Verhalten desselben vom Beginn des Krieges an — eine von Cäsar im Sommer 49 unter dem tapferen Cajus Curio nach Afrika gerichtete Expedition war durch ihn gescheitert, Curio war in der Schlacht gefallen — hatte sein Loos mit dem von Pompejus untrennbar verbunden. In Afrika hätte sich diesem unter solchen Verhältnissen der sicherste Haltpunkt geboten, seine Anhänger wieder zu sammeln; dabei war in dem nahen Spanien für ihn überall die größte Sympathie lebendig geblieben und noch stand eine mächtige Flotte unter Cato in Korkyra (Korfu) zu seiner Verfügung. Aber in der blendenden Erinnerung an frühere Zeiten glaubte er gewichtigere Hülfe in Asien finden zu können, wo allerdings bislang alle Clientelstaaten sich ihm als dem eigentlichen Herrn des Reichs in Dienst gegeben hatten und auch die Parther ihn als solchen betrachteten. Dorthin deshalb, zunächst nach Lesbos, dann nach Cypern richtete Pompejus seine Flucht; allein schon hier sollte er seine Hoffnungen bitter enttäuscht sehn. Cäsar, der klaren Blickes die Bedeutung des Eindrucks ermaß, welchen die rasche Erscheinung des Siegers auf die noch etwa Schwankenden machen mußte, war sogleich dem Flüchtigen über den Hellespont nachgeeilt, und sein Zug hatte die gewünschte Wirkung.

Bereits in Cypern erhielt Pompejus von allen Seiten die Kunde, daß seine Verbündeten ihre Truppen und Schiffe zurückriefen und dem aufgegangenen Gestirne Cäsars huldigten; auch Syrien fand er sich geschlossen. So mußte er denn seinen Plan ändern. Noch stand ihm der Weg offen zu seinen Anhängern im Westen; allein er wählte einen andern, der ihn einem traurigen Ende entgegenführen sollte; er wandte sich nach Egypten.

Hier hatte den Thron der zehnjährige Ptolemäos XI. inne, der denselben bei dem um 51 erfolgten Tode seines Vaters gemeinschaftlich mit seiner sechszehn Jahre zählenden Schwester Cleopatra geerbt, die letztere aber auf das Betreiben seines Vormundes Potheinos nach Syrien vertrieben hatte. Eben jetzt lag der junge König mit seiner ganzen, meist aus den römischen Occupationstruppen bestehenden Armee bei Pelusion gegen sie zu Felde, als Pompejus ihn um Gestattung der Landung bitten ließ. Ptolemäos wollte den Flüchtigen einfach abweisen, Potheinos jedoch wußte ihn zu bereden, daß er Cäsars volle Gunst erwerben werde, wenn er den Nebenbuhler aus der Welt schaffe. Und so wurde die Greuelthat beschlossen. Der Befehlshaber der Truppen, Achillas, begab sich mit einigen Begleitern zu Pompejus Schiff und lud ihn unter dem Vorwande, daß das Wasser für das große Fahrzeug zu seicht sei, ein, sein Boot zu besteigen. Pompejus folgte, allein kaum, daß das Boot gelandet war, so wurde er überfallen und niedergestoßen. Wenige Tage darauf traf Cäsar auf seinem Verfolgungszuge in Alexandrien ein und sah sich das abgeschnittene Haupt des Ermordeten entgegengebracht; aber die Verbrecher fanden bei dem großen Manne keinen Dank. Sofort als Schiedsrichter in dem Thronstreit auftretend, legte er dem Ptolemäos die Theilung der Regierung mit der Cleopatra auf, womit dann der Natur der Sache nach der letztern, da sie bereits selbständig und dabei von großer Schönheit war, der Hauptheil der Macht zufiel. Die Entscheidung des neuen Gebieters rief denn auch eine keineswegs geringe Gefahr gegen denselben auf. Da Cäsar nur wenige Truppen mit sich gebracht hatte, so glaubten die enttäuschten Rathgeber des Königs durch einen ähnlichen Frevel, wie den gegen Pompejus geübten, auch seiner sich entledigen zu können. Bei einem in Alexandrien erregten Aufstande sollte ihn

das Verderben treffen. Allein die Vorsicht und kühne Entschlossenheit, mit der Cäsar dem Plan begegnete, hatte die Folge, daß sich aus der Verschwörung und den abenteuerlichen Wirren, welche sie begleiteten, ein förmlicher Krieg entwickelte, der erst nach neun Monaten und nach Herbeirufung bedeutender Streitkräfte, namentlich aus Syrien, (Anfang Sommer 47) beendet werden konnte. Die ihn verschuldet hatten, fanden jedoch ihre verdiente Strafe; der junge König, der nach verlorener Schlacht im Nil ertrank, sowie Potheinos und Achillas büßten mit dem Leben. Cleopatra erhielt nun unter römischer Oberhoheit die Regierung.

Nach der Ordnung der egyptischen Angelegenheiten eilte Cäsar noch einmal nach Asien, um den König des bosporanischen Reichs, Pharnakes, der, nach Pompejus Niederlage den von diesem in Kleinasien begründeten Besitzstand nicht mehr achtend, die ihm benachbarten Verbündeten desselben ihres Gebiets beraubt hatte, wieder in seine Grenzen zurückzuzwingen. In wenigen Tagen war jedoch das Unternehmen zu Ende geführt, so daß Cäsar seine Thaten in diesem Kriege dahin zeichnen konnte: ich kam, sah und siegte. Nachdem er so die alte Botmäßigkeit im Orient wiederhergestellt hatte, begab er sich nach Rom zurück.

Anderthalb Jahrzehnte waren es, seit er mit Pompejus, als derselbe mit ähnlichen Verdiensten gekrönt aus dem Orient heimkehrte, den Wettstreit um den Besitz der Macht begonnen hatte; jetzt kam er, des Mitbewerbers entledigt, mit der Aussicht, nur noch weniger Schritte zu bedürfen, um sein Werk vollendet nennen zu können. Nach jedem Siege über seinen Gegner von der feilen öffentlichen Meinung höher getragen, war er seit der Schlacht bei Pharsalos vom Volke auf mehre Jahre mit den höchsten Aemtern bekleidet worden; Segen aber hatte man in Rom von dieser dienstwilligen Fügsamkeit bislang nicht empfinden können; im Gegentheil schien das Treiben der Männer, die Cäsar mit seiner Vertretung betraut hatte, nur darauf berechnet, einstweilen die Parteibestrebungen grade der Gemäßigten hinter das alles beherrschende Bedürfniß zurückzudrängen, durch die mächtige Hand des Gebieters das Chaos abgewandt zu sehn. Die radicale Demokratie hatte sich geberdet, als sollte ihr fortan schrankenlos das Feld geöffnet sein. So waren

u. a. von dem Prätor Cälius Rufus, der bisher überall als begeisterter Parteigänger Cäsars aufgetreten war, und nach ihm von dem Volkstribun Publius Dolabella, der auch später stets mit Cäsar auf dem besten Fuße blieb, die Catilinarischen Schuldentilgungsprojecte wieder aufgenommen worden; wilde Kämpfe hatten die Straßen der Stadt gefüllt, so daß schließlich der militärische Statthalter Marcus Antonius mit den Truppen hatte einschreiten müssen. Natürlich wurde Cäsar unter solchen Verhältnissen bei seiner Rückkehr als der ersehnte Retter begrüßt und mit der Ertheilung zahlloser Ehren und weiterer Rechte gefeiert; aber noch waren doch die Dinge nicht soweit gediehen, daß er unumstritten sich ganz der Ordnung der innern Angelegenheiten hätte widmen können.

Während seines siebenmonatlichen Aufenthalts in Alexandria hatten sich die versprengten Republikaner und Pompejaner in Afrika wieder gesammelt und unter dem Oberbefehl von Metellus Scipio ein neues Heer von nicht weniger als 14 Legionen aufgestellt. Die Hoffnungen, welche sie auf diese Macht setzten, mochten sich um so mehr beleben, als mittlerweile auch in Spanien die Sache Cäsars, Dank dem abstoßenden Auftreten der Offiziere desselben, mit jedem Tage ungünstiger sich gestellt und nicht allein im Volke, sondern selbst im Heere der Abfall in bedenklichster Weise um sich gegriffen hatte. Alle Ursache war deshalb für Cäsar vorhanden, mit dem weitern Vorgehn gegen die Gegner nicht zu säumen. Im Uebrigen verließ ihn die vollste Siegeszuversicht keinen Augenblick, so wenig, daß er auch diesmal, wie bei seinem Zuge nach Griechenland, mit einem an Zahl ganz ohne Verhältniß unterlegenen Heere den Kampf begann; im October (47) ging er mit nur sechs Legionen von Sizilien nach der afrikanischen Küste hinüber; aber sehr bald zeigte sich, daß er die Bedeutung der feindlichen Führer, sowie die Beschaffenheit ihrer gemischten Truppenmassen gegenüber seinem Feldherrntalent und seiner einheitlich organisirten Armee richtig geschätzt hatte. Hätte Scipio die Bedingungen und die Vortheile seiner Lage mit kundigem Blicke beurtheilt, so würde er durch die Verlegung des Krieges in das Innere des Landes Cäsar die gefährlichsten Schwierigkeiten haben bereiten können, wie denn dieser schon an der Küste vier Monate hindurch mit Mühen und Hemmnissen jeder Art

zu kämpfen hatte; auch wurde dieser Plan von Cato angerathen und die günstigen Aussichten, die sich in Spanien boten, hätten denselben doppelt gewichtig unterstützen müssen. Allein Scipio war nicht zu bereden und ließ sich dagegen zu seinem Verderben von Cäsar grade in dem Augenblicke, wo dieser alle erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatte, zur Annahme einer Feldschlacht bewegen. Dieselbe wurde am 6. April 46 bei Thapsus geliefert und endigte mit einer furchtbaren Niederlage des pompejanischen Heeres. Nur ein kleiner Theil desselben konnte dem Schwerte des Siegers entrinnen, die — wie die Berichte, nach welchen die Cäsarianer mit einem Verlust von nur 50 Mann 50,000 Feinde getödtet haben sollen, deutlich genug machen — die Schlacht zum bloßen Schlachten werden ließen. Die Entflohenen wandten sich dann nach Spanien, wo sie einen letzten Verzweiflungskampf fochten. Cäsar aber sah sich durch den Ausgang der Schlacht völlig an sein höchstes Ziel geführt. Die Republik war fortan beseitigt und endgültig seine Alleinherrschaft aufgerichtet. Das gewichtigste Zeugniß für diese Bedeutung des Sieges legte Cato ab, indem er sich selbst den Tod gab. Der Römersinn, der ihn beseelte, ließ allerdings nicht zu, daß er seinen Freunden und Parteigenossen, sowie den übrigen Feinden Cäsars den fortan nutzlosen Kampf widerrieth; er selbst aber sah die Sache der Republik als verloren an und kannte deshalb für sich kein höheres Gebot, als frei und würdig zu sterben, wie er gelebt. Er hat damit nicht nur die letzten Streiter für ein theures, altehrwürdiges Recht in seiner entarteten Zeit zum Heldentod begeistert, sondern er ist auch für alle kommenden Geschlechter ein Vorbild erhabenen Mannessinns geworden, in dem der Geist des Alterthums fortwirkend seine Kraft bewährt.

Daß die Stellung, in welche Senat und Volk durch den Gang der Ereignisse gebracht waren, dem Sieger gegenüber kein zurückhaltendes Markten zuließ, lag auf der Hand; aber die Haltung, der er bei dem einen wie dem andern begegnete, mußte ihm zeigen, daß er überhaupt kein Gefühl der Würde mehr zu bestreiten hatte. Mit dem Titel Imperator, der ihm um 46 auf Lebenszeit und vererblich verliehen ward, erhielt Cäsar Stück um Stück die gesammte Staatsgewalt, deren Entwickelung und Ausgestaltung ein halbes

Jahrtausend hindurch den Inhalt eines reichen Volkslebens gebildet hatte, gesetzlich auf seine Person übertragen. Und dieser unumschränkten Macht gesellten sich bis dahin unerhörte Ehren. Nicht nur, daß dem Alleingebieter das Recht ertheilt ward, den Schmuck der Triumphatoren, den Purpurmantel und den Lorbeerkranz, immer zu tragen und, was nie vordem einem Römer gestattet worden war, sein Bild auf die Münzen zu prägen; er wurde auch zum Gott erklärt und ihm die gleiche Verehrung wie den übrigen Göttern zuerkannt. Cäsar hatte den Besitz der Gewalt, wie er ihn nun erreicht, mit glühendem Ehrgeiz erstrebt; aber dieser war zugleich die Stimme des innern Berufs, und mit der ganzen Energie und dem Pflichtgefühl des wahrhaft großen Mannes gab er sich jetzt daran, alle Formen des Staats mit seinem Geiste zu durchströmen. Den Mangel der Selbstthätigkeit des Volks, die allein gesundes Leben schafft, konnte freilich ein Einzelner, und war er der Größte, nicht ersetzen; aber den reichen Segen vermochte er doch zu bringen, daß er an der Stelle des Interesses unzähliger, im Wettstreit eines schrankenlosen Egoismus zur Macht gelangter und sich gegenseitig stützender Bedrücker des Volks das Interesse Eines Herrn zur Geltung brachte, der schon um der dauernden Festigung seiner Macht willen auf Mäßigung und Pflege idealer Bande angewiesen war. Und dieses Ziel verfolgte er jetzt mit einer Weite des Blickes und einer durchgreifenden Kraft, daß binnen Kurzem ein ganz neuer Organismus des Staats begründet stand. Das gesammte Regierungssystem wurde in der Weise geändert, daß der Wille des Imperators in den äußern, wie den innern Dingen entscheidend ward. Die Macht, die bisher die Stadt Rom in ihrem Senat und ihren Beamten geübt hatte, indem die Stadtämter Reichsämter geworden waren, ging auf Cäsar, als das Haupt des einigen Reiches, über; Rom blieb nichts als das erste der Munizipien, die Stadtämter wurden nur Gemeindeämter. Aus diesem Gesichtspunkte erhielt zunächst der Senat eine völlig veränderte Stellung zugewiesen. Aus der eigentlich regierenden Behörde wurde er eine ausschließlich berathende, die Zahl der Mitglieder wurde von 600 auf 900 erhöht und der Eintritt, welcher nun auch Provinzialen gestattet ward, theils unmittelbar, theils mittelbar durch die Gutheißung Cäsars be-

dingt. Das Wahlrecht zu den Aemtern wurde allerdings dem Volke belassen, so daß sein politisches Interesse auch ferner lebendiger bleiben konnte; aber theils ward dem Imperator für eine bestimmte Zahl derselben ein gesetzlich bindendes Vorschlagsrecht, theils das Recht der Titelverleihung zugesprochen. Die Reichsämter blieben freilich auch jetzt dem Namen nach mit den Stadtämtern verbunden, die Ernennung zu jenen lag jedoch ausschließlich bei dem Imperator. Am eingreifendsten und am ersprießlichsten für das Volk machte sich das persönliche Regiment Cäsars in der Verwaltung des Finanzwesens fühlbar, die er wie die der Provinzialgefälle, um eine schnelle und verlässige Controle üben zu können, gleichsam in die eigene Hand nahm, indem er sie der Führung seiner Sclaven und Freigelassenen überwies. Die Mittelsmänner wurden bei der Erhebung der Abgaben gänzlich beseitigt, die directen Abgaben durchgehends herabgesetzt. In ähnlicher Weise stellte die einheitliche Oberleitung des Herrschers im Militärwesen möglichste Abhülfe der namentlich auf die Provinzen drückenden furchtbaren Uebelstände uncontrollirter Willkühr in Aussicht; ja selbst in der Rechtspflege durfte das Volk eine Erleichterung der herrschenden Gebrechen darin erkennen, daß Cäsar auch hier, während im Ganzen die bisherige Gerichtsverfassung erhalten blieb, durch die Einführung der allerdings später höchst verderblich gewordenen Appellation die Entscheidung an sich nahm. — Man sieht, es wirkte in dem Schaffen dieses Mannes ein mächtiger Geist und nach allen Richtungen so geartet, wie die Zeit ihn erforderte. Wohl durfte das Volk den Trieb fühlen, sich ganz an seine Herrschaft hinzugeben, und wenn es ihn zum Gott erklärte, so war das im Grunde nur die letzte Consequenz der antiken Anschauungsweise, in der sich Staat und Religion auf das Innigste verschmolz: Cäsar stellte eben im Alleinbesitze der Gewalt den Staat gleichsam verkörpert dar. Zugleich aber zeigte auch jener Act in furchtbarer Klarheit, wie völlig mit dem Verluste der Freiheit und der Sitte im Volke die antike Religion überhaupt ihre befruchtende Kraft verloren hatte. Während sie ursprünglich den Staat als die die edelsten Triebe entwickelnde und den Menschen zu seinen höchsten Zielen erziehende Macht verklärte, vergötterte sie jetzt in dem Imperator das Prinzip der bloßen Gewalt, die unabwendlich zur Knecht-

schaft führen mußte. Natürlich konnte die Seele in solchem Dienste Erhebung nicht finden, sondern sah sich nur tiefer in die Bande der Selbstsucht verstrickt.

Bei den Griechen, welche die religiöse Ideenwelt eigentlich ausgestaltet hatten, war, was jetzt hier bei dem römischen Volke eintrat, bereits, wie wir früher gesehen haben, seit Jahrhunderten erfolgt, ebenfalls im gleichen Verhältniß mit dem Sinken der staatlichen und sittlichen Würde; eine Phase der Entwickelung, mit der dann allmälig die Betrachtung der menschlichen Dinge in eine ganz neue Richtung getrieben worden war. An der Stelle des bisherigen naiven Einklangs in der Anschauung der Weltordnung und des Wesens des Menschen hatte die Gemüther das quälende Gefühl eines feindlichen Gegensatzes zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, dem Geistigen und der Materie ergriffen; zwischen dem Ideale und dem Sinnenleben sah die Seele eine Kluft sich öffnen, vor der das Selbstvertrauen und die Kraft beirrt, das Streben erschüttert ward. Aber wir haben auf der andern Seite auch verfolgt, wie der Volksgeist aus seiner schöpferischen Natur nach einer Versöhnung des Gegensatzes gerungen, und wie vor allen der große Platon zu diesem Ziele hin einen erhabenen Gedankenbau aufgeführt hatte, der dem Denken und Empfinden der kommenden Geschlechter bahnweisend werden sollte. Platon's System war in der innersten Tiefe des die Zeit beherrschenden Zwiespalts gewurzelt; aus ihrer irdischen Stätte hatte er die Seele auf das Reich des Geistes als ihre eigentliche Heimath und ihre Bestimmung hingewiesen. Seiner Lehre zufolge war in der vorhandenen Welt die wandelbare Materie nichts Wesenhaftes und hatte keinen Theil am Göttlichen; wahres Sein an den Dingen wohnte ihm nur den Allgemeinbegriffen derselben als den I d e e n der ruhenden ewigen Urkraft bei, in denen das Wesen der letztern, des Guten an sich, als die waltende Vernunft, der λόγος, in die Erscheinung tritt. Das Reich dieser göttlichen Ideen ist es, dem die Seele angehört, und wie sie diesem entstammt, so gelangt sie zu ihrem eigentlichen Ziele erst, wenn sie, dem Kerker des Körpers sich entringend, zur Unsterblichkeit in das

Jenseits eingeht. War in der Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt in dieser platonischen Lehre auf der einen Seite mit dem griechischen Volksglauben, sofern die Götter als Ideen des Urgeistes erschienen, eine Vermittlung gelassen, so trug dieselbe auf der andern in der Erfassung der einigen Gottheit als des Guten gegenüber der das Böse in sich bergenden Materie und in der Beziehung des Seelenlebens zu dem Gotteswesen, wie sie phantasievoll mystisch in den Dialogen des Meisters entwickelt war, zugleich eine innige Berührung mit der Anschauungsweise des Orients, namentlich der persischen und der jüdischen Religion in sich; auf diese Weise alle bedingenden Eigenschaften vereinigend, um einer fruchtbaren Durchdringung der Ideenwelten des Ostens und des Westens zur Grundlage zu dienen. Und in der That erhielt sie diese Bedeutung im umfassendsten Maße, nachdem auf den Wegen, welche Alexander der Große eröffnet hatte, die verschiedenen Völker wie in der Sprache, so in der Kenntniß ihrer innern Lebenstendenzen einander nahe getreten waren.

Von besonders bedeutsamem Erfolge sollte diese Annäherung zwischen Griechenthum und Judenthum werden, eben den beiden Nationalitäten, in denen sich der Gegensatz des Orients und des Occidents am entschiedensten verkörperte. Sah sich der Jude durch seine Lehre des Gehorsams gegen den allleitenden Jehovah ganz auf das Ideal eines Wandels in abgezogener Geistigkeit gewiesen, so hielt den Griechen das Wesen seiner Weltanschauung selbst in dem höchsten Ideenzuge an die sinnliche Natur gefesselt. Wohnte dem Glauben des Erstern die Gefahr inne, zum äußern Formendienst, zur Werkheiligkeit zu erstarren, so dem des Letztern die andre, daß der Geist durch die Sinnenwelt geknechtet ward. Aber grade die Stärke dieses Gegensatzes der Richtungen mußte in dem leidenden Zustande, den sie zur Folge gehabt, die gegenseitige Anziehungskraft erhöhn. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir denn auch die tiefen Einwirkungen zu erklären, welche jetzt nach der Gründung der orientalisch-griechischen Reiche die beiden Nationen, zunächst durch den ausgedehnten persönlichen Verkehr, dann aber besonders in Folge des nachhaltigen Zusammenwirkens ihrer Gelehrten in Alexandria auf einander erfuhren. Die Literatur, der ganze Ideenkreis der Juden

versetzt sich seit dieser Zeit mit Elementen griechischen Wesens, es dringt ein wissenschaftliches Interesse an der Natur, ein lebendigerer Formensinn, eine freiere Betrachtung der Weltordnung in denselben ein. Die rege Empfänglichkeit der Griechen dagegen für den Gehalt des Judenthums giebt sich ihrerseits schon hinreichend in der achtungsvollen, sympathischen Behandlung kund, die sowohl von Alexander dem Großen, wie allen griechischen Ptolemäern bis auf Cäsar und ebenso von diesem selbst den Juden und ihrem Kultus zu Theil ward. Naturnothwendig mußte jeder geistige Gewinn, den die eine Nation von der andern zog, unmittelbar unter dem tiefen Drange der Zeit sich verwerthen, der die Völker aus den Qualen innerer Zerfahrenheit, aus der Nacht einer erschütterten Glaubenswelt nach einem neuen führenden Lichte suchen ließ. Das Streben nach einem geläuterten versöhnenden Gottesbegriffe, in welchem die Seele Befreiung fände von dem lastenden Drucke der Welt, beherrschte gleichmäßig Juden und Griechen. Und so sehen wir denn auch die verschiedenen tiefgeistigen Lehren und Auffassungen, welche die Richtung der Gemüther bei den Griechen hervorrief, auch bei den Juden in der Wissenschaft und im Leben in verwandtester Gestalt weiten Boden gewinnen. Die Behauptung spezifisch orientalischen Karakters dabei läßt nur um so deutlicher die Innigkeit und Tiefe in der Aufnahme des Fremden erkennen.

Der höchst wichtige Bezeuger und Träger zugleich dieser Einflüsse ist der kurz vor Christo in Alexandria geborne Jude Philo. In seinen Schriften steht die Lehre des alten Testaments ganz mit dem Systeme Platons und den Anschauungen der andern großen Philosophen der Griechen verschmolzen, allerdings unter der Fiction, daß die Weisheit der Letztern ihre Quelle in den jüdischen Büchern besitze, daß die griechischen Denker die Schüler Mosis und der Propheten gewesen seien.*) Bereits während des 2. Jahrhunderts v. Chr.

*) Die Leser, welche die Tendenz und den Zusammenhang dieser Auffassung mit den messianischen Hoffnungen der Juden verfolgen wollen: Wie es der neuen Prophetie die Pflege der Zuversicht im jüdischen Volke galt, daß die heidnische Welt, zunächst in der griechischen Bildung verkörpert, dem Untergang entgegengehe und die jüdische Lehre vom einigen

war diese Auffassung von den jüdischen Gelehrten in Alexandria durch allegorische Auslegung der Schrift, unter unmittelbarster Einwirkung der Behandlung der griechischen Mythen bei Platon und den Stoikern, die in den Göttern und den Erzählungen ihrer Thaten naturphilosophische und moralische Ideen verbildlicht sahen, in umfassendster Weise begründet worden. Bei Philo selbst ruht in dieser allegorischen Auslegung der Gesetzesbücher der Kern seiner Philosophie. Wie schon Platon nur unter dem Triebe des Volksgemüths nach Reinigung der Gottesidee gedacht hatte, indem er den schaffenden Urgeist jenseits aller Dinge sah, so schaut nun auch Philo den jüdischen Jehovah in einer heiligen Scheu, der schon die bloße Bezeichnung seines Wesens in menschenartigen Eigenschaften wie der Rache, des Zorns, entwürdigend erscheint. Die Welt ist ihm wie Platon die Darstellung der göttlichen Ideen; aber in der Art, wie er den Werdeprozeß derselben auffaßt, tritt er uns bedeutungsvoll als der Dolmetscher eines mit neuer Kraft die Menschheit ergreifenden Bedürfnisses entgegen. In der Erfassung des Gotteswesens durch Platon erschien allerdings die Idee desselben in ihrer höchsten Reinheit, aber auf der andern Seite konnte sich auch mit dieser Auffassung die frühere Unmittelbarkeit des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch nicht ersetzen, nur auf untergeordnete göttliche Wesen gewiesen, mußte die sehnende Seele den Urquell des Guten unnahbar sehn. Aus dieser äußersten Ferne strebte nun das Gemüth, die Gottheit sich wieder näher zu bringen, es suchte wieder nach einer lebendigeren Vermittlung zwischen Geist und Materie, als erhöhter Gewähr gleichsam, daß die Seele von der letztern sich befreien und zur Gottheit zurückgelangen könne. Dieser Drang nun erhält bei Philo darin Ausdruck, daß der Logos Platons als der Inbegriff aller göttlichen Ideen zu einem persönlichen Mittelwesen gemacht erscheint, welches der Materie die von Gott verhängte Ordnung zuträgt. Das Verhältniß desselben zu Gott wird als eine Ausstrahlung des letztern erfaßt und die so gewordene Welt, wie auch

---

Gott bestimmt sei, die Weltherrschaft zu erhalten — verweisen wir auf das lichtvolle Werk von Hilgenfeld: Die jüdische Apokalyptik in ihrer geschichtlichen Entwickelung.

schon von Platon geschehen war, der eingeborne Sohn Gottes (υἱὸς μονογένης) genannt. Im Zusammenhange mit dieser Auffassung kann dann Philo die Welt als das Eingangsthor in den Himmel bezeichnen. Im Uebrigen läßt er in der Ordnung derselben unter dem Logos, der bald die Weisheit (σοφία), bald das Wort (ῥῆμα) heißt, zahlreiche weitere Mittelglieder, Engel, gute und böse Geister walten. Während dies System Philo's in seinen Grundzügen ganz auf dem platonischen ruht, so begegnen wir dagegen in seiner Sittenlehre bereits mehr stoischen Tendenzen. Da die Lust an der Materie die eigentliche Fessel der Seele ist, so stellt sich, um die letztere frei zu machen, die höchste Aufgabe dahin, diese Lust zu ertödten. Die Askese ist deshalb der Kern von Philo's Ethik, und hier erscheint es in hohem Grade bedeutsam, daß wir ihn in seiner Lehre im innigsten Zusammenhange mit einer innerhalb seines Volkes unmittelbar im Leben selbst bereits völlig ausgeprägten Richtung finden. Diese stellt sich in der Sekte der Essener dar, welche sich seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. neben denen der Pharisäer und Sadducäer gebildet hatte und im Gegensatze zu diesen die Tiefststrebenden derjenigen in sich vereinigte, die, abgestoßen von den öffentlichen Dingen und unbefriedigt von den überkommenen religiösen Satzungen und dem Tempeldienste, einzig auf dem Wege der sittlichen Läuterung im betrachtenden Leben Frieden und eine bessere Zukunft erreichbar sahen. Völlig abgewandt von dem Treiben der Welt schlossen sich die Mitglieder der Sekte in strenger Ordensverbindung zusammen, um unter Gütergemeinschaft und in Arbeitsamkeit den Geboten strenger Enthaltsamkeit und selbstsuchtloser Tugendübung zu leben. Zu der Anschauung sich bekennend, daß alle Menschen gleich seien, machten sie sich Freundlichkeit und Wohlthätigkeit gegen Alle zur Pflicht. Die blutigen Opfer verwarfen sie, nur zur Heiligung der Gesinnung mahnend, in der sie sich durch gemeinsame Erbauung, durch Fasten und religiöse Waschungen zu kräftigen suchten. In allen diesen Zügen giebt sich die Sekte im Innersten von dem mystischen Geiste erfaßt, in welchem die jüdische Prophetie seit der Makkabäerzeit das Volk für die angekündigte große Wandlung seines und des Weltgeschickes vorzubereiten suchte. Wie tief aber die hier hervortretende Sinnes- und Lebensrichtung unter den Juden wurzelte, zeigt die weitere Er-

scheinung, daß ebenfalls in Egypten, namentlich in der Umgegend von Alexandria eine den Essenern innerlichst verwandte Sekte griechischer Juden unter dem Namen der Therapeuten (Diener Gottes) verbreitet war. — So sehen wir hier im Osten auf engem Raume das die ganze Zeit bewegende Ringen nach einer den innern Zwiespalt versöhnenden Gottesanschauung in der Wechselwirkung der verschiedensten Sphären, hoher geistiger Bildung und einfachen Volksgemüths, zu lebendigster Anschauung sich spiegeln.

Der angedeuteten Entwickelung war Rom in keiner ihrer Phasen fremd geblieben: mit jeder Erweiterung seiner Grenzen hatte es ja auch erweiterte Einwirkungen der fremden Religionen und Bildung erfahren, und unaufhaltsam hatten auch die krankhaften und zersetzenden Elemente in diesen Einflüssen sich geltend gemacht; immer aber waren in dem römischen Leben, so lange noch die Freiheit, wenn auch verfolgt und unter blutigen Kämpfen, eine Stätte behauptete, zugleich schöpferische Kräfte lebendig geblieben, die in unerschüttertem Ringen dem einbrechenden Verfalle sich entgegenstemmten. Wie wild und zerstörend die nackte Selbstsucht in den schrecklichen Parteikriegen gewüthet hatte: die Fahne des Ideals war nicht versunken, immer neue Kämpferschaaren waren ihr zugeströmt, seit mit der Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien das stolze Bewußtsein des Besitzes der Weltherrschaft in den weitesten Kreisen die Geister gehoben und in dem freien Aufschwung des Munizipienwesens das erhöhte Interesse an den öffentlichen Dingen Spielraum zur Bethätigung gefunden hatte. Welchen Antrieben der Einzelne folgte im Kampfe — die Größe des Vaterlandes blieb auf allen Seiten das Losungswort; gleichsam um die Wette mit den wachsenden Gefahren wuchs die imponirende Kraft der Führer und, hohen Sinn und Begeisterung erweckend, der Glanz ihrer Thaten. So kam es, daß während die unterworfene Welt ermüdet und in Verödung der Gemüther nur nach Ruhe suchte, in Italien noch einmal das Geistesleben rege emporblühn und reiche, dauerbare Frucht bringen konnte. Aber freilich, wahrhaft Neues zu schaffen, Urbilder menschlichen Strebens aufzustellen, in denen die Zeit aus sich selber den

kommenden Jahrhunderten mit Sicherheit und maßgebend Richtung und Ziel gewiesen hätte, konnte dies Geschlecht nicht berufen sein. Ueber die Umbildung der geistigen Errungenschaften der Vergangenheit in neue Form zu anregender geklärter Anschauung für die Gesammtheit trug der Schaffenstrieb nicht hinaus. Wohl liegt ein glänzendes Licht über der Literatur dieses Jahrhunderts ausgebreitet, aber es ist nicht das des aufgehenden, sondern des scheidenden Tages; in die leuchtende Pracht des sinkenden Gestirns spielen die Schatten der nahenden Nacht herein. Noch spricht der Geist der alten Welt von dem trunkenen Gefühle seiner Herrlichkeit durchglüht, aber zugleich drängt sich uns auch die Erkenntniß auf, daß sein Stolz nicht unmittelbar im Leben selber seine Stütze findet, wie er dem Einzelnen kein sichrer Führer bleibt; daß der Glaube an die Zukunft ihn verlassen hat. Das Selbstgefühl ist durch die Reflexion vermittelt, und trübend ihm zur Seite geht die wehmuthvolle Ahnung, daß die schimmernde Welt dem Untergang geweiht ist. Gleichmäßig, wenn auch in der mannigfaltigsten Erscheinungsform, sehen wir diesen Grundzug des Wesens alle Gebiete der Literatur, der Prosa wie der Dichtung, durchwalten.

Unter den Schriftstellern der erstern Gattung tritt uns in vorderster Reihe und vor allen lebendig die Vielseitigkeit und Regsamkeit der geistigen Bestrebungen der Zeit vertretend Marcus Tullius Cicero (106—44) entgegen. Nicht irgend welche eigenartige Erfindungskraft ist es, was den Schriften desselben ihren Werth giebt; dieser liegt einzig in der Tendenz, die sie ganz durchdringt, die Forschungen und Lehren der griechischen Wissenschaft und Philosophie, deren Kenntniß bis dahin nur der Besitz der Hochgebildeten unter den Römern gewesen war, zu einem Gemeingut der Nation zu machen und damit in der Gedankenwelt dem Gemüthsleben des Volks, für das der sittliche Zustand der Gesellschaft und die Religion unfruchtbar geworden war, ein neues Feld der Bereicherung und Veredlung zu erschließen. Und für ein Wirken zu diesem Ziele in seltenster Weise beanlagt, ist dann Cicero allerdings nicht blos für sein Volk und die damalige Welt, sondern für die ganze Bildungsentwickelung auch der neueren Völker von kaum zu hoch zu schätzender Bedeutung geworden. Seine Schriften haben mit frischer und be-

wegender Eindringlichkeit und in einem Umfange wie keine vor ihm den Einblick in den Segen freier Bildung gefördert und damit wie wenige andre dazu beigetragen, die gesunde Lebensanschauung des Alterthums, die den Menschen dahin erzog, in jedweder Lage sich auf seine eigne Kraft zu stellen, gegen jede krankhafte und verbildende Richtung lebendig zu erhalten. Nicht in der abstrakten Behandlung des Schulsystems, sondern unmittelbar aus der Erfahrung heraus und in der gewinnendsten Form für Jedermann faßlich, weiß er zu der Erkenntniß zu leiten, daß der Mensch, wenn er treu dem Gebote der Vernunft folgt, stets und unter allen Verhältnissen innerhalb der Schranken seines Wesens die Bedingungen wahren Glückes, der Harmonie mit sich selbst und mit der Gottheit in sich trägt. Aber wie groß und umfassend die Verdienste Ciceros um die Belebung und Pflege reinmenschlichen Sinns gewesen sind — sein Leben als Staatsmann, seine schwankende, karakterlose Haltung gegenüber den Ereignissen und den Führern der kämpfenden Parteien giebt uns klar zu erkennen, daß seine Weisheit eine entlehnte war, daß nimmer eigenwüchsig seiner Zeit der geistige Gehalt seiner Werke hätte entsprießen können.

Wenn sich indessen der Karakter der letzteren in Ciceros Thätigkeit immerhin vorherrschend von der vortheilhaftesten Seite darstellt, so drängen sich dagegen bei dem fast gleichaltrigen Dichter Titus Lucretius Carus die auflösenden Elemente der Zustände in grellster Färbung in den Vordergrund; und bei den Eigenschaften dieses Mannes wiegt sein Zeugniß doppelt schwer. Unstreitig gehört Lucretius zu den begabtesten aller römischen Dichter. Tiefe und Fülle der Gedanken, Innigkeit und Ursprünglichkeit des Gefühls und eine schwungvolle Einbildungskraft geben ihm unvergänglichen Werth. Dabei steht auf gleicher Höhe mit diesen dichterischen Vorzügen sein sittlicher Karakter. Erfüllt von den Erinnerungen an eine große Vergangenheit und in der ernsten Beschäftigung mit ihr zu stolzer männlicher Gesinnung gereift, wandte sich Lucretius von den staatlichen Wirren und den Drangsalen der Entartung, die ihn umgaben, ab zur Philosophie, und zwar war es das System Epikurs, welches ihn sein Naturell mit solcher Leidenschaft umfassen ließ, daß er dasselbe in allen seinen Theilen in einem Werke „Ueber die Natur

der Dinge" zum Gegenstande dichterischer Behandlung nahm. In der That durfte diese Lehre ihrem moralischen Gehalte nach einen Mann innig fesseln, der in sich gefestigt durch Tugend zugleich von der Natur alle Gaben sich verliehen sah, im Vollgenusse reiner Geistesfreuden sich über den Zwiespalt und den Jammer des Tages zu erheben und auf der Höhe der Betrachtung sich beglückt zu fühlen. Und wohl sagt uns des Dichters Werk, daß er mit ganzer Seele die Herrlichkeit der Welt und ihrer Ordnung empfunden hat: wo er das Große und Schöne im Leben unentstellt sieht, da waltet seine glanzvolle Einbildungskraft von flammender Begeisterung getragen. Um so trüber aber ist das Licht, das aus diesem Werke auf die Zeit fällt, wenn wir sehen, daß bei dem Dichter keine Freude den Schmerz zu lindern vermag, der ihn im Anblick der Gebrechen seines Volks beherrscht. Kein Gefühl innern Friedens kann den glühenden Unwillen zurückdrängen, der seine Seele brennt, daß die Religion aus einer Quelle der Frömmigkeit zum stumpfen Aberglauben geworden ist, der die Menschheit in Fesseln schlägt und gebunden der Herrschaft der Gewalt überliefert. Erdrückend lastet ihn die Erkenntniß, daß gegen dies Elend kein Tag der Befreiung mehr winkt, kein Strahl der Hoffnung erhellt ihm das Dunkel, Erlösung von der Qual verheißt nur der Tod. Und so hört er denn als letzten Schluß der Weisheit von der Stimme der Natur nur den Rath, freiwillig das Leben zu verlassen.

Dem schwungvollen Lucretius steht Quintus Valerius Catullus (geb. 86) als eine heitre, leichtlebige Natur gegenüber; sein reiches Talent, voll Zauber der Anmuth, ist ganz dem sinnigen Genusse des Schönen gewidmet; aber wo ihn das öffentliche Leben in seine Sphäre zieht, da giebt auch er sich in Unwillen zu ätzendem Spotte verbittert.

Unter den Antrieben der Anschauungen und Bestrebungen von Männern wie den genannten und ähnlich gearteten Geistern auf der einen Seite, den Eindrücken der Zusammenfassung der römischen Macht in Cäsars Hand auf der andern wuchs nun jener Dichter zum Mannesalter auf, dem Rom den ersten Preis zuerkennen sollte und der berufen war, was noch von Edlem im römischen Volke vorhanden, noch einmal wie in einen Brennpunkt vereinigt zur Er=

scheinung zu bringen — Publius Virgilius Maro (geb. 70). Zugleich aber neben jenen Anregungen war demselben das traurige Erlebniß vorbehalten, die durch Cäsar verheißungsvoll begründete neue Aera des Friedens durch verblendeten Parteigeist wieder erschüttert und von neuem das Volk in furchtbare Kämpfe gestürzt zu sehn, damit es schließlich nur unter unheilvollern Bedingungen der Forderung des Schicksals unterworfen werde.

Die monarchische Gewalt über sich zu tragen waren die Republikaner bereits längst gewöhnt worden, doch war die Republik dem Namen nach bestehn geblieben, und keine Uebertragung einer ausnahmsweisen Machtfülle schnitt deshalb die Hoffnung ab, den frühern gesetzlichen Zustand wiederhergestellt zu sehen. Cäsar wurde jedoch durch den eigensten Karakter seines Genius dahin gedrängt, seine durch ihren Umfang neue Macht auch durch einen neuen Namen von der Vergangenheit zu scheiden; nicht nur nach Außen sollte der Königstitel glanzvoll die unumstrittene einheitliche Kraft des Staats versinnlichen, auch im Innern mochte Cäsar hoffen, unter einem äußern Zeichen, das jeden Gedanken einer Rückkehr zum Alten ausschloß, das Ziel einer innern Aufhebung der Parteien leichter erreichen zu können. Sein ganzes Verhalten, das unverkennbare Gefallen, mit dem er gegen alle Ueberlieferung und Gewöhnung des Volks seine Person zum Gegenstande eines förmlichen Kultus machen ließ, sein offizielles Eingehn auf die von den Schmeichlern umgetragene Sage, welche ihn zum Abkömmling der Venus machte u. s. w., sprach seine Wünsche und Absichten in jener Beziehung nur zu deutlich aus.

Aber sein Verhängniß ließ ihn die Kraft der Begeisterung, der er von Seiten der Republikaner dabei zu begegnen hatte, unterschätzen. Machte ihm schon die angedeutete äußere Ueberhebung die Unabhängigen unter den Republikanern doppelt feindlich, so sahen es dieselben als eine heilige Pflicht an, mit allen Mitteln das schon so schwer gedrückte Volk vor den neuen Lasten zu bewahren, welche die Ausführung einer Reihe gigantischer Entwürfe, mit denen er sich, wie er kein Hehl machte, trug, nothwendig im Gefolge haben mußte. Alle

diese Gründe reiften gegenüber der unwiderstehlichen Raschheit, in der die Dinge sich entwickelten, bei den Führern der Republikaner den Entschluß, Cäsar zu ermorden. Vierzig der angesehensten Männer, an ihrer Spitze Marcus Junius Brutus und Cajus Cassius Longinus, verbanden sich zur Ausführung der That, und schon am 14. März 44 sank der große Herrscher inmitten des Senats von den Dolchen der Verschworenen durchbohrt.

Das Reich fiel jetzt von neuem in schreckliche Wirren. Auf der einen Seite suchten sich unter den Anhängern Cäsars, an erster Stelle der geniale, aber sittenlose Schützling desselben, Marcus Antonius, und Cäsars Schwesterenkel und Adoptivsohn, Cajus Julius Cäsar Octavianus, obgleich erst 19 Jahre alt, durch verschlagenen Sinn und kluge Mäßigung stark, des Heftes der Gewalt zu bemächtigen; auf der andern Seite traten die Häupter der Verschwörung für die Behauptung der Republik auf den Kampfplatz. Einen Augenblick schien die Sache der letztern, auch vom Senat unterstützt, während Octavian und Antonius einander bekämpften, triumphiren zu sollen; alsbald indessen schlossen sich die letztern zusammen, und von dem Augenblicke an stand sich die römische Welt in zwei großen Hälften — der Westen im Besitze der Vertreter der Monarchie, der Osten unter der Herrschaft der Republikaner — gegenüber. Die Leiden des Volks, das die Mittel für die ringenden Heere aufbringen mußte, waren dort wie hier unbeschreiblich. In Italien halfen sich Antonius und Octavian durch neue Proscriptionen unter allen Schrecken der Sullanischen Zeit; aber kaum minder führten die Erpressungen, zu denen auch die Republikaner die Noth zwang, zu Elend und Verzweiflung. Im Herbste 42 endlich kam es bei Philippi zur Entscheidungsschlacht zwischen beiden Theilen. In dem Ausgange derselben fand die Republik ihr Grab; scheidend von der letzten Hoffnung stürzten sich die Führer Brutus und Cassius in ihr Schwert. Fortan handelte es sich für Rom nicht mehr um seine Verfassung, sondern nur darum, wer der Erbe von Cäsars Herrschaft sein solle. Noch eilf Jahre lang hatte Octavian vor allen gegen Antonius, und in wechselndem Verhältniß zu demselben, um den Besitz zu ringen; allein die einsichtige und gemessene Haltung, in der er sich dem wüsten Treiben des Nebenbuhlers

gegenüber das öffentliche Vertrauen zu erwerben wußte, verlieh ihm immer festern Boden und gab ihm die Sicherheit, daß er mit der Beseitigung des Antonius die Alleinherrschaft sich nicht mehr bestritten sehen werde. Im Jahre 32 endlich fügten sich die Umstände, wie Octavian sie brauchte, um sich des Gegners mit Gewalt der Waffen zu entledigen; der Krieg begann, das Glück führte Octavian zu einem entscheidenden Siege (bei dem Vorgebirge Actium an der akarnanischen Küste) und in Folge davon zu einer Stellung, in der er als Imperator Augustus Rom und das Reich zu seinen Füßen sah.

Cäsars Ordnung des Staates hatte einer freiern Selbstbethätigung des Volkes noch Raum gelassen; fortan wurde auch dieser genommen, die Willkühr des Machthabers entwickelte sich schrankenlos. Seinem ganzen Umfange nach wurde das Unheil, das die Ermordung Cäsars über die römische Welt heraufbeschwor, erst einer spätern Zeit offenbar; aber für die Einsichtigen genügten schon die Erfahrungen der 13 Jahre des Kriegs, um sie auch einen Augustus als von der Vorsehung berufenen Erben von Cäsars Herrschaft mit Hingebung begrüßen zu lassen. So durfte sich denn Virgil im Einklang mit dem nun völlig veränderten politischen Bewußtsein auch des bessern Theils des Volkes fühlen, indem er den Gedanken, dem letztern ein Nationalepos zu schaffen, dahin gestaltete, daß er an der Hand der Sage, die Rom von Troja abstammen ließ und Cäsars Ahnenreihe bis dort hinaufführte, das Cäsarische Herrscherhaus schon mit den Anfängen der Stadt auf das Innigste verflocht und so gleichsam zum Träger des nationalen Wesens emporhob. Und wohl hat er dann in seiner Aeneide dem Geiste und Sinne besserer Zeiten seines Volks ein herrliches Denkmal gesetzt. Mit- und Nachwelt haben ihn deshalb als einen römischen Homer gepriesen, ja es hat nicht an Bewunderern gefehlt, die ihn dem griechischen Meister als ebenbürtig an die Seite gestellt haben; freilich ein Urtheil, zu dem nur eine völlig verbildete Anschauungsweise hat führen können. Beide Dichter sind verschieden von einander wie die Zeiten und die Völker, die sie hervorgebracht. Aus Homer

spricht die volle frische Jugendkraft eines Volks, das der größte Lehrer der Menschheit werden sollte; in Virgil dagegen findet sich auch kein einziger Zug, der über das Vermögen des sinkenden Alters einer in weit untergeordneten Tendenzen erwachsenen Nation hinausreichte. Die Dichtung Homers ist unmittelbar aus dem Leben hervorgegangen, alles darin athmet die reinste Natur, Ursprünglichkeit und Wahrheit; bei Virgil dagegen ist ebenso alles kunstvolle Arbeit der Reflexion, das Ergebniß einer Bildung, welche mit den überlieferten Formen nicht mehr innerlich eins ist und diese deshalb auch nur äußerlich verwerthen kann. Die Homerische Götterwelt ist bei Virgil zur bloßen Maschinerie geworden. Während die einzelnen Personen bei Homer lebendig in Wort und That zu ewig gültigen Typen menschlichen Karakters werden, erscheinen ihnen bei Virgil die betreffenden Züge nur angelegt, und nur zu deutlich fühlen wir, daß dem Dichter seine gesunkene Zeit dabei nicht mehr die sichre Führung bietet. Aeneas soll das nationale Heldenthum vertreten, aber unwillkührlich hat seine Zeichnung die Parodie herausgefordert. Wie sehr man sich der einzelnen bewundernswerthen Schönheiten der Virgilischen Dichtung und ihrer kunstvollen Ordnung in allen Theilen freuen mag: immer wird man doch urtheilen müssen, daß sie in ihrem Gehalte nach keiner Seite hin über die Gedankenwelt und Richtung der obengenannten Männer der ersten Hälfte des Jahrhunderts schöpferisch hinausgreift; dem Streben der letztern nach schöner Form ist sie zur höchsten Vollendung gefolgt, aber an naturwüchsiger Frische des Ausdrucks und der Darstellung hat sie über jene nichts gewonnen. Nach jener heitern Freudigkeit gesunden Kraftgefühls, das ganz in der freien Hingabe an die Gegenwart sich bethätigt, suchen wir bei Virgil vergeblich; was das Gemüth des Dichters unmittelbar aus der Zeit heraus erhebend trägt, ist nicht das stolze Bewußtsein der Freiheit, sondern einzig der Macht des Staats im Verein mit der Befriedigung an der gewonnenen Bildung; über dem ganzen Schaffen Virgils liegt eine ernste elegische Stimmung, wie sie den Geist umlagert, der von dem Bestehenden sich gedrückt fühlt und aus tiefstem Herzen nach einer neuen bessern Zeit ausblickt. Und in der That giebt Virgil sich wie mit Zaubermacht in die Ahnung gebannt, daß eine alle Dinge in ihrem Grunde um=

gestaltende Veränderung bevorstehe. In weihevoller Weissagung spricht er dies Vorgefühl aus in der 4. Ecloge der Bucolica. Herrlich kennzeichnet es dabei die edle, frei gebildete Seele des Dichters, daß er nicht ein schreckenvolles Strafgericht die Verderbniß sühnen, sondern nach dem von Alters her verheißenen Sibyllenspruch weltbeglückend ein goldenes Zeitalter des Friedens und des Segens kommen sieht. Es werde, verkündet er, unter dem Consulate des Pollio (40) ein Knabe geboren werden, der herangewachsen berufen sei, ein Gott den Erdkreis in Frieden zu beherrschen. Unbebaut wird die Erde Frucht tragen, am Dorne die Traube hangen, furchtlos die Heerde neben dem Löwen gehn. Erd und Meer und Himmel werden erbeben in der Feier des Glücks.

Wer möchte nicht, wenn er so den Römer seiner kampfdurchwühlten Zeit ein seliges Reich des Friedens verkünden hört, des Seherrufs jenes hebräischen Propheten gedenken, wie auch er seinem klagenden Volk ein Reich der Herrlichkeit verhieß, wenn der Geist erscheinen werde, der der Träger wahrer Liebe und Gottesfurcht sei! Das tiefe Elend, aus dem der Prophet seine Stimme erhob, hatte jetzt die ganze römische Welt erfaßt. Die alte Religion, deren Gestaltenwelt Virgil noch einmal in ihrer Reinheit und Harmonie, aber vergeblich versucht hatte zu beleben, war längst im Volke erstorben. An ihrer Stelle war ein hirnloser Aberglaube und Hingabe an phantastische Kulte getreten, zu denen nicht der Zweck, den sittlichen Willen zu stählen, die Gemüther hingezogen hatte, sondern allein die Hoffnung, die quälende Unruhe im Innern durch neuen Formeldienst zu beschwichtigen. In mystischer Erregung der Empfindung wurde die Erleuchtung gesucht, und vor allen waren es deshalb die Kulte der egyptischen Isis und der phrygischen Großen Mutter, zu deren Mysterien die Schwachmüthigen in Selbsttäuschung sich drängten. Natürlich konnte dies Phantasieleben mit seinem Sinnenreiz nur zu immer tieferem, sittlichem Verderben und zu glühenderer Qual führen. So in seinem Innern verlassen sah sich überall die Masse des Volks dem schrecklichsten Drucke materieller Noth und allen Leiden der Willkühr und Gesetzlosigkeit preisgegeben. Italien wies neben den ungeheuern blühenden Besitzungen der Reichen nur Stätten der Armuth und entwürdigter Dienstbarkeit auf; unter

den zersetzenden Folgen des ökonomischen und des sittlichen Ruins schwand die Bevölkerung zusammen. Aber glücklich war die Lage Italiens und seiner Bürger im Vergleich zu den übrigen Theilen des Reichs. Den nicht mit dem Bürgerrecht begabten Bevölkerungen der Provinzen fehlten gradezu alle Grundlagen gesetzlicher Sicherung nicht nur des Eigenthums, sondern selbst des Lebens. Freilich war dieser Zustand meist schon die Erbschaft aus der Zeit vor der römischen Eroberung, aber die Ausbildung des Oligarchenregiments seit dieser hatte das ihrige gethan, die vorhandenen Uebel zu unsagbarer Höhe zu entwickeln. Vor den unaufhörlichen äußersten Belastungen an Leib und Gut, die theils das Bedürfniß, theils die Habsucht der Statthalter und ihrer Beamten in Krieg und Frieden verfügten, schützte kein Gericht und keine Rücksicht auf Billigkeit. Nur ein kurzer Lichtblick war es, mit dem das Vertrauen auf den bessern Willen eines Alleinherrschers wie Cäsar die Nacht dieses Jammers hatte erhellen können.

So lag die Menschheit in den Ordnungen des Staats und der Gesellschaft, wie im Innern des Einzelnen, geknechtet von der Gewalt, dem Aberglauben und der Selbstsucht, einem unentrinnbaren Geschick verfallen. Alle Stützen, die den Bau des antiken Lebens getragen hatten, waren in sich morsch geworden und dem Einsturz nahe. Aber der die Welt durchwirkende göttliche Geist läßt keinen Tod zu, ohne daß aus dem Untergange neues Leben sprießt. Eben der ganzen Tiefe des Elends, der lebendigen Erfahrung der Nichtigkeit alles Irdischen hatte es bedurft, um alle die edlern Kräfte, die in dem trüben Zeitenstrome der Zersetzung entgangen waren, in der Sehnsucht nach Erlösung erhöhter Läuterung zuzuführen; und was so an mächtigem Triebe nach Reinheit und Licht der Wahrheit die Welt durchglühte, das sollte nun in eine einzige Seele zusammenströmen, um aus dem ahnenden Drange zur vollen gestaltenden Kraft zu werden. In Jesu von Nazareth erschien der Begnadete, den die Menschheit ersehnte als den, der den Bann der Gottentfremdung von ihr abnehmen werde; den Dichter und Weise verkündet hatten als den Bringer des Friedens und des Heils. Den Ent=

wicklungsgang dieses Wundergeistes in seinen einzelnen Phrasen verfolgen zu wollen, würde immer nur zu unzulänglichen Versuchen führen; nur ahnen können wir, wie aus dem Gefühle einer Alles umfassenden Liebe, welche Jesu Gemüthe die Grundstimmung gab, und aus der Beseligung, die sie in ihm hervorrief, sein Schauen des göttlichen Wesens von Stufe zu Stufe sich vertiefte und reiner ward, bis er in Gott den Vater erkannte, der aus Liebe die Welt geschaffen hat und die Menschen alle als seine Kinder mit gleicher Liebe umfängt. Auf der Höhe dieser Anschauung aber tritt uns die vollendet harmonische Natur Jesu in den festesten Zügen ausgeprägt entgegen, und einheitlich aus ihr sehen wir ihn in sich selbst ein Vorbild des Lebens darstellen, vor dessen offenbarendem Inhalt mit innerer Nothwendigkeit die ganze Ideenwelt der Menschheit und mit ihr der Geist ihrer Ordnungen eine völlige Umgestaltung erfahren mußten.

Vor Jesu Geiste lag es klar, daß der umnachteten Welt das reine Licht der Erkenntniß nur in der lebendigen Verkörperung der Wahrheit gebracht werden könne, und wie er sich in seiner Liebe und seinem Willen eins fühlte mit Gott, so erkannte er sich von dem Geschicke berufen, die erlösende That zu vollbringen. Aus einem Wandel, der zum einzigen leitenden Gesetze die Bethätigung selbstsuchtloser Liebe und in ihr die Aufhebung der Sünde nahm, sollte der Menschheit das Bild des wahren Gottes erstehn, der da der allgegenwärtige Geist ist, in welchem das All lebt, und der in den kämpfenden Gegensätzen der Welt den ewigen Sieg seiner Vollkommenheit anschaut. An der vollen und ganzen Hingebung Jesu an die Tugend sollte der Mensch in innerster Erfahrung das Verhältniß seiner Kindschaft zu Gott erfassen, vor der Aufrichtung des sittlichen Ideals den Werth der äußern Dinge richtig schätzen lernen. Den Weg zur Erfüllung seiner Sendung wies ihm das Ideal des Propheten vom Knechte Gottes: die Hingabe seines Lebens sollte die Wahrheit seiner Lehre besiegeln. Und der Wille der Vorsehung war es, den er damit vollzog. Erst mit Christi Tode am Kreuze vollendete sich das Erlösungswerk; erst in diesem höchsten Opfer offenbarte sich ganz die Macht der göttlichen Liebe und die Wesenseinheit mit Gott, in der unsre Gewißheit des ewigen Lebens wurzelt.

Und unter der allsiegenden Gewalt der verkündeten Wahrheit sehen wir nun die Welt von der innersten Tiefe aus eine ganz neue Grundlage des Lebens gewinnen. Die Kraft des griechischen Ideals hatte sich an den Uebelständen ausgelebt, welche die Willkühr in der Auffassung von Menschenrecht und Menschenwürde und in den Satzungen der Moral zur Folge gehabt hatte. Selbst ein Aristoteles hatte eine gewaltsame Schranke innerhalb der Gesellschaft, wie sie die Sklaverei aufrichtete, und mit der das Streben nach freier, harmonischer Auslebung als das Vorrecht weniger Glücklichen erklärt worden war, durchaus berechtigt finden können, indem von der Natur einmal der eine Theil der Menschen zum Herrschen, der andre zum Dienen bestimmt sei. Der zeitweilige Vortheil, welchen die Bildung des Karakters unter den Bevorrechteten aus dieser Institution so lange gezogen hatte, als das Leben an gesunden Anregungen fruchtbar gewesen war, ließ den Grund des Verderbens, das sie im Schoße trug, übersehn. Und dasselbe gilt in Betreff des beirrenden Einflusses, den die Vermischung sinnlicher und geistiger Elemente in dem Gottesgedanken für die Moral mit sich führte, indem sie zum Maßstabe der Rechte und Pflichten des Menschen das willkührliche subjetive Ermessen machte und damit unausweichlich dem Triebe der Selbstsucht die Herrschaft gab. Vor Jesu Lehre von der Kindschaft des Erdensohns zu dem einigen Gott sank der Irrthum hin; mit ihr war für die Auffassung der Bestimmung des Menschen und seiner Aufgabe jedwede Beziehung auf äußere Verhältnisse und Bedingungen ausgeschlossen; einzige Richtschnur in Allem wurde das Bewußtsein, daß der Mensch von dem Vater im Himmel zur Erde entlassen sei, um nach treuer Bethätigung der Liebe zu ihm in dem Geiste, der er selbst ist, in seinen Schoß zurückzukehren. Vor Gott sind alle Menschen gleichgestellt und Brüder zu einander, und für alle giebt es nur ein Gebot: „Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Jedwedem Menschen war dasselbe höchste Ziel gestellt: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ So lag nun nicht mehr in der *That* als solcher das Gewicht, sondern in der *Gesinnung*, aus der die That hervorging, und die Heiligung der Gesinnung war deshalb der Kern von Jesu Lehre. Betonte das Alterthum die Berechtigung des Naturtriebes in der Ganzheit der menschlichen Existenz und ihre volle Geltendmachung

nach Außen mit einer Entschiedenheit, daß es die Beziehungen der Menschen zu einander aus keinem höhern Prinzipe regeln konnte als dem der Vergeltung — Liebe gegen den Freund, Haß gegen den Feind — so rief Jesus auch hier den Geist der Liebe zur alleinigen Herrschaft: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ — Aeußerste Strenge, stete Aufsicht über sich selbst soll der Mensch üben — „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen“ —; aber die höchste Duldsamkeit gegen den Nächsten: auf die Frage des Petrus, wie oft dem fehlenden Bruder zu vergeben sei, antwortet Jesus, „nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.“ — Schon die wenigen Grundzüge von Jesu Lehren, wie wir sie hier angeführt haben, müssen den Einblick gewähren, daß gleichsam der oberste Zweck des Lebens durch sie fortan auf ein Jenseits bezogen, daß der Glaube an die Unsterblichkeit fundamental in ihr wurde; vor der sittlichen Aufgabe, die sie dem Geiste stellte, sank die Schätzung der äußern Güter dieser Welt auf die niedrigste Stufe herab. Alle Religonen des Alterthums hatten von ihrem Ursprung an in naiver Einfalt jene Güter als hochbegehrenswerth gepriesen, und in ihren reinsten Gebeten waren die Götter um ihre Verleihung angegangen worden; ihnen gegenüber wies Jesus ausschließlich auf die Vergänglichkeit alles äußern Besitzes und die Gefahren hin, die er mit sich führt; in diesem Sinn pries er „selig die Armen und die Leidtragenden, denn ihrer ist das Himmelreich und sie sollen getröstet werden“; in diesem Sinne beschränkte er in dem herrlichen Gebete, das gleichsam den Inhalt seiner ganzen Lehre in sich schließt, die Bedürftigen auf die Bitte: „Unser täglich Brod gieb uns heute“ und wies die Sorgenden hin auf die Vögel unter dem Himmel, die Gott nährt, und die Lilien auf dem Felde, die er wachsen läßt.

Wie das Gebot der Liebe zu Gott im Streben nach sittlicher Reinheit die Würde des Menschen einzig in das Innere legt, so daß in Bezug auf diese keine Aeußerlichkeit mehr Geltung hat und der

Knecht dem Herrn, das Weib dem Manne ebenbürtig steht, so macht das Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, den Werth des Einzelnen in der Gesellschaft allein von dem Grade der Nützlichkeit desselben für die Gesammtheit abhängig. Wie für das innere Leben die Heiligung der Gesinnung, so stellt Christi Lehre für das äußere die **Arbeit** als das oberste Gesetz hin. Die Weisung, welche das Gleichniß des Heilands von den betriebsamen Knechten und dem unnützen verbildlicht, ist nicht für einen Stand, sondern für Alle gegeben; und nicht kann nach dem Grundwesen der Lehre die Art der Arbeit für ihre Ehre entscheidend sein. In der Aufhebung des Banns der Aeußerlichkeit stand von nun ab selbst das niedrigste Handwerk geadelt.

Mit der Einführung dieser Anschauung in das Leben waren die schöpferischen Kräfte entfesselt, um den erstarrten Boden der Gesellschaft wieder zu befruchten; fortan war nicht nur dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit der Weg der Wiedergeburt und der steten Verjüngung geöffnet.

Gesichert für immer war die Erhaltung der Heilsbotschaft Christi; aber wie sie die Errungenschaft der Entwickelung von Jahrtausenden war, so sollten auch, bis sie in ihrer Reinheit von den Völkern erfaßt würde, noch Jahrtausende vergehn. Es ist einmal den Menschen so bestimmt, daß nur äußerst Wenige im Stande sind, die Wahrheit voll und rein aufzunehmen, daß die Menge der das Licht stufenweise vermittelnden Formen bedarf. So ist es in erleuchteten Zeiten, geschweige in denen gänzlicher Entartung wie dieser. Zeigten sich doch selbst die Jünger des göttlichen Meisters nicht befähigt, dem Blicke desselben in seine ganze Weite zu folgen, indem sie, **Petrus** an ihrer Spitze, die Aufnahme in die Gemeinschaft dessen, der mit seinem Herzen die ganze Menschheit umfaßte, von der Verpflichtung auf das jüdische Gesetz abhängig machen wollten, so daß, hätte sich ihr Standpunkt unerschüttert erhalten, das Christenthum höchstens eine Sekte des Judenthums geblieben sein würde. Erst der Erweckung eines **Paulus** bedurfte es, um die Schranke niederzuwerfen und das rettende Evangelium, als seinen absoluten Gehalt

in sich selbst tragend, zu einem Gemeingut aller Völker zu machen.*) Paulus steht deshalb als der eigentliche Begründer des Christenthums als Weltreligion da, wie denn von dem Geiste, der ihn beseelte, auch alle die Spätern erleuchtet worden sind, welche die Lehre in ihrer ganzen Tiefe und ewig verjüngenden Kraft begriffen haben. Schon dieser Gegensatz innerhalb des Kreises der Apostel kann genügen, uns begreiflich zu machen, wie schwer von vornherein die Lehre mit der krankhaften Zeit zu kämpfen haben mußte. In der That waren bald genug Schwäche, Beschränktheit, Vorurtheil und gewissenlose Selbstsucht thätig, nicht allein den einfachen Gehalt des Evangeliums mit dem mannigfaltigsten beirrenden Scheinwerk zu umhüllen, sondern dasselbe gradezu in seinen tiefsten Tendenzen zu entstellen.

Die abnormen Verhältnisse, unter denen die junge Kirche sich auszugestalten hatte, wirkten schädigend auf allen Punkten. Die Aufstellung eines bestimmten Lehrbegriffs als eines einheitlich zusammenhaltenden Bandes für die überallhin zerstreuten Gemeinden erwies sich sehr bald als die dringendste Nothwendigkeit. In den ersten Zeiten hatte man der strengen regelnden Formen nicht bedurft. Die tiefste Innerlichkeit und Gleichartigkeit der Auffassung hielt alle Gläubigen verbunden. Sie alle umfaßten die Idee des Gottesreiches mit so hingebender, schwärmerischer Begeisterung, daß sie schon für die nächste Zukunft der Verwirklichung desselben entgegensahn. Binnen kurzer Frist, so erwarteten sie, werde Christus zum Entscheidungskampfe gegen die bestehende Welt des Bösen zurückkehren, in strafendem Gericht ihr den Untergang bringen und auf den Trümmern derselben für die Frommen ein tausendjähriges Reich des Glückes in Reinheit und Gottesliebe begründen. Auf diese große Wandlung in strengster sittlicher Lauterkeit sich vorzubereiten, war ihr einziges und einigendes Streben. Aber der Zustand solcher Stimmung konnte nicht dauern, von selbst mußte allmälig die Enttäuschung kommen, und mit ihr wurde nur zu natürlich, was bisher

*) Für jede Darstellung der die Entwickelung der Kirche in den drei ersten Jahrhunderten bedingenden Umstände und Verhältnisse muß Chr. Baur's Geschichte grundlegend sein.

ein sittlicher Halt gewesen war, ein Grund des Zweifels und der Erschlaffung, doppelt gefährlich in einer Umgebung, die überall Reiz der Verführung und Verlockung zum Abfall barg. Auf der andern Seite wurde in den weiten Kreisen der Hochgebildeten, in Fortbildung der alexandrinischen Religionsphilosophie, deren wir früher gedacht, durch die s. g. Gnosis das Christenthum bereits in die Sphäre der wissenschaftlichen Speculation über den Entwickelungsgang des Universums gezogen; ein Prozeß, der, wenn er einestheils auf das Sprechendste die weltgeschichtliche Macht der christlichen Idee bekundete, anderntheils nicht minder unzweifelhaft die Gefahr nahe legte, daß der eigentliche Kern der Lehre, ihre Bestimmung für das handelnde Leben, in unfruchtbarer phantastischer Grübelei und Sektenwesen sich verflüchtige. Unter solchen Verhältnissen mußte denn allerdings Alles grade die klarstgestimmten unter den religiösen Gemüthern auf die Herstellung eines festen Kirchenbaues, in welchem das Grundprinzip der Lehre lebendig und nachhaltig fruchtbar erhalten werde, bedacht machen. In unmittelbarer Folge der so eintretenden Richtung vollzog sich nun in der Organisation der Gemeinden eine höchst bedeutungsvolle Veränderung.

Die ursprüngliche Einrichtung derselben war durchaus demokratisch gewesen; zur Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten hatte man eine Anzahl von Männern unter dem Namen Presbyter (Aelteste) und Diakonen (Diener, Pfleger, hauptsächlich für die Armenpflege) mit einem Vorstand, der Episkopos (Aufseher) hieß, bestellt; aber die Verrichtung der religiösen Handlungen war Sache eines Jeden, der sich berufen fühlte. Dieser Zustand verlor sich jetzt gänzlich. Aus dem tiefgehenden Interesse der Gesammtheit für die Ausbildung der Kirche wußten die Bischöfe in der Behandlung der Angelegenheit solchen Vortheil für sich zu ziehn, daß sie alsbald nicht nur als Gemeindevorsteher ein Gewicht erhielten, welches die Presbyter zu einem blos berathenden Collegium herabdrückte, sondern daß sie gradezu zu Repräsentanten der Kirche, zu einem Organ der kirchlichen Einheit und Autorität wurden. Fortan kam die Leitung der kirchlichen Dinge ausschließlich in die Hände der Bischöfe, die sich nun, gestützt auf das gewonnene Ansehn, mit den Aeltesten und Diakonen als einen besondern geistlichen Stand (Kleros) in förm-

licher Abgeschlossenheit den übrigen Mitgliedern der Gemeinde als Weltlichen (Laien) gegenüberstellten. Von tiefgreifender Wichtigkeit wurde es dabei, daß man für die Weihung der Geistlichen die Ceremonie des Händeauflegens, mit der die Apostol zum Lehramt berufen hatten, aufnahm und damit die Auffassung verband, daß in solcher Weihe der heilige Geist gleichsam körperlich übertragen werde; eine Auffassung, mit der natürlich dem Eindringen jedweder vorkehrenden Leidenschaft freie Bahn gegeben war. — Schon seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts konnten die Bischöfe die ihnen von den Kirchenlehrern zugewiesene Stellung als gewonnen betrachten: sie standen als die Nachfolger der Apostel und damit als die Träger der Tradition angesehn, ja als die Stellvertreter Christi, dessen Verhältniß zu seiner Gemeinde durch sie persönlich vermittelt werde. War hiermit von Grund aus und dauernd eine Aristokratie für die Ordnung der Kirche begründet, so wurde doch gleich anfangs auch ein Zug zur monarchischen Entwickelung hereingetragen. Unter den verschiedenen Kirchen des Reichs hatte sich allmälig eine gewisse Rangordnung gebildet. Die Bischöfe der Provinzialstädte wurden dem Bischofe der Metropolis untergeordnet und unter den Metropolen erhielten wieder mehre als die eigentlichen Hauptstädte der damaligen Welt den Vorrang. Diese führten den Namen apostolische Kirchen, unter ihnen hauptsächlich Rom, Jerusalem, Antiochia und Alexandria. Die Bischöfe dieser Städte sahen sich als die ersten unter allen Geistlichen an; indessen genossen auch unter ihnen wieder schon seit frühester Zeit die Bischöfe von Rom einen gewissen Vorrang, dem entsprechend, den Rom vor den übrigen Hauptstädten einnahm. Die christliche Gemeinde hier hatte von Anfang an unter allen in besonderm Ansehn gestanden; aus der Tendenz heraus, den zerrüttenden Gegensatz zwischen Paulinern und Petrinern auszugleichen, hatte sich alsbald die Sage festgestellt, Petrus und Paulus hätten zusammen der römischen Gemeinde vorgestanden, obgleich die Kritik zur Zweifellosigkeit dargethan hat, daß Petrus nie in Rom gewesen ist; dazu kam, daß zugleich mit dem Emporsteigen des Episkopats zur weitern Festigung desselben die Einrichtung des Amtes auf Petrus zurückgeführt worden war. In allem dem lag nur zu natürlich für die römischen Bischöfe die Aufforderung, die erste Stelle

unter allen ihren Genossen in Anspruch zu nehmen; und schon in der Mitte des 3. Jahrhunderts versuchte denn auch u. a. der Bischof Stephanus in ganz entschiedenen Schritten sich als „Bischof der Bischöfe“ geltend zu machen.

Noch freilich begegneten diese Bestrebungen dem gewichtigsten Widerspruch; die Zeit für den rechten Erfolg war eben noch nicht da; sie konnte erst erscheinen, als die Verfassung der Kirche fertig stand und es galt, die Macht, die sie gab, im Dienste weltlicher Tendenzen zu verwerthen; die Verfassung aber zu einem solchen Zwecken dienlichen Instrument zu machen, mußten sich die Bischöfe schon von Anfang an durch alle Bedingungen der Zeit selbst getrieben sehn. Was den Episkopat zu seiner souveränen Stellung gebracht hatte, war eben das Bedürfniß gewesen, in allen den die Zeit durchgährenden, sich durchkreuzenden Elementen einen Halt zu gewinnen, den verschiedenartigsten, mit einander streitenden Richtungen und Bestrebungen einen durch die Festhaltung des Wesentlichen versöhnenden, einigenden Mittelpunkt zu schaffen: diesen Gesichtspunkt mußten die Bischöfe deshalb streng im Auge behalten, wenn der Bau einer wirklich allgemeinen Kirche gelingen sollte. Von vornherein waren sie auf die möglichste innere Vermittlung und Ausgleichung aller Gegensätze, der Ausscheidung aller Extreme, alles in sich Fremdartigen angewiesen, und aus dieser Aufgabe hat denn auch der Katholizismus sein eigenstes Gepräge und Wesen erhalten. Compromisse zu schließen nach allen Seiten wurde das Grunderforderniß. Zu diesem Ziele drängten alle Verhältnisse, und die Bischöfe mußten ihm mit um so hingebenderem Eifer folgen, als sie in ihrer Eigenschaft der herrschenden Klasse das höchste Interesse besaßen, das ihnen untergebene Reich der Gläubigen so viel irgend möglich zu erweitern.

Hier ist denn aber auch der Punkt gegeben, von dem sich die Erkenntniß öffnet, wie unter allen diesen treibenden Momenten die Lehre Christi nimmer rein zu erhalten war, wie im Gegentheil das Ideal, auf das sie hinwies, auf allen Seiten mit dem Schmutz verderbter Weltlichkeit entstellt werden mußte. Die Kraft, die das Ideal in sich selbst tragen sollte, wurde in äußere Stützen verlegt, Stützen, die überall ihre Grundlage nur in den Interessen der Hierarchie hatten, die sie schuf. In welchem Maße die letztere von diesen sich

leiten ließ, wie ausschließend es ihr nur darauf ankam, zur Ausbreitung ihrer Herrschaft mit der Schwäche der Zeit ein Abkommen zu treffen, würde schon die einzige Thatsache genügend erkennen lassen, daß man bereits vor dem Ende des 2. Jahrhunderts zu der Aufstellung eines besondern kirchlichen Systems der Sittlichkeit gelangen konnte, nach welchem eine niedere und höhere Sittlichkeit unterschieden ward, und zwar dahin, daß der, welcher die Gebote der erstern erfülle, seine Schuldigkeit thue, wer aber die zweite übe, ein Ueberverdienst sich erwerbe.

Nicht jedoch an diesem Punkt allein haben wir zu verfolgen, wie rasch und weit die Kirche auf ihrem Gange von Christi Geiste abgewandt ward. Mußte nothwendig schon die angedeutete Lehre das sittliche Bewußtsein in der Ehrfurcht vor einem absoluten Gesetz auf das Verderblichste erschüttern, so konnte die Energie desselben nur noch weiter gelähmt werden durch die ebenfalls jetzt von der Kirche aufgenommene Anschauung, daß der Begriff des guten Werkes schon durch die äußere Handlung sich bedinge, so daß also der Werth derselben von der Gesinnung losgelöst ward. Und auch hiermit nicht genug. Zu gleicher Zeit wurde nun von dem römischen Bischof Kallistus auch die Berechtigung der Kirche zur Vergebung der Sünden in unbeschränkter Ausdehnung in Anspruch genommen; und so sehen wir denn schon am Ende des 2. Jahrhunderts das System, nach welchem der Katholizismus darauf ausging, die Kirchengemeinschaft als das alleinige Band der Gottesgemeinschaft hinzustellen, der Theorie nach in allen seinen Grundzügen feststehn.

Im einheitlichsten Geiste und mit unbeirrter Consequenz behielt fortan die Priesterschaft das Ziel im Auge, sich ein förmliches Mittleramt zwischen dem Menschen und der Gottheit zu schaffen, indem sie den Satzungen und Gebräuchen der Kirche eine überirdische Kraft zuschrieb und das Heil der Seele als von ihrer Befolgung bedingt erklärte. In dieser Tendenz erfuhren die Lehre von den Sakramenten, sowie der Kultus der Märtyrer ihre Ausbildung; wurde der Glaube an die Heiligen und die Kraft ihrer Fürbitte bei Gott gepflegt; wurde die heidnische Opferidee, die doch Christi Tod für immer beseitigt hatte, im Meßopfer in die Kirche wieder eingeführt, d. h. das Priesterthum sprach sich die Macht zu, dem Sünder gegen

gewisse Leistungen die Versöhnung mit Gott zu erwirken: Lehren, die mit Nothwendigkeit dahin führen mußten, an die Stelle lebendiger Sittlichkeit das leere Formelwesen todten Glaubens zu setzen. So lebten der Geist und die Bestrebungen der indischen Brahmanen in andern Formen wieder auf.

Allein wie betrübend der Anblick ist, den die Entwickelung der Kirche von dieser Seite gewährt, so dürfen wir uns auf der andern doch der Erkenntniß nicht verschließen, daß sie eben mit diesem Gange dem Bedürfnisse der Völker gehorchte, die in ihrer sittlichen Gebrochenheit nur durch eine zwingende Autorität geleitet werden konnten. Mit solcher Einsicht war die neue Kirche dem gestaltenden Triebe der Zeit gefolgt, daß der Kaiser Constantin nur einen Act der Herrscherklugheit vollzog, indem er das Christenthum zur Staatsreligion erhob. Und was der gealterten römischen Welt frommte, weil sie der tröstenden Verheißung eines bessern Daseins bedurfte, das war nicht minder heilsam für die heranziehenden jugendlichen Völker, denen die Neugestaltung der Welt vorbehalten war: es zügelte ihre wilde Kraft und richtete sie auf sittigende Ziele. Auch gegen die unbändige Leidenschaft von Geschlechtern, die lange Jahrhunderte hindurch in ihrem stolzen Gefühle persönlicher Selbständigkeit auf das gewaltthätige Fehderecht pochen durften, konnte nur eine geistige Macht regelnd und mildernd wirken, die, wie die katholische Kirche, durch ihren innern und äußern Organismus über den Einfluß auf das Gemüthsleben des Einzelnen hinausreichte. Aber freilich, da einmal in der Kirche geistige und weltliche Interessen nebeneinander lagen, konnte es nicht fehlen, daß die erstern immer tiefer von den letztern umstrickt und geschädigt wurden, und das geschah denn auch in stets zunehmender Steigerung und zwar in gleichem Schritt und in demselben Maße, als sich gegen die Aristokratie im Kirchenregimente die monarchische Gewalt des Papstes zur Uebermacht entwickelte.

Diesem Gange entsprechend, kam die Kirche allmälig unter eine durchaus einseitige Herrschaft weltlicher Bestrebungen, und wurde eine dem geistigen und sittlichen Leben der Völker so verderbliche Macht, daß für diese die Abwerfung des Jochs die Lebensfrage ihrer ganzen Zukunft ward. Unfehlbar würde die religiöse Welt einer

gänzlichen Entartung zugeführt worden sein, wenn nicht der germanische Geist, gestählt und geklärt an der wiedererweckten Bildung des Alterthums, die nöthige Kraft und Reinheit sich bewahrt gehabt hätte, der Kirche den ursprünglichen lautern Boden des Evangeliums zurückzugeben. Das deutsche Volk vor allen hat den Ruhm, in dem Kampfe für dies Ziel am thatkräftigsten vorangegangen zu sein: es hat sein ganzes nationales Dasein eingesetzt. Aber der Gewinn, den es heute aufzuweisen hat, ist des Einsatzes werth gewesen. Möge die Stellung, die es jetzt gewonnen, in der es als eigensten Besitz den Reichthum der Bildung Griechenlands mit der Macht der Römer vereinigt, ihm für alle Zukunft eine neue fruchtbringende Gewähr der Lehre sein, welche die Weltgeschichte überall enthält: daß die Gottheit, wie dem Einzelnen, so den Völkern, wahre Größe nur als Preis ernsten Ringens nach Wahrheit und Erkenntniß gesetzt hat.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Berichtigungen.

S. 21,	Zeile	18	lies	des Bösen, statt der.
S. 50,	„	23	„	verklären, statt erklären.
S. 103,	„	21	„	es statt er.
S. 114,	„	36	„	auch seine, statt seine auch.
S. 114,	„	13	„	poetische, statt politische.
S. 210,	„	15	„	umworben, statt umwoben.
S. 289,	„	1	„	Phasen, statt Phrasen.
S. 291,	„	15	„	Lehre statt Lehren.
S. 296,	„	21	„	die, statt der.

ERSTER

JAHRES-BERICHT.

An die

P. T. Mitglieder des Allgemeinen Vereins

für Deutsche Literatur.

Das erste Jahr nach Gründung unseres Vereins, unser Probejahr ist vorüber. In allen Gauen Deutschlands, selbst jenseits der Meere, soweit nur die deutsche Zunge klingt, hat unser Unternehmen Anklang und Theilnehmer gefunden. In allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft, selbst mit huldvollem Entgegenkommen in den höchsten, wurden Beitrittserklärungen ausgesprochen. Den zweiten Jahrgang unserer Veröffentlichungen dürfen wir mit dem sicheren Vertrauen beginnen, dass wir nicht nur das gewonnene Feld im Kreise der Literaturfreunde Deutschlands behaupten, sondern noch ansehnlich erweitern werden.

Bekanntlich ist unsere Zeit nicht eben der Buchliteratur günstig. Die Interessen des Tages, der Streit der Meinungen haben die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes in solchem Grade in Anspruch genommen, dass Viele neben ihren Berufsarbeiten kaum noch die Musse gewinnen können für eine gründliche Durchsicht der Zeitungen. Hat doch auch die deutsche Journalliteratur einen Umfang erhalten, wie diesen weder Frankreich noch England aufzeigen. Die Feuilletons der grossen politischen Zeitungen, die Monats- und Wochenschriften, ziehen fast alle Zweige des menschlichen Wissens und Erkennens, alle Disciplinen und Fortschritte, die darin gemacht werden, in den Kreis ihrer Besprechung, und thun dies meist in einer anziehenden, auf ein grosses Publikum berechneten Form.

Nichtsdestoweniger erwehrt sich doch die wahre Bildung der Zersplitterung. Die in Zeitschriften kaleidoskopisch abwechselnden Gegenstände beirren das Auge. Oft ist die Erörterungsform eine polemische und versetzt dann in ein Gebiet von persönlichen Interessen, auf welches zu folgen den meisten unter den Lesern das Behagen fehlt. In solchen Fällen wird sich immer wieder der Gedanke geltend machen, auf welchem wir unsere Unternehmung begründen zu dürfen glaubten. Der gebildete Literaturfreund wird sich gern aufgefordert fühlen, für einige Zeit und ohne die Unterbrechungen, welche die Journalform bedingt, sich mit dem Buche eines geachteten Autors zu beschäftigen. Der Vortheil, ein Ganzes ungetheilt zu übersehen, wird ihn immer anreizen, ein Buch, zumal in gefälliger Ausstattung, seiner Bibliothek einzuverleiben. Dasselbe zu geeigneter Stunde wieder zur Hand zu nehmen und wenn der darin behandelte Gegenstand Veranlassung zum Austausche anregender Thatsachen und Gedanken wurde, es seinem Hause, seinen Freunden zugänglich machen zu können, ist ein Vortheil, welchen Journallectüre in seltenen Fällen gewährt.

Unsere Aufgabe war, den Mitgliedern des Vereins Gediegenes darzubieten und zu dem Ende die hervorragendsten schöpferischen Geister der Nation für unseren Plan zu gewinnen. Auch blieb uns die für alle unsere Mittheilungen gestellte unerlässliche Bedingung gegenwärtig, dass in die Reihe unserer Veröffentlichungen nichts aufgenommen werden sollte, das sich nicht neben dem interessanten Inhalte zugleich durch ansprechende Form und Popularität im höheren Sinne des Worts auszeichnete. Indessen ist aller Anfang schwer. Vielleicht hat eine oder die andere Mittheilung in unserer Ersten Serie nicht ganz den Erwartungen aller unserer Interessenten entsprochen. Unsere Anstrengungen, nur wahrhaft Fesselndes zu bieten, haben nicht nachgelassen. Wir glauben für unsre

Zweite Serie,

welche wiederum für das Vereinsjahr 1875

sieben Werke

bieten wird, literarische Erscheinungen gewonnen zu haben, die, wenn sie ausserhalb unseres Vereinswirkens würden hervorgetreten sein, schon an und für sich die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Literaturfreundes erregt hätten. Zustimmender Begrüssung gewiss, kündigen wir als den Inhalt der Zweiten Serie an:

Paul Heyse:
GIUSEPPE GIUSTI, sein Leben und seine Dichtungen.

Berthold Auerbach:
Tausenderlei Gedanken des Collaborators.

H. M. Richter:
Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Karl Gutzkow:
Rückblicke auf mein Leben.

Friedr. Bodenstedt:
SHAKESPEARE's Frauengestalten.

Hoyns, Dr. Georg:
Die Bildung der Alten Welt.

Dr. Carl Frenzel:
Renaissance- und Rococo-Studien.

Diesen werden, je nach Fertigstellung, die folgenden Werke sich anschliessen:

Paul Lindau:
Alfred de Musset.

Rich. Gosche:
JONATHAN SWIFT, ein Zeitbild aus dem XVIII. Jahrhundert.

J. C. Bluntschli:
Kirchen- und Staatsmänner seit der Reformation.

Louis Büchner:
Aus dem Geistesleben der Thiere.

Max Lehmann:
SCHARNHORST, ein Lebensbild.

Eman. Herrmann:
Studien auf dem Gebiet der Wirthschaft.

Julius Rodenberg:
Elsässer Geschichtsbilder.

Julius Lippert:
Böhmische Dörfer.

BERLIN, im November 1875.

Stimmen der Presse:

Augsburger Allgemeine Zeitung: „— — Was wir angesichts des beachtenswerthen Unternehmens wünschen können, ist, dass die Literaturfreunde dasselbe nach Kräften unterstützen mögen, damit der Sache die verdiente Beachtung zu Theil werde."

Wiener Fremdenblatt: „— — Wir empfehlen den Beitritt zu diesem Vereine jedem gebildeten Leser, der den allmäligen Besitz einer schönen und werthvollen Büchersammlung und den Erwerb einer anregenden, gediegenen Lektüre für die Familie anstrebt."

Der „Bund" in Bern sagt über die dritte Vereinspublikation *„Osenbrüggen: Die Schweizer, Daheim und in der Fremde":*

„Unter den Werken des Vereins ist soeben obiges Buch erschienen, auf welches wir gerne einen grösseren Leserkreis aufmerksam machen möchten und das es wohl verdient, dass ihm von schweizerischer Seite ein Wort dankbarer und ehrender Anerkennung zu Theil werde."

Westermann's Monatshefte: „Der seit einem Jahre bestehende „Verein für Deutsche Literatur", an dessen Spitze der Grossherzog von Weimar und der Prinz Georg von Preussen stehen, muss als ein würdiger Versuch betrachtet werden, den deutschen Literaturverhältnissen Verbesserung zu bringen. Man sucht es dem Publikum so leicht zu machen wie nur möglich, um sich durch Anschaffung bedeutender Werke, in denen wissenschaftliche oder poetische Bedeutung mit populärer Form verbunden ist, eine Hausbibliothek zu bilden. — — Man kann das Unternehmen nur dringend empfehlen, und wir dürfen nicht vergessen, zu bemerken, dass die Eleganz der Ausstattung und des Einbandes diese Bücher auch zu Festgeschenken sehr geeignet macht."

Berliner Tageblatt: „— — Liegt für die Wahl des Inhalts und für die Form der Ausstattung in den Namen der Autoren jede Bürgschaft, dass die Büchersammlung in der That eine Zierde des Hauses sein wird, die sich jede Familie, wenn sie auf „Bildung" Anspruch macht, nicht entgehen lassen sollte, so erscheint uns das Unternehmen auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil es principiell den landläufigen Begriffen von dem entgegentritt, was man in nicht literarischen Kreisen eine schöne Bibliothek zu nennen pflegt. — — Eine solche Bibliothek bietet für die Familie eine anregende und gediegene Lectüre und ist deshalb weitaus allen Sammlungen von Romanen und Poesien vorzuziehen, mit deren Anschaffung gewisse „gebildete" Kreise dem Bedürfniss nach geistiger Nahrung, eventualiter in schönem Einband einer gefälligen Wanddecoration Genüge zu thun glauben.

Bei den Werken einer ernsten und edleren Richtung wird es natürlich, um sie für weitere Kreise sympathisch zu machen, auf die gefällige und in höherem Sinne populäre Darstellung ankommen, das heisst sie müssen in durchsichtiger Klarheit verfasst sein und dürfen trotzdem nicht einer Art schönen Fülle der Form entbehren, die den Gedanken nicht bloss in dem Werthe, den er an sich hat, wiedergiebt, sondern mit jener Zuthat einer schönen, oder anmuthigen Wendung, deren Maass nicht näher bestimmt werden kann, weil es so zu sagen das Geheimniss dessen ist, der in wahrem und besserem Sinne populär zu schreiben versteht. Die Herausgeber aber haben gerade in dieser Richtung ihr feines und competentes Urtheil bewährt: jedenfalls bieten auch die Autoren, die bis jetzt für das Unternehmen gewonnen sind, mit ihren Namen die beste Gewähr einer trefflichen Leistung. Wir haben nicht nöthig, das lange Verzeichniss dieser Autoren aufzuführen und sagen nur, dass kein Name darin fehlt, der in Deutschland von bestem Klange ist, und kaum einer vorkommt, der nicht darauf Anspruch hätte, in erster Reihe genannt zu werden. — —"

Neues Wiener Tageblatt: „— — Die Publicationen des Vereins, die bis jetzt vorliegen, lassen das Beste von seiner Thätigkeit erwarten und sind geeignet, eine hohe Meinung von den ihm zu Gebote stehenden literarischen Kräften wie von dem redactionellen Geschick seiner Leitung einzuflössen. — —"